VOLUME

2

Ernst Zahn's Gesammelte Werke

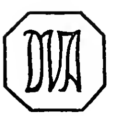
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Zweiter Band

Bergvolk

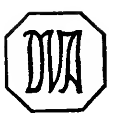


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Bergvolk

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Zum 50. Geburtstag

widmet dieses Buch

seiner lieben Mutter

der Verfasser

Dich leg' ich, Buch, in jene Hand,
Die ich in der Welt als die treuste erfand!
Es richte über dich der Mund,
Den wahrhaft ich wußte zu jeglicher Stund'!
Ich gebe dich zu eigen ihr,
Die selber stets redlich geteilt hat mit mir,
Der Mutter übergeb' ich dich!
Und leuchtet ihr Auge, durchblättert sie dich,
Und färbt ein leiser Stolz ihr die Wangen,
Dann hast du, Buch, die Weihe empfangen!

Inhaltsverzeichnis

St. Gotthard

Eine Geschichte aus vergangener Zeit

---

1. Der Barmherzige

Segne mein Tagewerk, mein Gott," betete Isidor, der Mönch.

Hinter den Zinnen und Türmen der Berge des heiligen Gotthard hob des Tages erstes Leuchten an. Flammen aus purem Golde lohten unsichtbar. Wie Blitze zuckten ihre Vorläufer jach und hell um in den Himmel ragende Zacken. Die Wolkenbogen gewannen Farbe, ein schimmerndes Blau überrann das Luftgewölbe und wurde tiefer, tiefer, bis es Italiens Himmelsazur an wundersamem Glanz übertraf. Der Mönch stand wie in einem Tempel, dessen Säulen die gewaltigen Berge und dessen Dach der morgenstrahlende Aetherraum.

„Segne mein Tagewerk, Gewaltiger des Himmels," flüsterte der frühe Beter wieder.

Sein Auge tauchte trunken in das erwachende Licht. Seine breite Brust atmete in großen Zügen des Morgens Eishauch ein.

Wo er betete, war ein Hügel, an dessen Fuß ein steingefügtes schmuckloses Gebäude sich erhob. Das war das Hospiz, der Rastort der Müden, der Schmachtenden Labestatt, der aus Stürmen Ge-

borgenen Obdach und je auch der von den Berggewalten Zerschmetterten Totenhaus.

Die vier armseligen Mauern hatten eine armselige Geschichte. Die Barmherzigkeit hauste jeweilen jahrelang darinnen zum Segen aller Bergpilger und verschlich darauf wieder auf lange Zeit feige vor ihrer Schwester Entbehrung, mit der es auf dem Berge zusammen zu wohnen galt. Mailändische Mönche hatten zuletzt liebreichen Amtes im Schirmhause gewaltet. Pater Isidor, der Ursener, den ein Gelübde an ein bündnerisches Kloster band, war vor zwei Jahren in deren Erbschaft getreten. Sein Werk gedieh. —

Eine Erzstimme erfüllte die morgenkühle Luft. Der Mönch war hinabgestiegen zu der kleinen Kapelle, welche unweit des Schirmhauses zwischen zwei Riesenfelsbrocken stand. Von seinem Arm gerührt, bimmelte das Glöcklein seinen Ruf zur Mette hinüber zum größeren Bau und weit über Saumweg und Trümmerhalden, über die in Totenruhe lauschenden Seen, bis er im nördlichen Grenzgeklüft verhallte.

Um das Schirmhaus wurde es lebendig. Zwei baumlange Knechte traten aus dem Stall, welcher dem Hauptgebäude gegenüberlag, und wandten sich nach der Kapelle. Bald danach entrann aus dem letzteren ein buntes Gemisch von Menschen, an die zwanzig an Zahl, die dem Meßruf folgten. Säumer und Händler waren es zumeist, die im Schirmhaus gerastet hatten. Aber auch zwei wildblickende Gesellen in verschlissenem Soldatenwams waren drinnen zu Gast gewesen; ein Bettelmönch mit wunden

Füßen und von hungrigem Aussehen schritt hinter ihnen her zum Kirchlein, und als letzter folgte ihnen Herr Matthias Zurflüh, der weise Landschreiber von Uri, den ein hochpolitisch Geschäft nach Livinen rief und der es nicht verschmäht hatte, seinen hageren und in würdige schwarze Tracht gehüllten Leib auf dem Stroh des Hospizes zur Ruhe zu legen.

Eine halbe Stunde dauerte die Andacht in der Kapelle.

Währenddessen war in der geräumigen Gaststube des Schirmhauses ein Klirren irdenen Geschirrs. Tonio, der Knecht, den der Mönch noch von den Mailändern übernommen und der Koch und Kellermeister, Spülmagd und Hausknecht und noch vieles mehr in seiner eigenen, verschrumpften, buckligen Person vereinigte, richtete das Morgenmahl. Er hatte die gehörige Anzahl irdener Teller und zinnerner Löffel auf den langen, weißgescheuerten Tisch, an welchem die ungeschlachten Bänke standen, gesetzt. Ein paar Laibe Schwarzbrot lagen davor und ein mächtiger Käs, der aus Ursern stammte, harrte des anschneidenden Messers.

Prüfenden Blickes überschaute der häßliche Welsche seine Stube. Der Raum lag zu ebener Erde und war so düster wie der ganze Bau. Drei Wände waren fensterlos, der vierten vergitterte, kleine, halbblinde Scheiben gingen nach vorn und schauten auf die Holzsäulen, welche hier den überragenden Oberbau des Hauses trugen. Die Einrichtung der Stube war die einfachste. Sie bestand aus dem Tisch, den Bänken, ein paar schweren Stühlen und einem Kamin aus Granitplatten.

Rohes Balkengefüge bildete die Wandung; der tannene Boden war mit Sand bestreut.

Des Welschen Musterung hatte ihn belehrt, daß er unterlassen, dem Ehrengaste der vergangenen Nacht seinen Platz zu richten. Dem wohlbestallten Schreiber der höchsten urnerischen Behörde stand das vornehmste Trinkgefäß des Hospizes, die ohrentragende Tasse, zu. Der Knecht setzte die irdene Reliquie mit einer gewissen Feierlichkeit zu Häupten des Tisches nieder, rückte einen der schweren Stühle heran und verließ dann erst, seines Werkes zufrieden, in Holzschuhen klappernd, die Stube.

Kurz nachher füllte sich diese mit lärmendem Reisevolk. Geräuschvoll nahm Mann um Mann am Tische Platz. Der Landschreiber war der letzte, der in seiner für die Bergfahrt fast zu steifen Gewandung sich in würdiger Haltung auf seinen Sitz begab.

Indessen war Tonio, der Knecht, schon mit einer Melkter schäumender Milch erschienen. Er füllte mit seiner Holzkelle Herrn Matthias' Trinkgefäß zuerst und schöpfte darauf jedem der Männer seinen Anteil. Und als er geendet hatte, stand der hohe Mönch in der Türe.

Der Pater trat an das untere Ende des Tisches, die Hände über der Brust gekreuzt, auf die der dunkle Bart in weichen Wellen niederfiel.

„In nomine Deo!" sagte er mit einer Stimme, die selbst in ihrer Ruhe wie ein leiser Erzton in den Saal scholl.

„In nomine Deo!" wiederholte der Schreiber,

und ihm folgend, faltete die Tischrunde mehr oder minder andächtig die Hände zum Eßspruch.

Als der Kapuziner das Haupt hob, ging am Tische das Löffeln an.

„Wollet mithalten, Pater Isidor," lud Herr Matthias ein.

„Ich habe gegessen," entgegnete der andre freundlich, während er sich dem Schreiber näherte. Als er durch die Stube schritt, hing manch ein Auge in Staunen an der gewaltigen Gestalt. Die braune Kutte hob den hohen Wuchs des Mönches und verbarg den mächtigen Bau der Glieder nicht. Auf dem Leib saß ein Kopf, mild und ernst wie der eines Heiligen, und auf der noch jungen Stirn thronte eines Alten Weisheit. Das scharf und kräftig geschnittene Antlitz schaute bleich aus braunem Haupt- und Barthaar. Die braunen Augen blickten mild und zwingend zugleich.

Herr Matthias lächelte gnädig, als der Pater sich neben ihm auf einen Stuhl niederließ.

„Ihr bietet uns labsamen Morgentrunk, frommer Vater," schnarrte er.

„Ich biete, was Sankt Gotthard gewährt," war die Antwort.

Darauf wurde das Gespräch allgemein. Der und jener verriet Weg und Ziel und heischte des Gastgebers Rat auf weitere Fahrt.

Gelassen und klar gab der einem jeden zu Nutz und Frommen Bescheid.

Nach einer Weile riß Herr Matthias die Unterhaltung wieder an sich.

„Saget mir, Herr Pater, redet das Gerücht

nicht zu viel, das besagt, Ihr kennet alle Mittel der Heilkunst und stehet wider jede Krankheit, ja selbst gegen das Sterben hierzulande?"

Der verborgene Spott in des Urners Rede kümmerte den Mönch nicht.

„Menschenmacht hat enge Grenzen," sagte er. „Wenn Gott nicht will, ist mein armes Wissen wie Dunst im Sturm. Wenn das Gerücht sagt, daß ich Kräuter und Wurzeln kenne und zu nützen weiß, so hat es nicht gelogen. Zuweilen ist mir ein böses Uebel zu bannen gelungen. Wollet Ihr verweilen, Herr Landschreiber, so mögt Ihr wohl auch heute allerlei Volk gewahr werden, das den Weg hier herauf nicht scheut, mir Rätsel aufzugeben. Solche Rätsel zu lösen des Leibes wie der Seele, das ist mein Tagewerk geworden."

„So sehet Ihr täglich Kunden?"

„Im Sommer, ja!"

„Und es wäre wahr, daß die Leute Euch zulaufen von Ursern, dem Wallis, den Bündner Bergen?"

„Sie kommen! — Selber von Uri, Herr!" lächelte der Mönch.

Der hagere Schreiber besann sich, daß er ein leidend Ehegespons zu Hause gelassen, obwohl er sonst auf Reisen gerne dieses Umstands vergaß. Hier war ihm Gelegenheit, auf bequeme und wohlfeile Weise ein Präsent für seine Gestrenge zu erwerben, und Herr Matthias versprach sich von der Arznei für den siechen Leib auch einen günstigen Einfluß auf den selten zu freundlichem Empfang geneigten Sinn seiner Frau Liebsten. Eben wollte er dem Mönche sein Anliegen vorbringen, als

Tonio eintrat und, sich an seinen Herrn machend, ihm etwas ins Ohr raunte.

Der Pater erhob sich.

„Meine ersten Kranken," sagte er, indem er sich gegen die Tür wandte.

Neugierig folgte ihm Herr Matthias kurz nachher hinaus.

Auf den Granitplatten vor dem Hause hatten vier Träger eine Art Bahre niedergelassen. Ueber diese war der Mönch gebeugt, als der Urner in die Türe trat. In scheuer Andacht, als erwarteten sie einen Zauber zu sehen, standen die vier Männer um den Arzt. Nach einer Weile richtete sich der Pater auf. Der Urner sah ein Mädchen auf der Bahre liegen, abgezehrten Leibes, mit eingesunkenen Wangen, auf denen heiße Fieberrosen blühten.

„Ihr kommt von Faido?" wandte sich der Mönch an die Träger.

Einer der Männer, ein weißhaariger Alter, der mit ängstlicher Spannung auf des Arztes Entscheid über seine Kranke wartete, bestätigte die Frage.

„Wir sind die Nacht gewandert, Herr," berichtete er. Und zitternd fügte er hinzu: „Wollet Ihr helfen?"

„Das Kind ist Eure Enkelin?" forschte der Mönch weiter.

„Ja, Herr! Sie und ich sind allein. Sie ist die Freude des Dorfes gewesen, bis im Frühjahr die Krankheit an sie kam. Darum sind diese" — er wies auf die Genossen — „mit mir gezogen."

„Wollet Ihr helfen?" wiederholte er dringender.

Der Pater winkte, daß sie die Bahre nach einer

Stelle trugen, wo das frühe Gold, aus Osten über schneeige Zacken quellend, warm und voll Glanz auf steinigem Boden spielte.

Dort wies er auf das leise sich färbende Antlitz des vor Ermattung schlummernden Mädchens.

„Luft und Licht müßt Ihr der Kranken geben und mit ihr von euerm Orte weiter südwärts gehen, als Ihr gestern und heute gegen Norden gezogen seid! Seid Ihr frei, zu hausen, wo Ihr wollt?"

Der Alte fuhr sich durch das bleiche Haar und gab Bescheid.

„Ich habe viele Jahre gearbeitet. Nun darf ich ruhen, wenn ich will. Ich muß nicht sorgen!"

„So wendet Euch mit dem Mädchen zum langen See, sucht einen stillen Ort, den die Winde meiden und — so Gott will — wird sie Euch wieder gesund."

Der welsche Bauer war enttäuscht.

„Und Ihr gebt ihr nichts?" fragte er.

„Mein Rat ist mein Mittel," antwortete der Mönch.

Der andre faßte seine Rechte.

„Legt Eure Hand dem Kinde auf die Stirn, Herr! Ich flehe Euch an! Euer Griff ist heilig und macht sie gesund."

Unwillig befreite sich der Pater von dem Dränger.

„Narr, was redest du? Ich bin ein Mensch wie du!"

Damit verließ er wie in Ungeduld die Gruppe und schritt nach dem Hause.

Kurz darauf holte Tonio die Welschen mit ihrer Kranken dorthin, daß sie sich erquickten, ehe sie den Rückweg antraten.

Herr Matthias suchte indessen und fand den Mönch in einem kleinen Raum, welchen dieser allein bewohnte. Der seiner Würde bewußte Schreiber hatte die Türe ohne weiteres geöffnet und trat ein, als er seinen Gastgeber erblickte.

Pater Isidor wandte sich ab von dem vergitterten Fenster, an dem er gestanden, und maß den Eindringling mit einem Blick, der diesen so aus der Fassung brachte, daß er eine späte Entschuldigung stammelte.

„Ihr wolltet?" fragte der Mönch.

Des Urners Blick irrte durch die Zelle. Rohe Bretter liefen an den Wänden und trugen schwere Bücher und Schriften. Ein Kasten und eine Truhe verrieten ihren Inhalt nicht. Dort mochten die Arzneien des Kapuziners ruhen. So viel erhaschte Herrn Matthias' Auge, ehe er des andern Frage erwiderte.

„Ich bin gekommen, Euch Dank zu sagen für Obdach und Aetzung und Abschied zu nehmen, da ich talwärts zu steigen gedenke. Vorher hätte ich noch eine Bitte an Euch, hoher Arzneikundiger. Es ist mir soeben ein Beweis geworden von dem Vertrauen, das die in Eure Kunst hegen, welche zu Euch kommen, und meine eigene Fiducia ist mächtig gewachsen."

„Das, was Ihr Vertrauen nennt, das möchte mir mein Wissen verleiden," sagte der Pater. „So ist das Volk! Uebernatürliches suchen sie in mir und messen mir Kräfte bei, die ich nicht habe noch mir andichten lassen will."

Herr Matthias lächelte mit dünnen Lippen.

„Das Volk will seine Götzen haben, die es anbetet. Ihr seid auf gutem Wege, frommer Vater, dieser einer zu werden!"

Des Priesters Auge ging ruhig über des Urners spöttische Züge.

„Ihr irrt, Herr, ich lasse mich nicht anbeten! — Doch — Ihr kamet um meinen Rat — —"

Der Schreiber kramte sein weitläufiges Anliegen aus, und der Mönch, nachdem er ihn ruhig angehört hatte, versprach ihm ein wohltuendes Tränklein für sein krankes Weib, das er bereithalten werde, wann Herr Matthias auf seiner Rückreise abermals im Hospiz einkehre.

Eine halbe Stunde später zog der Landschreiber mit zwei Gefährten talabwärts. Vor ihm noch hatten die übrigen Gäste der Nacht die Berghöhe verlassen.

Für eine Stunde oder länger war das Schirmhaus leer. Dann aber nahten andre Wanderer. Nicht wenige kamen um Pater Isidors Rat und Hilfe. Und des Mönches Tagewerk war ein Trost- und Hilfespenden.

Darüber verstrich der strahlende Julitag. Auf der Berghöhe wurde es still, und das Hospiz lag in dämmernden, fast kalten Schatten. Es hatte zur heutigen Nacht wenigen nur Herberge zu bieten, wenn nicht mit Einbruch des Dunkels noch weitere Gäste herauf sich fanden.

Ueber den steinigen Pfad, der neben den toten Seen hinlief, wandelte der Mönch, in Sinnen versunken. In der Tiefe des Wassers, von dem die Sonne kaum die Eisbande gelöst hatte, brannte ein

glühroter Widerschein, der Abglanz der Lohe, die noch auf den Steintürmen in der Runde flammte. Der Schreitende genoß der erlöschenden Pracht. Aber die heimlichen, lichtzerstörenden Schatten wuchsen. Im Nordgeklüft brauten sich weiße Nebelwolken zurecht.

Dort, wo der ebene Pfad in plötzlichem Abfallen in den Felsen verschwand, tauchte die Gestalt eines Hirten auf. Fast hastigen Ganges erreichte er die Höhe. Nun suchte sein heller Blick das im Dämmern stehende Hospiz. Er verhielt den Schritt und fuhr mit der gebräunten Hand über die schweißnasse Stirn. Wie um die letzte Spur von Anstrengung zu verwinden, reckte er die schlanke kräftige Gestalt. Aus dem braunen Hemde mit der über den Rücken hängenden Kapuze schaute ein keckes, aschblondes Haupt. Das junge Gesicht zeigte grobe, offene Züge; über die hellen Augen waren dunkle Brauen gestrichen; auf der Oberlippe keimte brauner Flaum. Felix, der Knecht des Talvogts, war kein übler Geselle, vielmehr geschaffen, Weiberköpfe zu verdrehen.

Der Hirt setzte seinen Eilweg fort. Dann sah er vor sich den Mönch, welcher langsam, das dunkle Haupt auf der Brust, gegen ihn heranschritt. Beflügelten Fußes überwand er den letzten Raum, der ihn von jenem trennte. Der schaute erst auf, als der Bote vor ihm stand. Dann haftete sein ruhiges Auge auf den jungen erregten Zügen mit so scharfem Blick, daß dem Hirten zum Mute war, als brauche er nicht mehr zu reden und habe der andre jedes zu sprechende Wort schon aus seinem Gesichte gelesen.

„Rede!“ sagte aber der Mönch.

Und der Knecht, noch keuchend vom Lauf, gab

Bericht: „Herr, Eure Mutter entbietet Euch Botschaft, daß der Talvogt von Ursern zu Mittag gestorben ist!"

Ein Staunen leuchtete blitzartig in des Paters Antlitz auf. Wie ein Seufzen der Befreiung brach es von ihm. Im nächsten Augenblick war die Wallung bezwungen.

„Komm!" gebot er dem Hirten, ohne eine einzige weitere Frage zu tun.

Hastig strebten sie dem Schirmhaus zu.

„Erquicke dich," mahnte dort der Pater den Knecht. Und weiter befahl er:

„Dann eile, haste deinen Weg zurück, wie du hierherstiegst, Braver! Sage der Talvögtin, meiner Mutter, daß ich noch diese Nacht bei ihr sein werde!"

Das kurze Lob, das in dem Gebote lag, hatte dem Blonden das Blut in heißer Freude zu Herzen getrieben. Er stürzte einen Becher Weines, welchen Tonio ihm bot, hinunter. Dann beugte er lachenden Blickes das nackte, gebräunte Knie.

„Herr, gebt mir Heimsegen!"

Des Mönches weiße Hand legte sich in sein Blondhaar.

„Sankt Gotthard walte über deinem Niederstieg," sagte er leise.

Kaum, daß er geendet, eilte der Knecht davon.

Da rüstete sich Pater Isidor zur Nachtfahrt nach Ursern. Er rüstete eilig, als ob es ihn innerlich dorthin dränge.

Eine kurze Weile später schwebte seine Fackel über dem Weg, wo dieser, in Felsen sich windend, verschwand.

---

2. Zu Hospental

Dem Talvogt von Ursern leuchteten in seinem Hause zu Hospental die letzten Kerzen. Der unruhige, qualmende Flackerschein tat dem gewaltigen Leib, der wie ein gefällter Block auf eine Art Staatsbett gebahrt lag, keinen Dienst. Er raubte dem Toten den letzten Ausdruck von Frieden. Als wäre das von Furchen durchschnittene Gesicht mitten in grimmem Zürnen jäh erstarrt, so schaute es aus dem Linnenpfühl. Die acht Weiber, welche die Totenwache hielten, vermieden, auf das fahle Antlitz zu schauen. Und wenn ja ein Blick die gefürchteten Züge streifte, lief der Schauenden ein Gruseln durch den alten Leib. Nur die älteste der acht betenden Greisinnen, die hundertjährige Furger-Vroni, starrte aus glanzlosen, schier in den Höhlen verschwundenen Guckern auf den mächtigen Körper und wunderte sich. Seit manchem Jahr war der Vroni Geschäft das Totenwachen, und jedesmal, wenn sie eine Leiche sah, kam es ihr vor, als müßte sie diese um Verzeihung bitten, daß sie selber noch lebe, an der so lang die Reihe des Sterbens gewesen. So betete sie Jahr um Jahr viel junges Blut, rüstiges Volk und manchen morsch gewordenen Alten ins Jenseits, und von einem zum andern wunderte sie sich mehr über sich selber. Aber gram war sie dem Tod nicht, daß er sie vergessen hatte.

Das Murmeln der Weiber erfüllte das niedere

Gemach. Die Lichter flackerten, und durch das eine offene Fenster quoll kühle Nachtluft. An den runden, in Blei gefügten Scheibchen des andern summte ein Nachtfalter und tobte im kleinen, daß er nicht hindurchkam, wie weiland der Talvogt Renner im großen getobt hatte, wenn ihm etwas wider die Stierstirne gestanden. Das Summen des Falters und das Brummen der Weiber bildeten die richtige Totenmusik. Daran wäre der Vogt wieder entschlafen, wenn ihm ja der Sinn noch einmal ans Wachen gekommen wäre.

Nun kreischte irgendwo im Hause ein Flurbrett. Wohltuend störte das Geräusch das Plappern im Sterbegemach.

Die Vroni rastete einen Augenblick. Ihre Blicke musterten neugierig ihre Umgebung.

Außer dem Lager des Toten in der Mitte der Stube und den Stühlen der Weiber war jegliches Gerät aus dem großen Raume entfernt worden. Ein paar an den getäfelten Wänden hängende Stiche verrieten das Wohngemach des Vogts. Das alte Weib staunte, daß in der Stube des Reichen der Boden just nur mit weißem Sand bestreut war wie in ihrer eigenen Hütte. Ueber dem Staunen und Vorsichhingrübeln wurde sie schläfrig. Der Kopf sank ihr vornüber. Aber das Knarren der Stubentür schreckte sie auf.

Die Vögtin war zu den Weibern getreten.

Ihr Haupt, dessen graues, geknotetes Haar die Haube hielt, streifte beinahe die niedere Decke der Kammer; so hoch trug sie die kräftige Gestalt. In dem weißen, unbäurischen stolzen Gesicht stand in

harten Strichen der Charakter der Rennerin geschrieben: Willenskraft, Rechtlichkeit und Treue. Die hohe, schimmernde Stirn kündete durchdringenden Verstand, die dunklen Augen forschten und brannten; aber die Lippen waren wie in Verbitterung zusammengekniffen.

Beim Eintritt der Vögtin war in die lässig gewordenen Weiber ein Schrecken gefahren. Wie neu aufgezogene Uhrwerke rasselten sie ihre Vaterunser herunter und neigten sich neben dem Toten. Die Rennerin tat laut und fest die paar Schritte zur Bahre. Ihre steinerne Miene verzog sich nicht, während sie einen Kranz aus Alpenrosen auf die Leichendecke legte. Ohne ein Wort an die Weiber wandte sie sich ab und zum Gehen. Da öffnete sich die Tür zum andern Mal, und der Mönch vom Gotthard stand in ihrem Rahmen.

„Ihr riefet mich, Mutter! Ich habe nicht gezögert! Hier bin ich!"

„Gehet hinaus, Ihr!" hieß das Weib die Beterinnen. „Ich will allein sein mit diesem!"

Die Alten verschlichen scheu und verwundert.

Der Mönch war näher getreten.

„Er ist tot," sagte die Vögtin hart und wies auf den Gebahrten. „Ich kann nicht trauern, aber bete du für ihn!"

Der Pater schaute ihr tief in die Augen.

Wie sie so nebeneinander standen, konnten sie nimmer leugnen, daß sie Mutter und Sohn waren. Jede Linie in den Gesichtern war gleich, nur daß auf des Priesters Antlitz der verbitterte Zug fehlte.

„Es ist schnell gekommen," sagte er.

„Ja! Mitten im vollen Leben! Er hatte sich im Rausch erzürnt — über deinen Bruder. Und der ließ nicht nach, ihn zu reizen. Wie zwei wilde Tiere standen sie gegeneinander, und da — mitten im Wüten, während er die Hand hob zum Schlage, da schoß ihm ein roter Strom aus dem sein eigen Blut verfluchenden Mund, und er schlug jählings zu Boden!"

Das Erzählen des Weibes scholl wie eine Anklage. Die Kunde von einem Frevel, der nach Sühne schrie, lag in ihrer Haltung.

Der Mönch sprach leise und weich danach.

„Habt Ihr so schwere Tage gelebt, Mutter?"

„Ich klage nicht!"

„Hat er Euch Schimpf und Unbill nicht erspart?"

„Was fragst du?" sagte sie bitter.

Er forschte weiter, als schaue er in ihre Seele; seine Gestalt zitterte in Schauern.

„Er hat sich vergriffen an Euch?"

Statt aller Antwort hob sie die rechte Hand. Ueber das arbeitsharte, aber dennoch weiße Glied lief eine häßliche blaurote Schramme.

Pater Isidor fuhr zurück.

„Wann?" stammelte er.

„Er schlug nur einmal," sagte sie mit aufgeworfenem Haupte, ohne seiner Fragen zu achten. Dann gebot sie:

„Jetzt bete für deinen Vater!"

„Nein!"

Es war ihr eigener, harter Ton, in dem er sprach.

Aber die Vögtin zwang ihn.

„Will der, von dessen Barmherzigkeit das Ursener Gebirg widerhallt, dem eignen Vater die letzte Liebe versagen?“

Da trat er an die Leiche und sprach ein langes Gebet inbrünstig; denn er tat nichts halb.

Mit verschränkten Armen harrte die Vögtin, bis er zu Ende war.

Nach einer Weile wandte er ihr sein Gesicht wieder zu.

„Ich bedarf deines Rates,“ sagte sie da.

„Redet!“

„Wer soll Talvogt werden in Ursern?“

„Lasset das Volk bestimmen!“

„Das Volk braucht eine Vorsehung,“ sagte sie bedeutsam.

„Zeno steht das Recht zu!“

„Er ist seines Vaters Sohn,“ fuhr die Vögtin leidenschaftlich auf. „Sein Blut ist wie die Wasser des Wildbachs. Fließt es träg und seicht zuzeiten, so ist es zu andern nimmer zu dämmen, und dann muß Unheil sein, eher wird nicht Ruhe!“

„Berauscht er sich?“ fragte der Pater.

„Noch nicht! — Aber — wer weiß, wie lange er sich hält!“

„Ihn verlangt nach der Vogtschaft?“

„Er dürstet danach und fürchtet den Entscheid. Die Hälfte des Volkes steht für ihn, die andre ist lau. Das weiß er und begehrt deine Hilfe. Was wirst du tun?“

„Nichts!“

„Er ist dein Bruder. Und die Renner haben im Rat gesessen, solang dieses Tals Geschichte weiß!“

Der Mönch stand sinnend. Die unruhigen Kerzen warfen wechselnde Schatten auf sein gesenktes Gesicht.

Da begann das Weib aufs neue:

„Entscheide später und höre noch dieses: Dein Bruder wirbt um das Kind! — Nicht geduldig und still wirbt er um sie; ungestüm und wie der Herr die Knechtin begehrt er sie zum Weib!"

„Und sie stößt ihn zurück?"

„Sie weicht ihm aus, und ihr bangt vor ihm!"

„Ich wußte es! — Gottharda und er — Granitblock und Genziane! Ein unleidlich Begehren!"

Des Paters hohe Stirn hatte sich umdüstert. Die eine Hand griff in die Falten der Kutte und knüllte das Gewand. Mit der Bewegung zwang der Mönch den heimlich lodernden Zorn. Die Vögtin trat näher an ihn heran.

„Mein Weiser," sagte sie seltsam, „hast du einen Blick in deines Bruders Natur getan?"

„Ich durchschaue ihn!"

„So mußt du wissen, welch unbändige Kraft in ihm wohnt. Sie zum Guten zu dämmen, will ich, daß sein Ehrgeiz und sein Liebesheischen befriedigt werde. Du mußt mir helfen!"

Nun hob er das Haupt; Mutter und Sohn maßen sich.

„Nun denn — zum ersten, so Ihr es verlangt: ja! — Nein zum zweiten!" sagte der Pater.

Die Stimme der Rennerin schwoll.

„Er ist mein Letzter!" sprach sie. „Ich will ihn retten vor sich selbst! — — Muß ich dir erzählen,

was ich besaß und was mir übrigblieb? Von fünf Söhnen — dieser eine?"

„Und ich?"

Dir muß dein Gelübde über der Mutter stehen! Ich habe kein Recht mehr an dich! Aber eine Schuld hast du noch: Du mußt mir helfen dieses eine Mal!"

Er legte ihr beide Hände auf die Achseln und bohrte seinen zwingenden Blick in den ihren.

„Meine Mutter, das Urbild alles Rechts seid Ihr mir gewesen von der Stunde an, da ich Recht und Unrecht unterschied! Diesmal — zum erstenmal verstehe ich Euch nicht! — Aber ich will trachten, Euch zu verstehen; ich will Eure Pläne verfolgen und — wenn mein Gewissen es nicht verbietet — will ich dann — dann vielleicht helfen!"

„Du wirst," sagte das Weib ungerührt, „denn du mußt!"

Und sie schritt ihm voraus nach der Türe ohne einen Blick auf den Gestorbenen.

Des Paters Auge suchte noch einmal das friedlose Totengesicht.

„Zeno," murmelte er, als erblicke er den Bruder statt des Vaters auf der Bahre. Ein grausiges Bild schien vor seiner Seele aufzutauchen. Hastig folgte er der Vögtin hinaus.

Im Flur stand ein Harrender. Des Vogtes Aeltester stieß die Tür einer Kammer auf und hieß den Mönch eintreten. Ihre Mutter war nach einem andern Raum gegangen.

Kerzenlicht hellte auch die Schreibstube, wohin der Renner den Bruder ihm zu folgen aufgefordert

hatte. Auf einem rohen Tische lagen Schriftstücke die Menge. Eine Truhe schloß der Talschaft Gesetze, Vermögen und sonstige Urkunden ein. Schwere Lederstühle mit hoher Lehne vervollständigten die sparsame Einrichtung.

In einen der letztern warf sich der Renner-Zeno. Das Eichengestell ächzte unter der Last des mächtigen Körpers. Der war an Wuchs dem des Mönches fast über und ein großer Kopf saß darauf, welcher des Paters Züge, nur roher und härter, zeigte. Derselbe schwarzbraune Bart wallte auf die Brust des Vogtsohnes. Aus den Augen aber, die unter buschigen Brauen lauerten, schauten nur halb verschleierte, unzähmbare Begierden, und um den Mund lag die Härte eines Spartaners geschrieben.

Zeno schlug die narbige Hand lässig auf die Platte des nahen Tisches und beugte den Stiernacken halb in Demut, halb in heimlich spähender Schlauheit.

„Hast du Zeit für mich, Heiliger?“ knurrte er.

„Du siehst es: ich bin hier,“ entgegnete der Mönch, und der Wohlklang seiner Stimme war wie Glockenschlag nach dem barschen Murren des andern.

„Ich brauche deine Hilfe.“

Das Geständnis schien den Renner schwer anzukommen. Wort für Wort war mühsam herausgequält.

Der Pater half ihm.

„Du willst Talvogt werden in Ursern. Das ist auch der Mutter Wille! Gut denn — du sollst es sein!“

„Weil die Mutter will, Heiliger?“ höhnte der andre.

„Ja! Ich traue dir nicht!“

Der Renner reckte sich auf.

„Was du denkst, schert mich nicht! — Hilfst du oder nicht?“

„Ich helfe, weil ich dich die Probe machen lassen will. Aber ich stehe hinter dir, und ich lasse dich fallen, wie ich dich hob, wenn du nicht tust, wie du mir versprechen sollst!“

Der Mönch stand gebietend über dem Bruder; und dieser duckte sich unter seiner Uebermacht.

Da forderte der Pater:

„Zum ersten sei all dein Sinnen und Wirken auf der Talschaft Macht und Größe gerichtet!“

Zenos Gestalt wuchs neben der des Bruders auf. Seine Blicke lohten.

„Bei deinem heiligen Gotthard, Mönch, ich will nichts andres!“

„Achte das Volk, daß es dich achte! Knechte es nicht! Stelle sein Wohl über das deine!“

„Es sei versucht!“

„Nicht versucht! Dein Entschluß sei es und dein Schwur!“

„Ich schwöre nicht auf die unsichere Zukunft!“

„So schwöre, daß du guten Willens bist, zu tun, was ich verlangte!“

„Nicht mehr? — Hier!“

Der Renner streckte drei Finger der narbenzerrissenen Hand gerade vor sich.

Da begehrte der Pater zum letzten:

„Zähme dich! Zwinge dein jaches Blut und halte deine Begierden im Zaum!“

„Du kannst das Predigen nicht lassen, Pfaff," lachte rauh der Ehrgeizige. „Stehst du so ganz dafür, daß deine heilige Seele nicht untreu wird? — Aber, pah — sei auch hier versichert, daß ich guten Willens bin!"

„Ich will die Probe sehen," sagte der Mönch.

Darauf trennten sie sich für die schon halb verronnene Nacht.

3. Peter, der Schmied

Fahles Frühlicht zerteilte allmählich die letzten Dunkel. Der Klumpen ragender Mauerschatten entwirrte sich. Hütte um Hütte wurde sichtbar. Wie eine zusammengedrängte Herde standen sie am Berg, und das ewige Donnern der stürzenden Reuß grollte um sie. Das gemauerte Haus des Vogts starrte grau wie eine Festung am Eingang Hospentals auf den Pfad, der durch ebenes Mattenland nach Andermatt führte.

Das Murmeln der noch betenden Weiber drang durch das offene Fenster der Totenstube auf die Straße.

Aus der Küche, wo das Morgenmahl war eingenommen worden, wandte sich das Gesinde des Vogts der Arbeit zu.

Ueber ihren Schalen frisch gemolkener Milch saßen im Küchengelaß in schweren Stühlen zu Enden des langen eichenen Eßtisches die Vögtin, der Pater und ein Mädchen. Rede und Widerrede ging zwischen der Rennerin und dem Mönch. Die junge Dirne saß schweigend und streifte nur zuweilen mit leuchtenden Blicken die Gesichter der Redenden. Halb Kind noch, halb schon Weib, hatte sie in den wie zu aller Menschen Wohlgefallen gemeißelten Zügen einen sinnenden Ernst. Die Augen zeigten das Blau der Genziane, das Haar war blond und weich; ein silberner Pfeil schmückte den

Knoten am Hinterhaupt. Als sie aufstand, das Licht zu löschen, das in des Tages höher steigendem Schein überflüssig geworden war, streckte sich die junge Gestalt zu schlanker Höhe. Das Mieder aus gewirktem Stoff schloß sich knapp um blühende Formen.

Die Fremde war heimisch geworden im Vogthause. Aus dem Schneesturm im Gotthardgeklüft wie durch ein Wunder gerettet, das einzig Ueberlebende einer Säumerkarawane, welche die Lawine in die Tiefe gerissen, hatte vor fünfzehn Jahren das Kind, nicht wissend, woher und wohin, namenlos und ohne Heimat, in der Vögtin eine Mutter gefunden. Der junge Vogtsohn hatte das Leben der Kleinen den Mächten des Gebirgs abgezwungen, als er als Novize zum letztenmal im Vaterhaus einzukehren sich anschickte, und die Vögtin hatte die Fremde an ihr Herz genommen und den Findling Gottharda genannt.

„Ich gehe zu Berg," sagte aufstehend der Mönch den Weibern. „Ehe Ihr morgen den Toten begrabt, werde ich wieder hier zur Stelle sein."

„Ich harre deiner," sagte Frau Pia.

Dann, als ihre Hände sich zum Gruße einten, raunte sie:

„Vergiß nicht, daß du mir helfen mußt!"

„Ihr wisset meinen Bescheid, meine Mutter!"

Er reichte die Hand der Dirne.

Die neigte sich, leicht das Knie beugend, über die weißen Finger und drückte die Lippen in andächtiger Scheu darauf.

Da zürnte er:

„Laß das Gebaren, Harda! Ich hasse die Unterwürfigkeit. Du sollst dich nicht demütigen!"

„Soll ich die Hand nicht küssen, die mir das Leben geschenkt hat?" stammelte das Mädchen verwirrt.

„Danke den Heiligen des Himmels, die dich retteten!"

Der Mönch verließ den Raum.

Als er aus dem Gebäude ins Freie trat, wandelte der junge Tag lichtstreuend ins Tal. Von zuckenden Goldblitzen gestreift, schritt der Pater bergan ins Dorf. In der steilen, holprigen Gasse war Leben. Geschäftig ging das Volk an neues Tagewerk. Dem Schreitenden voraus lief ein Wispern: „Der Barmherzige!", und die Kunde von seinem Nahen verbreitete sich von Hütte zu Hütte. Die Leute harrten seiner unter den Türen und bogen die Knie, während er vorüberging. Und ein Blick des Gotthardmönches war wie Morgensegen für die Menge.

Der Pater durchschritt die lange Hüttengasse. Unweit des letzten Holzbaues hielt er an. Die rauchschwarze Hütte stand entfernt von den übrigen, just wo der Pfad, in scharfem Bogen sich wendend, ins Gebirge führte. Trotz der frühen Morgenstunde tönten wuchtige Hammerschläge auf die Gasse. Der Amboß klang, und einzelne Funken sprühten zur offenen Tür heraus. In der rauchigen Werkstatt stand Peter, der Schmied, an der Arbeit.

Der Mönch verweilte sinnend am Wege. Seine Augen ruhten auf der Tür der Schmiede. Vor der Schwelle derselben streckte sich ein kleiner weißer

Hund in einem warmen Lichtstrahl, der auf die Steine rann. Das Tier dehnte sich behaglich und blinzelte in die Sonne. Da ruhte in der Werkstatt plötzlich der Hammer. Ein noch glühendes Stück Eisen kam durch die Tür geflogen und streifte das sich sonnende Tier so hart, daß es mit einem gellenden Aufschrei davonstob und jämmerlich winselnd sich hinter das nächste Haus verkroch. Gleich darauf trat der Werfer auf die Schwelle. Des Schmiedes häßliches Gesicht verzog sich zu einem schadenfrohen Grinsen, während er nach dem Hunde ausschaute. Als er des Mönches ansichtig wurde, wandte er sich hastig in die Werkstatt zurück und riß die Tür hinter sich zu; aber der Pater folgte ihm. Die Roheit des Gesellen hatte ihm das Blut jäh ins Gesicht getrieben. Nun legte er die Hand an die ungastlich verschlossene Tür, sie aufzustoßen. Die Pforte widerstand.

„Oeffne!“ gebot der Mönch laut.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben; dann trat der Pater in die Werkstatt. Auf seinen schwersten Hammer gestützt, erwartete ihn der Schmied, dessen Körper alles Ebenmaß und alle Kraft der jungen Mannesjahre zeigte und dessen Gesicht entstellt war, daß es Kinder hätte schrecken können. Ueber die Stirn unter dem leichtgelockten Blondhaar hervor zogen rote Rinnen. Dieselben häßlichen verwachsenen Narben verunstalteten Nase und Wangen des bartlosen Antlitzes. Statt des linken Auges lag eine entzündete Höhle unter finster gefalteter Braue, und das unversehrte Auge blickte halb wild, halb verschlagen.

„Was hat dir der Hund getan?" fragte streng der Mönch, den giftigen Blick auffangend, den der Einäugige ihm zuwarf.

„Nichts!" murrte der Schmied.

„Um nichts marterst du dein Vieh, Elender," zürnte der Priester.

„Dem Hund war zu wohl! Ich selber darf mich auch nicht faulenzend in die Sonne legen. Soll mein Hund es besser haben!"

„Dein Gemüt ist verbittert!"

Der Schmied schlug vor des Mönches Richtermiene den Blick nieder. Aber in seiner ganzen Haltung lag unbändiger Trotz.

Der Pater fragte:

„Betest du?"

„Zu wem?" höhnte der Einäugige. „Meine Mutter hat mir von einem Herrgott erzählt, der allmächtig sei und irgendwo da oben in den Wolken wohne. Sie sprach von einem wundertätigen Weibe, der Gottesmutter, und wußte von einem ganzen Heer von Heiligen zu berichten. Der Alten lief dabei ein andächtiger Schauer nach dem andern durch die Glieder. Aber all ihr Frommsein — was hat's ihr genützt? Sie ist eines gräßlichen Todes gestorben! Und ihren Jungen haben die Heiligen auch nicht gehalten, als er ins Geklüft stürzte und sich sein menschlich Gesicht zu einer Fratze verschnitt, so daß er sein Leben lang der Spott der Leute ist!"

„Du frevelst," sagte der Mönch schwer.

Aber ein wütender Zorn überkam den Schmied. Er hob den gewichtigen Hammer und schwang ihn spielend in der Luft.

„Schert es Euch, was ich rede! Ich habe Euch nicht gerufen! Zum Teufel mit Euerm Predigen! Ich hasse Euer glattes Gesicht, und Ihr könnt Euch hüten vor meinem Neid!"

Des Paters eiserne Faust hatte sich um das rußige Handgelenk des Grollenden gelegt und zog den Arm mit dem Hammer mit unwiderstehlicher Kraft nieder. Seine Gestalt schien zu wachsen. Peter fand kein Wort über den seltsamen Mann.

Dieser sagte laut und klingend:

„Du hast einen Teufel in dir, Schmied, und er hat eine unselige Macht über dich! Hüte dich! Du wirst der böse Geist der Talschaft werden, wenn du den wahnsinnigen Neid nicht verwindest, der an dir frißt. Ich habe dich erkannt. Im Groll über das Ungemach, das dir zustieß, kannst du kein Glück mehr um dich dulden und gehst auf Zerstörung aus alles Guten und sinnst auf Trüben alles Reinen! Hüte dich, daß du kein schleichendes Raubtier wirst, das zuletzt dem Messer des Jägers verfällt!"

Der Schmied knirschte mit den Zähnen, als suche er einer fast übermächtigen Erregung Herr zu werden. Mühsam zischte er heraus:

„Sie nennen dich den Barmherzigen, Mönch! Aber du schmähst nur und hast kein Pflaster für heimliche Qual!"

Ein Schimmer durchsonnte des Paters Züge, daß sie wie heilig schienen.

„Komme zu mir ins Hospiz, wenn du guten Willens bist — nicht einmal nur — immer wieder! Ich will dich heilen!"

Der Einäugige starrte zu Boden. Etwas wie

Wärme kam ihm ins Herz. Aber die Regung verflog.

„Ich bin nicht krank und begehre nicht geheilt zu werden," murrte er böse.

„So will ich warten, bis du zu mir kommst," sagte der Mönch ruhig. Und das Gespräch ändernd, fuhr er fort:

„Ich bin mit einem Auftrag für dich gekommen! — Du bist der Talwaibel! Entbiete allen, die im Rat von Ursern sitzen, daß, wenn sie meiner vor der Wahl des Talvogts bedürfen, ich morgen mittag hier zu Hospental im Hause der Rennerin derer warte, die zu mir kommen wollen!"

„Es ist gut," sagte kurz der Schmied.

„Sankt Gotthard mit dir! Erinnere dich meiner Worte."

Pater Isidor trat in die Lichtflut zurück, die wärmer und voller denn vorher in den Steinpfad quoll. Dann begann er langsam bergan zu steigen.

An den schwarzen Pfosten seiner Tür gelehnt, starrte der Schmied ihm nach, das Auge mit der Rechten wider die Sonne schattend. Ein leises Zittern lief durch seinen muskelstarken Leib. Alle Leidenschaften tobten in seinem Innern.

„Hüte dich, Pfaff," geiferte er in sich hinein. „Sein Gesicht ist wie ein glatter See, den kein Sturm kann wellen machen! Wie die lebendige Ruhe geht er einher! — Hüte dich, Pfaff! Ich will deine Ruhe stören!" —

Sich zur Esse umwendend, faßte er mit krallenden Fingern seinen Hammer. Aber ohne zu arbeiten, fuhr er fort in seinem Selbstgespräch:

„Bin ich ein Raubtier? — Feuer und Flammen! Da innen brennt's wie blutheischende Gier! Die Weiber der Talschaft kichern, wo sie mich sehen, die Männer höhnen und spotten! — Krieg der Talschaft! Ich bin Euer böser Geist, Mönchlein, ich bin es schon! Haha!"

Der Hammer fuhr auf und dann nieder auf ein kaltes Hufeisen, das auf der Esse lag. Es gab einen schrillen Ton und zersprang, und ein Mauerstein flog aus dem Herd, in Splitter geschlagen.

Und wieder riß Peter die Werkstattür auf und badete den häßlichen wie in Fiebern glühenden Kopf in der Morgensonne.

Der Mönch war verschwunden.

Eine Weile blieb es still um die Schmiede.

Dann kamen aus dem Dorf herauf zwei Mäher gegangen, Felix, der Vogtsknecht, und eine dunkeläugige Dirne, deren Gesicht im Rot der Jugend und der Verschämtheit strahlte. Das dunkle Haar hing ihr in Zöpfen über den Rücken. Die kräftige Gestalt schritt aufrecht und leicht und trug im Antlitz die Frische und den Reiz des leuchtenden Sommermorgens.

Fast unacht, wo sie gingen, zogen die zwei lachend und scherzend und Blicke tauschend. Nun kamen sie an der Schmiede vorüber und übersahen den Einäugigen, bis ein häßliches Kichern sie umschauen ließ.

„Was lachst du, Schmied?" fragte der Knecht herantretend und unmutig.

„Ueber euch," erwiderte dieser, den Mund im Spott verzogen.

„Und weswegen?“ brauste Felix auf.

„Weil mir ein Gedanke gekommen ist!“

„So rede, was du für lustige Gedanken hast!“

„Mir fiel nur ein, wie bald die Dirne da um einen Gevatter wird ausgehen müssen!“

„Giftiger Hund! Ich zahle dir deinen Spott!“

Der Knecht streifte die Kotzenärmel an seinen nervigen Armen hoch.

„Komme nur,“ sagte der Schmied, ein Messer aus dem schmutzigen Hemde greifend.

Da trat die Dirne zwischen beide.

„Keinen Streit, Männer! Komm weiter, Felix! Was schert dich der Scheele!“

Und mit kräftigem Griff umfaßte sie des Burschen Schulter und zog ihn, der nicht widerstrebte, vom Hause hinweg.

„Es ist dir nicht geschenkt, Schmied,“ rief der Knecht im Fortgehen über die Achsel zurück.

„Deinem Weibsbild auch nicht,“ brummte da Peter finster hinter ihnen her.

„Der Scheele — soso — Furger-Helmine, der Scheele!“ sprach er trocken und gehässig für sich weiter, während er im Hause verschwand. Das Blut war in die Narben auf seiner Stirn getreten.

4. Hausrecht

Seit der Gräbt des Talvogts war eine Woche vergangen.

Die Furger-Vroni ruhte vom Beten und Nachtwachen noch immer aus, sintemal ihr seither keiner mehr zu Gefallen gestorben war. Sie saß vor ihrer Hütte, die an Alter mit ihr selber wetteiferte, und ließ sich die Lederhaut des Gesichtes und den dünnen, schneeweißen Scheitel von der üppig spendenden Sonne überquellen. Mit schläfrigen Augen blinzelte sie über die Dächer Hospentals.

Die niedere Hütte, deren Bretterdach mit großen Steinen beschwert war, klebte zu oberst an dem Hügel, welcher der Reuß zur Seite aufragte, und lugte in all ihrer Dürftigkeit herab auf den übrigen Häuserhaufen. Blauer Rauch stieg durch die Dachbalken in die heiße glitzernde Luft. Das Herdfeuer war seit dem Mittagsmahl noch nicht erloschen.

„Aeh,“ gähnte die Alte auf dem Holzstumpf, der ihr als Sitz diente, und die schlaffen Lider deckten die rotgeränderten Augen.

Aus der Hütte trat die Helmine, der Vroni Urenkelkind. Sie hatte sich am Herd zu schaffen gemacht und das Gesicht glühte ihr. Sie löste das Busentuch, und ihr Nacken schimmerte weiß, wo sonst das Tuch ihn deckte. Die runden nackten Arme lagen lässig am Rücken verschlungen. Aber sie sah aus, als hätte sie Wichtiges zu erzählen.

„Gesegnete Ruhe, Aehne," sagte sie gedankenlos und weckte die nickende Alte so jäh, daß diese, auffahrend, beinahe vom Holzstumpf glitt.

Da sah die Dirne, was sie getan hatte, und lachte bedauernd.

„Habe ich Euch gestört?"

„Was willst du denn?" fragte die Alte unwirsch.

„Erzählen habe ich Euch wollen! — Ich war im Vogthaus heute morgen."

Die Neugier der Greisin schien geweckt. Sie rückte ein wenig auf ihrem Sitz, und die Junge ließ sich neben ihr nieder.

„Die Vögtin hat Euch nachgefragt, Aehne," begann sie ihren Bericht. „Ihr seiet ein Wunder, hat sie gesagt! Und Ihr würdet sicher sie selber überdauern und viele andre im Tal."

„Wer redet vom Leben und denkt ans Sterben, wenn es Sommer ist!"

Das sprach die Vroni in scheltendem Ton. Sie wollte es nicht hören, daß ihr Alter unnatürlich sei.

Aber die Helmine fuhr weiter:

„Sie hat mir auch ein Stück Schaflende mitgegeben für Euch und Eier, einen Korb voll! — Sie ist gut und spendet allen Armen. Aber stolz ist sie! Fast hätte ich das Danken vergessen. So scheu bin ich jedesmal, wann sie vor mir steht!"

Die Alte murmelte etwas Unverständliches und ließ die Dirne weiterreden.

„Auch den neuen Vogt habe ich gesehen," erzählte diese.

„Wer ist das?"

„Der Sohn der Vögtin, der Zeno! — Er begegnete mir allein im Flur und fragte nach meinem Begehr. Dann faßte er meinen Arm und wollte mich küssen. Doch als ich ihm wehrte, stieß er mich wider die Wand und fuhr mich rauh an, so daß ich schleunig die Küche zu gewinnen trachtete. Der wird ein Gestrenger!"

In den Furchenzügen der Greisin ging ein sonderbares Mienenspiel an. Sie kicherte und sprach in sich hinein.

„So haben sie den zum Vogt gewählt! — Ich dachte es. Seine Handlinie deutet auf Macht. Aber — das andre — hm — hm — das andre!"

„Was habt Ihr, Aehne? Habt Ihr dem Vogt wahrsagen müssen?"

Eine Flut von Gedanken schien auf die Alte einzudringen. Sie vergaß der Dirne an ihrer Seite und plapperte, mit den fleischlosen Fingern im Schoß tändelnd, vor sich hin.

„Er ist ein Neugieriger, der Zeno, hihi! So hungert er nach der Herrschaft im Tal, daß er selbst nicht verschmähte, ein altes Weib um ihre Meinung zu fragen! — — — Er hat eine große Hand! Wie Striche auf Pergament liest sich die Schrift darinnen! — Geschwungen, scharf die Daumenlinie und hoch hinauf! — Hoch hinauf will er — und er kommt hoch hinauf! Hihi, er war zufrieden, als er das hörte. Einen Gulden griff er aus dem Wams. — Hätte ich ihm da die Freude verderben sollen? — — Aber ich weiß mehr! — Das Kreuz in der Hand! — Talvogt, wahre dich! Viele Alte überdauern dich, den baumstarken Zeno! Hihi!"

Die Augen des greisen Weibes öffneten sich weit, als schauten sie in die Zukunft. Adlerartig spitzten sich ihre Züge zu. Sie hatte in diesem Augenblick ein schreckhaftes Aussehen.

„Ihr macht mich fürchten, Aehne," raunte ihr die Dirne zu.

Da zitterte die andre.

„Bist du da?" fragte sie, als erwache sie just.

Die Junge erhob sich und scharrte mit dem Holzschuh im Wegsand.

„Ich sitze ja schon lange neben Euch," sagte sie. „Und ich habe Euch auch etwas beichten wollen."

„Beichte," sagte die Alte zänkisch. „Hast du die Milch verschüttet? Alltäglich Geschäft für dich! Oder hat das Stallvieh hungern müssen, weil du keine Zeit zum Füttern hast?"

„Ihr seid böser Laune, Aehne! — Nicht um Milch noch um Vieh geht's. Den Vogtsknecht Felix geht es an!"

„Was will der von uns?"

„Mich will er!"

„Narrheit! Du bist ein Kind!"

„Neunzehn Sommer, Aehne, mit Verlaub!"

Die Alte saß, als ob sie rechnete; aber ihre Laune wurde nicht besser dabei.

„Nun willst du mir davonlaufen, da du flügge geworden bist! Nichts da! Zu dem Unsinn ist Zeit genug, wann — ich gestorben bin!"

„Aber ich gehe nicht von Euch," beharrte die Dirne. „Ihr bleibet bei uns!"

Darauf die Greisin:

„Ich gebe es nicht zu, lasse dir's gesagt sein!"

Schmollend wandte sich die Junge zur Hütte, und die Vroni kauerte zusammen und redete nach Altweiberart laut ihre Gedanken aus.

„Wann ich gestorben bin! Wer redet vom Sterben! Lange kannst du warten, Knecht, die Furger-Vroni stirbt noch nicht!"

Das dürre Weib genoß die Sommerwärme, und es war, als gösse die Flut neues Leben in ihre Adern.

Sie richtete sich auf.

Da trat ein Schatten zwischen sie und das Licht. Sie hob den Kopf und erkannte den Schmied.

„Ist doch nicht Zinstag heute," murmelte sie.

„Nein, aber Kündtag," höhnte der Narbige.

Da fing die Vroni an zu zittern und rief nach der Dirne. Als die Helmine neben die Alte trat, verzog der Schmied den Mund zu einem Grinsen.

„Bist du auch da? Recht! Kannst meine Botschaft mit anhören."

Er fuhr in geschäftsmäßigem Tone weiter:

„Furger-Vroni, ich künde dir meine Gült auf dein Haus von heut an auf Martinitag! Ist sie bis dahin nicht abbezahlt, lege ich Hand auf dein Gut!"

„Ihr seid von Sinnen," fuhr es der Dirne aus bebenden Lippen.

Aber die Alte war sonderbar gefaßt.

„Wer hat Euch etwas zuleid getan, Schmied?" fragte sie, und ihre Augen spähten wie Geierlichter.

„Fraget die da!"

Der Peter wies auf die Dirne.

Unacht seiner Handbewegung fuhr die Alte fort: „Ich habe den Zinstag pünktlich gehalten!“

„Ich sage nicht nein,“ erwiderte der Einäugige.

„Ablösen kann ich die Gült nicht. Wollet Ihr mich aus der Hütte treiben, wo ich tags meines Lebens gewohnt habe?“

„Nimm deine Geldsäcke aus dem Stroh, Vroni, und zahle,“ foppte er weiter.

„Suchet sie! — Ich hätte Euch nicht zum Schuldgeber, wenn ich Geld hätte, Euch nicht! — Aber — Ihr stellt ein armes, altes Weib in die Gasse!“

„Was schert mich Euer Alter! Mein Geld will ich!“

Der Alten wurde weh. Die Knie bebten ihr. Sie mußte sich auf dem Baumstumpf niederlassen.

„Schmied,“ begann sie zu betteln.

Aber die Junge unterbrach sie.

„Lasset gut sein, Aehne! Bittet den da nicht! Es muß ein Ausweg sein!“

„Hoho du! Meinst, daß das Geld dir zufliegt? Willst darum betteln gehen im Tal oder zahlt es etwa der Vogtsknecht für dich?“

„Schweig!“ herrschte die Dirne mit weißem Gesicht.

„Der Talvogt muß Recht sprechen,“ wandte sie sich an die Alte. „Seid ohne Sorge, Aehne, der Talvogt spricht uns günstig!“

„Immer zu, Weiber,“ lachte der Scheele. „Klaget, ihr Eulen, bis euch der Vogt verjagt!“

Die Helmine trat an ihn mit geballten Fäusten.

„Geh," sagte sie in verbissener Wallung, „daß ich dich nicht anspeie, Schleicher!"

Und der Schmied lachte lauter ob dem Groll der Dirne und dem trüben Vorsichhinstarren der Greisin.

„Auf Wiedersehen beim Talvogt!"

Dann stieg er ins Dorf.

5. Rechtspruch

Zeno, der Talvogt, saß, in brütendes Sinnen versunken, in seiner Schreibstube. Er rechnete an seinem eignen Leben herum und fand, daß die Rechnung stimmte bis dahin. Nun begann er in die Zukunft zu denken. Das war ein schweres Exempel! Er rutschte tiefer in dem Lederstuhl; sein Kopf sank auf die Brust und seine Brauen trafen sich. Der rechte Arm lag auf dem rohen Tischbrett; den Gedanken folgend, spreizten sich die Finger an der braunen Hand und krallten sich langsam zur Faust zusammen, als packten sie einen Raub. Zeno, der Vogt, war gierig geworden, nun ihm das Glück einen Wunsch erfüllt und ihn zum Ersten der Talschaft erhoben hatte. Vor den Augen des Sinnenden schwebte eines Weibes Traumgestalt. Blondes Gelock, ein Gesicht wie Lenzbluft, ein jugendlich edler Leib: — mit dürstenden Blicken verschlang der Vogt das Bild seiner Sinne.

Ein hartes Pochen jagte ihn aus seinem Traumland. —

„Wer ist's?" herrschte er hinaus.

„Peter, der Schmied!"

Der sich genannt hatte, trat ein, ohne des Vogts Befehl abzuwarten.

Dieser hob den Kopf und maß den Häßlichen mit stechendem Blick.

„Wer hat dich gerufen?" fragte er barsch.

Der Schmied krümmte den Rücken und verzog die entstellte Larve zu kriechender Freundlichkeit.

„Verzeihet, Herr! Ich dachte — — Wollet Ihr, daß ich gehe, ich — —“

„Bleib! Was willst du, Waibel?“

Der Einäugige trat von der Tür zurück und näherte sich dem Stuhle des Renners.

„Ich bin Euer Knecht, Herr! Euer Vater brauchte mich! Daß ich auch Euch zu dienen bereit bin, wollte ich Euch sagen!“

„Du warst des Vogts Spion!“

„Des Vogts drittes Auge!“

„Ein scheeles Auge,“ lachte der Renner schallend auf, und der Schmied ballte heimlich die Faust. Aber er vergaß nicht, warum er gekommen war.

„Ich gedenke ohne dich fertig zu werden,“ sagte der Vogt.

„Wie Ihr wünscht — aber Ihr werdet schweren Stand haben!“

„Du bist eingebildet, Narr! Rechnest du dich so hoch?“

„Talvogt und Talvolk sind zwei Mächte! Von jeher hat ein Abstand sie getrennt, den Ehrfurcht oder — Furcht schufen. Es braucht eine Brücke zwischen beiden!“

„Und die willst du sein! Der Steg scheint mir wacklig!“

Der Schmied achtete des Hohnes noch immer nicht.

„Regieret wie Ihr wollt, Herr, das Volk wird nicht immer mit Euch gehen!“

„Du wirst aufdringlich! Ich verlange deine Warnung nicht!“

Der Renner erhob sich schwerfällig aus seinem Stuhl. Seine hohe Gestalt richtete sich auf, bis er gebietend dastand. Dann fuhr er fort:

„Wenn ein Abstand ist zwischen Vogt und Volk, so wisse, daß der Vogt vorangehen wird auf Wegen, die dem Tal Nutzen und Glück bringen sollen. Das Volk wird nicht zaudern, ihm darauf zu folgen! Und der Abstand wird nicht mehr sein!"

Lauernd war der Einäugige dem stolzen Reden des andern gefolgt. Nun sagte er wagemutig:

„Der Vogt ist ehrgeizig! Vor der Größe des Volkes wird ihm die eigne gehen!"

„Schweig, Schuft!"

„Ihr werdet den Schuft brauchen! — Wenn es im Volke gärt, wie wollt Ihr es wissen? Die Wühler und geheimen Feinde, wie wollt Ihr sie kennen? Ihr werdet mich brauchen, Herr!"

Langsam war der Vogt in seinen Stuhl zurückgesunken. Eine Weile starrte er finster vor sich nieder. Dann hob er die argwöhnischen Augen gegen den Scheelen.

„Sind schon jetzt Unzufriedene im Dorf?" fragte er in verändertem Ton.

„Der Renner-Zeno war nicht allen genehm," entgegnete der Schmied. „Hätte der Barmherzige nicht für Euch geredet, Herr — Ihr wäret schwerlich gewählt!"

Der Stachel saß. Aber der Vogt brauste nicht mehr auf.

„Du hast recht, Waibel," sagte er seltsam. „Ich brauche dich!"

„Ich sagte es!"

An der Tür ging neuerdings ein Pochen.

„Sieh zu, wer schon wieder nach mir verlangt!" befahl der Vogt dem Schmied.

Dieser steckte den Kopf aus der Tür und gab Bescheid.

„Ein Weib, mit dem ich vor Euch rechten muß, Talvogt!"

„Laß sie warten!"

Noch einmal schloß die Tür die beiden Männer ab. Der Vogt setzte das Gespräch fort:

„Unser Geschäft ist nicht zu Ende, Waibel! Ich verlange zu wissen: Was treibt dich, mir dienstbar zu sein?"

„Ich liebe es, mich mit dem Spürhund an Schlauheit zu messen."

„Ein eklig Geschäft! — — Wie zahle ich deine Dienste?"

„Erinnert Euch dieser, wann die Zeit ist!"

„In deiner Streitsache zum Beispiel, Schleicher! — Du bist schlau und schlecht. Aber ich lasse mich nicht binden! Freie Hand muß ich haben in allen Dingen! — — Rufe deine Widersacherin!"

Auf des Schmiedes Geheiß trat die jahrbelastete Furgerin ein. Ihr folgte die Helmine. Ein breites Lachen lag um des Einäugigen Mund, als er fast höflich die Weiber einließ.

Der Vogt legte den Kopf an die Lehne seines Stuhles und sah die Eingetretenen an. Als er die Dirne erkannte, lohte eine Flamme über seine Stirne und verschwand. Dann saß er wie aus Stein gehauen.

„Streiten ist Weiberart," sagte er laut. „Und

werden sie hundert Jahre alt, sie vergessen das Zanken nicht!"

Die Greisin näherte sich und sagte, ohne zu zittern:

„Ich bin hundert Jahr geworden und habe nicht vergessen, daß es eine Gerechtigkeit gab in Ursern! Achtet auch Ihr sie, Vogt, so richtet danach!"

„Was ist die Klage?" fragte der Starre.

Die Dirne redete vorschnell.

„Herr, der Schmied will die Aehne aus dem Hause treiben!"

Der Vogt runzelte die Stirn.

„Warte, bis du gefragt wirst," grollte er.

Darauf verfocht die Greisin ihr Recht.

„Die Hütte war mein zeit meines Lebens. Aber vor fünfzig Jahren war eine böse Zeit in Ursern. Alles Volk hat gehungert. Und als die Not an mich kam und meine Sippe, nahm ich eine schwere Gült auf mein armes Häuslein. Ich habe sie nimmer abzulösen vermocht und vermag es heute nicht, da die Schrift in des Schmiedes Händen ist! Doch — fraget ihn, ob ich einmal, seit er der Zinsherr ist, ihm meine Schuld auch nur einen Tag zu spät entrichtet! — Nun hat er ohne Grund und Ursach die Gült aufgesagt und weiß, daß er mich forttreibt aus der lieben Hütte und weiß, daß ich lebendig nicht gehen kann!"

Erschöpft hielt die Furgerin inne.

Der Schmied grinste.

„Die Gült ist mein und ich brauche das Geld. Rechtzeitig habe ich gekündet! Was schert mich das andre! Im Dorf ist viel Unterkunft zu finden, wenn Ihr nur suchen wollt!"

„Und ich sage Euch, Ihr nehmt mir das einzige Dach, das mich vor Wind und Wetter barg!“

Erregung faßte die Alte. Mit unsicheren Händen tastete sie über den weißen Scheitel, als ließen Gedanken und Worte sie im Stich.

Der Schmied weidete sich an der Ohnmacht der zwei Weiber.

„Sprechet Recht, Herr,“ sagte er siegesgewiß.

Die Dirne bäumte sich wider den Höhnenden auf. —

„Wenn Ihr dem Recht gebet, verdreht Ihr das Recht, Vogt!“ rief sie außer sich.

Der Renner hatte noch immer vor sich hingestarrt. Nun furchte sich die Falte tiefer zwischen seinen Augen. Die vorlaute Dirne hatte ihrer Sache geschadet.

„Der Schmied hat getan, was Rechtens war,“ sprach er laut und streng. „Ihr habet Euch zu fügen, Weiber!“

Mit blitzenden Augen maß ihn Helmine.

„Und Ihr wollet Richter sein in Ursern!“ warf sie ihm ins Gesicht.

Da drängte die Alte heran. Als wäre etwas Unerhörtes über sie gekommen, starrte sie den Vogt ungläubig an. Ihre Zunge lallte.

„Herr — meine Hütte — ich wollte sterben dort — ich hatte sie lieb — ich — —“

Sie sank plötzlich wie vom Blitz getroffen zu des Renners Füßen zusammen. Mit einem gellen Aufschrei warf sich die Helmine über sie. Der Leib der Alten lag reglos, als wäre die letzte Kraft darin verdorrt. Die Furgerin war gestorben.

Während der Wehschrei der Dirne das Haus durchhallte, warf der Vogt seinen Stuhl zurück und herrschte den Schmied an:

„Rufe einen Knecht und schaffe mir die beiden vom Halse."

Dann lehnte er mit verschränkten Armen am Fenster und harrte des Weggesandten. Vor seinen Füßen wimmerte die Dirne über der Toten.

Zwei Knechte folgten dem Schmied nach einer Weile. Als sie herantraten, die Leiche aufzunehmen, erhob sich die Helmine mit brennendem Gesicht. Sie wies auf die Gestorbene.

„Das ist dein Werk, Schmied! Ich und ein andrer werden es dir gedenken!" sagte sie und schüttelte die Faust gegen den Einäugigen.

Der lächelte eisig und schaute zu, wie die Stube sich leerte.

Die grollende Stimme des Vogts machte ihn zusammenfahren.

„Was suchst du noch? — Geh!"

Vor dem zornbebenden Geheiß stob er hinaus.

Vor den Renner trat seine Mutter. Eine Seitentür hatte ihr Einlaß gewährt. Und wie sie vor ihm stand, hochaufgerichtet, die Züge härter denn die seinen und doch wie von geheimem Leid durchzuckt, senkte er die Augen vor den ihren.

„Noch einmal richte so, und das Volk von Ursern richtet über dich!" sagte sie mit schwerem Vorwurf.

Da loderte sein Hochmut auf.

„Mein Wille sei Gesetz in Ursern! Wehe dem, der meinen Richtspruch anficht!"

Ein kurzes Auflachen hallte durch den Raum.

„Großsprecher," sagte die Vögtin hart, „ehe das Jahr sich endet, hast du dir die Stierstirne blutig gestoßen an all dem, was deinen Wünschen im Wege ist!" —

„Pah! Was im Wege ist, muß zur Seite, wenn das Endziel das Sturmrennen verlohnt!"

„Versuche das Wegräumen! Aber sei gewarnt! Es gibt Ziele, die dir unerreichbar sind!"

Langsam nahte sich die Vögtin der Türe wieder.

„Habt Ihr Botschaft vom Gotthard, Mutter?" fragte der Vogt, da sie hinausgehen wollte.

„Er kommt!"

„Wann?"

„Morgen!"

„Gut denn! Ich ersehne die Stunde!"

Die Vögtin verließ die Stube. Aber der Renner reckte sich höher und hob wie zu weit ausholendem Schlag die Arme. Es war, als müßte er sich leiblich wappnen zu nahem Streit.

6. Schauer

Auf dem Saumweg vom Gotthard her nahte sich Isidor, der Mönch, Hospental. Ihm entgegen brauste der Nordwind mit ungestümer Gewalt. Es war, als hielten wegsperrende Arme den Schreitenden zurück von seinem Ziel. Zu seinen Häupten jagten Nebelgespenster. Ein wildes, flüchtiges Heer trieben sie am Gebirge hin. Kalter, peitschender Regen klatschte auf die Felsen und netzte den wehenden Mantel des Kapuziners. Scharfe Eiskristalle fingen sich in seinem Bart. Aber hastig, wie in Ungeduld, strebte er talwärts. Wie er gegen Wind und Wetter anschritt, glich der in einen dunklen Ueberwurf Gehüllte eher einem Kriegsmann denn einem Gottesdiener.

„Früher Herbst," murmelte er einmal, als auf einen Augenblick weiße Flocken sich in die Tropfenschauer mischten.

Da bog um die letzte Straßenwindung, die ihn von Hospental trennte, ein bergan schreitendes Weib. Mantelgeschützt, unbekümmert um Frost und Sturm, stieg die Vögtin dem Sohne entgegen.

„Ihr seid es, Mutter!"

„Dem Gaste, der Gutes bringen soll, gehe ich entgegen!"

„Ihr ließet mich rufen, weil Ihr meines Rates bedürft!"

„Der Hilfe, die du mir zugesagt hast!"

„Zeno ist Talvogt! Was ich tun konnte, ist getan!"

„Nur halb," sagte sie streng, während sie Seite an Seite gegen das Dorf stiegen.

Angesichts der Hütten hielt die Vögtin den Mönch zurück.

„Vollende dein Werk, mein Weiser! Du hast deines Bruders Ehrgeiz gestillt, nun heile die Wunde seiner Brust! Gib dem Gewalttätigen eine Warnerin an die Seite!"

„Gotthardа?" fragte der Pater mit gerunzelter Stirn. „Wollt Ihr die freie Gemse an den starren Felsblock ketten? Stehet ab von Euerm Plan! Ihr opfert das Kind! Und wollt Ihr sie opfern, warum habt Ihr sie an Euer Herz genommen? — Es ist Euer Ernst nicht! Könntet Ihr gegen die Gerettete falsch sein?"

Ihre Augen sahen ihn groß und dunkel an.

„Verstehest du mich nicht?"

„Ich verstehe! Die Gerettete soll einen andern retten. Aber dieses Opfer ist Sünde!"

„Nicht einen andern — sich selbst — uns alle!"

„Erklärt mir, Mutter!"

„Nein! — Ich rühre nicht an Dingen, die besser verschwiegen bleiben, solange das Schicksal sie ruhen läßt!"

Die Vögtin hatte in einem Tone düstern Warnens gesprochen. Nun schritten sie in die Gasse und sprachen nicht mehr. Der Mönch wandelte in sich versunken. Das hohe Weib spähte nach seinen Zügen und wußte, daß ihm ihr Wort in die Seele gegangen.

Dann tauchten die finsteren Mauern des Vogthauses vor ihnen auf, in dem sie verschwanden. — —

In der Stube, wo der tote Vogt gelegen hatte, harrte darauf der Rater, den die Vögtin gerufen, derer, die ihn befragen wollten.

Mit verschränkten Armen stand der Mönch in der Fensternische und sann an peinigenden Rätseln.

Da knarrte die Tür. Gotthardа, die Gefundene, trat in die Stube, demütig und gesenkten Blickes, wie eine, die zur Beichte geht.

Das Grau des Nebeltages stahl sich in fahlen Lichtern durch die Scheiben. Der mit schwerem, durchgebeiztem Gerät erfüllte Raum erschien düster und ungastlich. Aber die Dirne trug fast eine Helle hinein. Schlank und jung stand sie da und suchte mit großen, vertrauenden Augen des Mönches milden, forschenden Blick. Das blonde Haar fiel gelöst über den Rücken, eine goldene Last, und nur am Kopf hielt es die Haube. Langsam näherte sie sich dem schweigend stehenden Priester und bog das Knie grüßend vor ihm.

„Die Mutter wies mich an dich, Pater Isidor!"

„Sie hat recht getan! Ich habe dich erwartet! Was hast du mir zu sagen?"

Er ließ sich in einem Stuhle nieder. Da glitt sie zu seinen Füßen und legte die gefalteten Hände auf seine Knie.

„Mein Herr, ich bin in Bedrängnis und verlor den Weg! Hilf du mir, daß ich nicht mehr irr gehe!"

„Mein Bruder Zeno wirbt um dich?" kam er ihrer Beichte zuvor.

Sie schauderte zusammen. Dann brachen die Worte wie ein Sturm von ihr.

„Er hat seiner Werbung nicht Worte gegeben; aber er bedrängt mich, und seine Augen folgen mir, wo ich gehe. Er zwingt mir seine Nähe auf und foltert mich mit seinen Wohltaten, die wie Schmähungen sind! Aber ich hätte ihn ertragen und die Antwort gewußt, hätte er mich zum Weibe gefordert. Nun ist es anders! Die Mutter will, daß ich mich ihm zu eigen gebe! Sie hat mir Gutes über Gutes getan — aber der Preis ist zu hoch, den sie begehrt. Mein Leben mag sie nehmen — aber dem Vogt zu eigen werden — ich kann nicht, bei Gott und seinen Heiligen, ich kann nicht, mein Herr!"

Des Mönches Züge waren tiefernst geworden.

„Du hassest den Vogt?" fragte er mit schwerer Betonung.

Da kroch sie näher an ihn. Ihre Hände umklammerten die seinen.

„Hassen? — Ich weiß nicht — — ich fürchte ihn! Hast du je seine Augen flammen sehen, wenn eine Gier ihn packt! Herr, ich fürchte deinen Bruder, wie man das Raubtier fürchtet, und — — —!"

„Vollende!"

„Nein," sagte sie seufzend.

„Harda, was verbirgst du vor mir?"

„Forsche nicht! Ich will nicht reden!"

Er legte die Hand auf ihr Haupt und bog es zurück, daß er ihre Augen finde.

„Weißt du, was Barmherzigkeit ist?" fragte er.

„Du bist sie, wandelnd unter den Menschen," sagte sie aufwallend, schwärmerisch.

Er faltete die Brauen.

„Du bist ein Kind! Es ist nicht die Stunde zu scherzen! — Willst du barmherzig sein?"

„Wenn ich es kann!"

„So reiche dem Bruder die Hand, daß du ihm Warnerin werdest und Retterin!"

Jäh richtete sie sich auf und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Auch du verlangst es, mein Herr? — Soll ich barmherzig sein, warum seid Ihr es nicht gegen mich?"

Der Mönch trat näher zu ihr und legte die Hand abermals auf ihren goldigen Scheitel. Dann hob er an zu reden mit tönender Stimme. Eine fast unwiderstehliche Macht lag in seinen Worten, und seine Augen leuchteten wie zwei Sterne der Wahrheit.

„Sei ihm eine Hüterin, Gottharda! Wann der Jähzorn seine Stirnadern schwellt, lege ihm deine Hand kühlend aufs Haupt! Wann die Leidenschaft Herr wird in ihm, setze all' dein Mitleid schmeichelnd dagegen, und du wirst siegen! Ziehe ihn empor zu dir, daß er gut werde! Lehre ihn dich ehren und lenke das Gute in ihm zum Segen der Talschaft! — Deine Aufgabe ist groß, Mädchen, und groß wird dein Werk sein! Aber ich vertraue dir, du wirst es vollenden!"

Als er geendet hatte, blickte die Dirne langsam zu ihm auf. Sie sprach ganz leise.

„Deine Stimme ist wie Glockenklang, der zur Andacht ruft. Und ich möchte gehorchen, mein Herr! Aber was du verlangst, geht über meine

Kraft! Ich bin nicht so gut, wie du denkst! Mein Herz ist jung und läßt sich nicht fesseln! Ich kann nicht tun, was du forderst, nie — in alle Ewigkeit — an diesem nicht!"

Pater Isidor trat zurück. Seine Miene verriet weder Zorn noch Freude. Er nahm seine Stellung am Fenster wieder ein.

Da flog die Tür krachend auf. Laut und rasch trat der Vogt in die Stube. Ihm folgte die Rennerin.

„Hast du geworben für mich, Mönch?" fragte Zeno, indem er sich am Tische niederließ, der inmitten der Stube stand.

„Ja," klang des Paters Antwort.

Die Vögtin war an der Türe stehengeblieben. Mit heftigem Griff schob sie einen Holzriegel vor, jeden Unberufenen fernzuhalten. Ihr gegenüber stand die Dirne geneigten Hauptes und mit verkrampften Händen.

Des Vogtes Blick haftete durstig auf ihr. Da sie ihn nicht anschaute, stieg ihm das Blut langsam und dunkel zu Kopf.

„Wann kann die Hochzeit sein?" fragte er rauh.

Der Mönch gab gelassenen Bescheid.

„Es wird nicht Hochzeit sein!"

Ein krachender Laut! Der Stuhl des Vogts lag zersplittert. Er hatte ihn aufstehend mit rasender Wucht auf den Boden gestoßen. Nun stand er, als ersticke ihn des Zornes Uebermaß. Aus rotglühendem Gesicht quollen ihm die Augen und rollten, und die Zähne trafen knirschend zusammen. Mit der breiten Hand griff er in den wallenden Bart;

die einzige Bewegung verriet, wie er gegen den wahnsinnigen Zorn ankämpfte.

„Dirne, hier tritt her!"

Bleich wie eine Gestorbene, aber furchtlos nahte sich ihm Gotthardа.

„Du verschmähst mich?" keuchte er stockend heraus.

„Ich liebe dich nicht," sagte sie und richtete ihren Blick groß und fest auf den Wütenden, „und ich kann dein Weib nicht sein!"

„Das ist kein Grund! Faule Ausreden, Weib! Ich bin Herr in dem Hause, das dich hält, seit jener dich von der Straße aufgelesen, und ich zwinge dich an meine Seite, wenn du nicht gutwillig gehorchst!"

Sie wollte wegtreten von ihm. Auch ihr heißes Blut kam ins Wallen.

„Du mich zwingen!" sagte sie zitternd und hohnvoll. —

Da griff seine Hand roh in ihre blonden Locken und riß sie vor seine Füße.

„Und ich sage dir: Du mußt mein sein!"

Er wollte sich über die Zusammengesunkene neigen.

Aber ein stahlhartes Reden scholl durch die Stube.

„Laß die Dirne los, Feigling!"

Die Vögtin war herangetreten, indes der Mönch, die Brauen finster gerunzelt, mit sich selber stritt und dem Verlangen, den tobenden Bruder zu bändigen.

Und die Rennerin fuhr fort:

„Du hast kein Anrecht mehr auf die Dirne, die ich dir bestimmt hatte! Ich gebe die, die jener vom Tode gerettet hat, in keine irdische Hölle! Was ich hoffte von dir, hast du in dieser Stunde zunichte gemacht! Du rennst in dein Verderben,

Maßloser! Diese wird nicht untergehen mit dir! Zurück! Wer unter meinem Schutze stehet, den rühre keiner an, auch der Vogt nicht!"

Vor der Hoheit der Mutter beugte sich der Gewaltige. Wie ein knurrender Hund ließ er ab von Gotthardа.

Und als diese sich frei fühlte, fuhr sie auf und warf den Kopf in den Nacken. Umsonst winkte die Vögtin ihr Schweigen. Sie schleuderte ihm Worte glühenden Zornes in das von Leidenschaft durchzuckte Gesicht.

„Höre, was ich dir sage, Vogt von Ursern, du Großmächtiger, der du wähnst Herr zu sein über das Volk und die Talschaft und über mich am Wege gefundenes Weib! Schau jenen an, deinen Bruder! So schlecht du bist, so gut ist jener! Der wohnt in dem Herzen des Volkes, dem gehorchen sie auf den Wink seiner Hand und das Lächeln seines Mundes. Frage doch, frage doch, Großmächtiger, wer in Ursern gebietet! Und willst du wissen, wer Herr ist über mich? Jenem will ich mich fügen, mag er heischen, was er will: Soll ich Marter und Tod erleiden nach seinem Willen, ich will nicht murren! Ich bin sein Geschöpf in Sinnen und Wollen und — mit dem Herzen! Das wisse, Renner-Zeno, und begreife, wie ohnmächtig du bist gegen diesen!"

„Schweige, Harda!" befahl der Mönch laut.

Gehorsam preßte sie die Lippen zusammen.

Mit dem Vogt war eine seltsame Wandlung vorgegangen. Aller Zorn schien von ihm gewichen. Auf dem Stuhl, auf den er sich geworfen hatte,

beugte er den mächtigen Oberleib wie zu lauerndem Spähen. Sein dunkler Bart quoll ihm beinahe auf die Knie. So hob er das fahle Antlitz, bis er des Mönches Gesicht sah.

„Heiliger — dein Gewand ist besudelt! Lege es weg, Verführer! Dein Eheweib wartet!“

Ein trockenes Lachen folgte der Schmähung.

Ueber des Mönches Antlitz flog eine leichte Röte.

„Dies Gewand ist rein und wie ein Panzer um menschliche Brust. Kein Schmähen und kein Schmeicheln, kein Minnewort findet Eingang! Sei ohne Sorge, mein Bruder!“

Die Stube war dunkel. Der Pater allein stand noch von fahlem Schimmer umflossen, und er stand groß und stolz wie ein gegen alle Sünde Gefeiter.

Gotthard kniete zu seinen Füßen und küßte demütig und wie in Reue den Saum seiner Kutte.

Der Vogt erhob sich. In demselben sonderbaren halblauten Ton fuhr er weiter:

„Brüste dich, Heiliger! Du bist dennoch abtrünnig geworden in deiner Seele, und du hungerst nur noch zum Schein, daß du später um so gieriger fressest!“

„Gehe!“ gebot die Vögtin, während der Pater unbewegt und fast lächelnd auf den Bruder schaute.

Den Kopf noch immer tief auf die Brust gesenkt, verließ der Vogt den Raum.

„Gehe auch du!“ befahl die Rennerin Gotthard.

Die Dirne gehorchte.

Als die Türe hinter ihr sich schloß, wendete sich die Vögtin gegen den Mönch.

„Und nun?“ fragte sie.

Um ihren Mund lag eine grenzenlose Bitterkeit.

„Ich habe geworben für ihn — umsonst, wie Ihr sehet!“ gab er zurück.

„Begreife und fasse: Ihr ‚Nein‘ hat uns alle verurteilt! Das Verderben nehme seinen Gang!“

„Noch seid Ihr, zu wachen, und ich!“

Sie nickte ungläubig.

„Wer wachen will über andre, muß seiner selbst sicher sein!“

Müden Schritts ging sie hinaus.

Der hohe Mönch lehnte die leuchtende Stirn an das Blei der Scheiben und sann an der Mutter Worte.

Und es wurde Nacht um ihn.

7. „Giftsaat"

Der Winter hatte sich zum Herrscher aufgeworfen am Gotthard, und seine Hand lastete schwer auf dem Bergland. Das Volk duckte sich unwillig unter seiner Willkür, fast so unwillig wie unter die eiserne Hand des selbstgewählten Ammanns. Seit Wochen brauste Schneesturm um Schneesturm über Ursern. Das Tal hatte keinen Ausweg mehr. Im Schöllenengeklüft, wo der Weg sich hinabwand nach dem ersten urnerischen Dorfe Geschenen, lag der Schnee in Bergen aufgetürmt und wehrte jedem Wanderer den Eingang. Verweht, ungangbar hing im Teufelstal der stiebende Steg in seinen Ketten und wagte sich keiner aus der „Matt" hin über die schneebelastete Brücke und in den Hexenkessel der Schöllenen. Aber auch am Gotthard war kein Durchgang. Der Mönch und seine Knechte waren wie begraben im Schirmhause. Seit vielen Wochen hatte aus Ursern zum Gotthard und umgekehrt keine Kunde verlautet.

Also war Zeno, der Ammann, allein Herr in Ursern. Der allerhöchsten Obrigkeit in Uri wurde der Weg dahin durch den Schnee gründlicher vergällt, als die allzu selbständigen Urseren ihr ihn je hätten verleiden können. Was dem Vogte noch besser behagte — auch der Warner und Mitregent vom Gotthard blieb ferngehalten. So hatte der Ehrgeizige freie Hand. Aber er konnte sich dessen nicht freuen. Innerer Zwiespalt verdarb ihm wie

Gift alles, was er zum Guten gemeint hatte. Zwei Schlangen fraßen an der Seele des Finsteren. Die eine war die Qual des Verschmähtseins und die andre die Erkenntnis, daß im Volk ein tiefes Mißtrauen gegen ihn selber Wurzel zu schlagen beginne.

Während der langen Sturmtage schlimmster durch Hospental wütete, saß der Vogt, wie er dieser Zeit oft tat, finsteren Auges in seinem Lederstuhl im düstersten Gemach des Hauses, seiner Schreibstube. Zeno war mit sich und mit der Welt zerfallen. Als er Ammann wurde, hatten große Pläne sein Hirn durchkreuzt. Das Band zwischen Uri und Ursern war schwach; eine kräftige Faust genügte, es zu zerreißen und Ursern frei zu machen. Diese Faust sollte die seine sein! Und das freie Urserntal sollte groß werden und reich unter seinem Ammann, dem Renner-Zeno! — Ha! Zum Teufel mit allen Plänen und gutem Willen! — Eines, das dem Vogt am meisten am Herzen gelegen, war mißraten. Nun hatte er die Lust an den größeren Zielen verloren.

Lange und reglos saß der Vogt. So versunken war er in sein Grübeln, daß er nicht hörte, wie die Tür leise sich öffnete und der Schmied sich katzenartig hereinschob ins Gemach.

Der Einäugige blieb an die Wand gelehnt stehen und spähte, die Arme unterschlagen, auf den Brütenden. Es war, als lese er den Groll und den Trübsinn auf der geneigten Stirn und als labe er sich daran. Peter, der Schmied, hatte den Vogt kennen gelernt. Er sah in die geheimsten Seelentiefen des Gewalthabers von Ursern und wußte das

zu nutzen. Unentbehrlich war er diesem geworden und hatte allzeit Einlaß in des Ammanns Gemach. Langsam und unmerklich befestigte er sich in seiner Gunst und gewann Macht über ihn, der allzusehr das Spiel seiner Leidenschaften war.

An die Butzenscheiben der Schreibstube warf sich eine so gewaltige Wolke von Schneestaub, daß der Raum urplötzlich sich in Dunkel hüllte. Da erhob sich der Vogt schwer von seinem Stuhl, schlug Feuer und entzündete ein Oellicht, das auf dem Tische stand. Eine rauchige Flamme stieg auf und beleuchtete den an der Wand lehnenden Späher. Des Ammanns Blick richtete sich finster auf ihn.

„Wann kamst du herein, Schleicher?“ fragte er barsch.

„Vor einer Weile, Herr!“

„Warum ließest du mich nicht wissen, daß du da seiest?“

„Ich wollte Euer Sinnen nicht stören!“

Halb Hohn, halb Mitleid klang aus des Schmiedes Worten. Der Vogt achtete nicht darauf. Er wandte sich seinem Stuhle wieder zu.

„Was bringst du Schlechtes?“ fragte er von dort.

Der Einäugige trat ganz nahe an den Stuhl des Vogts. Er stützte die aus den beschmutzten Aermeln seines braunen Wamses schauenden zerarbeiteten, rußschwarzen Hände auf die Lehne eines andern Sitzes und stierte so dem Ammann ins bleiche Gesicht.

„Ihr seid krank, Herr,“ sagte er mit seltsam verhaltener Stimme.

„Was geht dich mein Leid an?“ wies ihn der Vogt zurück.

Der Schmied ließ sich nicht beirren. Er fuhr flüsternd fort:

„An Euch frißt ein Wurm — der Neid!“

„Zum Teufel mit deinem aufdringlichen Geschwätz!“ brauste der Vogt auf. — Er vertrieb den andern nicht.

„Mit Euch ist es wie mit mir, Herr! Ihr möchtet etwas haben, und irgend etwas hat zwischen Euch und das, was Ihr begehrt, eine Mauer gebaut! Ich weiß, wie das tut!“

Fast wider Willen nahm der Vogt das Gespräch auf.

„Du? — Was fehlt denn dir?“

Der Schmied grinste — eine furchtbare Grimasse.

„Mein Gesicht ist zerfetzt. — Ich bin wie ein Aussätziger in den Augen des Volkes und mir selber zum Ekel! Wäre ich so zur Welt gekommen und hätte von nichts anderm gewußt, ich hätte es ertragen. Aber ich war wie die andern, bis — — Nun kocht eine ewige Wut in mir und steigt mir in die Kehle und will mich ersticken — zuweilen! Ich mochte eine Dirne leiden vordem und — sie mich, wie ich dachte. Haha! Sie hat einen andern genommen, kaum daß die Blutrunsen mir auf Stirn und Wangen vernarbt waren. Dem Beispiel ist die Talschaft gefolgt. Die Männer meiden mich; die Dirnen kichern in meinem Rücken, und die Mütter jagen ihre Gofen in Schrecken mit der Drohung: ‚Ich sag's dem Scheelen!‘ Dem Scheelen, Vogt! das bin ich — ich! Ihr wißt es!

Aber Ihr wißt nicht, daß ich jeden töten könnte, der das Wort sagt!"

Der Häßliche hatte in übermächtigem Zorne aufgeschäumt. Die Wut schüttelte ihn dermaßen, daß der Renner die Hand zur eignen Verteidigung erhob und einen Wahnsinnigen vor sich zu haben glaubte. Erst die letzten Worte sprach der Schmied mit unheimlicher, plötzlich leiser werdender Stimme.

Noch immer schaute der Ammann forschend und schweigend auf den Gezeichneten.

Der fuhr höhnisch fort:

„Aber ich räche mich an allen, die auf mich herabschauen und meinen, besser zu sein, und an allen, die es besser haben!"

„Ich lasse dich in Ketten legen, schleichender Räuber," sagte der Renner langsam und scharf.

„Das werdet Ihr nicht tun; denn Ihr werdet das gleiche sein, was ich bin! Ihr seid es schon!"

„Schweig, Frecher!"

Der Schmied schwieg nicht. Wieder neigte er sich näher zu dem Sitzenden.

„Ihr wißt noch nicht, wie wohl es tut, andre zu quälen, wenn einem selber Höllenqual in den Eingeweiden brennt. Versucht es, kranker Herr!"

Er hatte heimlich, und die Wirkung seiner Worte abmessend, gesprochen.

„Teufel," brummte der Vogt. Aber er sann an des andern Rat.

„Ihr habt die Macht!" flüsterte dieser weiter. „Brauchet sie! — Warum sollen andre lachen, während Euch die Freude vergällt ist! Verleidet

den Toren das ewige Kichern und den Uebermut!"

„Geh!" befahl der Renner.

Der Einäugige, als wollte er gehorchen, wandte sich zur Tür; aber die Hand am Schloß fragte er unterwürfig:

„So wollet Ihr nicht hören, was ich hier und zu Andermatt erkundet habe?"

Der Vogt wurde aufmerksam. Von plötzlicher Neugierde erfaßt, winkte er den Späher an seine Seite und hieß ihn sich niederlassen.

„Ihr wolltet wissen, was das Volk von Euch hält! Ich habe fleißig in den Schenken verkehrt und heimlich das Reden der Weiber belauscht in Euern drei Dörfern. Begehrt Ihr's, so bin ich bereit, zu berichten!"

Der Renner hatte wieder seine sinnende Stellung angenommen, so verbarg er am besten jede Regung seines Gesichtes.

„Berichte!" sagte er scheinbarleichthin.

Der Schmied begann:

„Als der Talrat Euch vorschlug zum Vogt von Ursern, ging im Tal die Rede um, Ihr seiet nicht schlechter als Euer Vater! Einige meinten, der Barmherzige würde Euch die rechten Wege weisen. Einen hörte ich sagen: die Ursener hätten einen bösen Tausch gemacht gegen den Toten. Und einer — es war der Wirt zur Stegschenke in Zumdorf — tat einen Fluch und schimpfte — —"

Er stockte, als scheue er sich zu vollenden.

Der Vogt hatte mit verbissenen Lippen gesessen, wie um jeden Zorn im Keime zu ersticken.

„Was sagte er?“ forschte er mit harter Stimme.

„Das Raubtier ist tot; sein Junges wird gefräßiger sein!“

Eine dumpfe Stille folgte. Sie dauerte minutenlang.

„War er der einzige?“ fragte dann der zu Boden starrende Vogt.

Der Scheele erkannte den Eindruck seiner Worte. Er fuhr fort:

„Damals — ja! Seither habe ich Schlimmeres gehört! — Der Pfistertoni zu Andermatt ist Euch nicht grün, und Columban, der Dorfvogt, lästert Euch. Auch den Stegwirt habe ich abermals wider Euch reden hören!“

„Was wußte er diesmal?“

Die Frage klang wie ein Keuchen. Dunkle Blutwellen drängten nach des Vogtes Stirne. Er zwang sich mühsam.

„Nichts Gutes, Herr! Kein gutes Haar läßt er an Euch! Ein Bluthund sei Meister in Ursern, für den keine Kette zu schwer sei, ihn zu fesseln! Das sprach er zu den Räten in Zumdorf, als sie am Sonntag bei ihm einkehrten. Mir deucht er ein Verschwörer und Wühler, der Gesell! Ihr mögt Euch vorsehen und ein Auge auf ihn haben!“

„Der war ein Freiheitsschwärmer von jeher und nicht acht seiner selbst, wenn es galt, gegen einen Höheren zu stehen. Ich kenne ihn. Sie nennen ihn den Ehrlichen! Ein gefährlicher Gesell!“

Der Vogt raunte das mit zusammengepreßten Zähnen in sich hinein. Da schürte der Schmied.

„Wenn er erführe, daß Ihr ihn kennt und ihn nicht fürchtet — es würde nicht schaden!"

Der Vogt gab keinen Bescheid.

„Wenn er Eure schwere Hand fühlte, möchte er seinen Mund künftig besser hüten!"

„Für sein Reden steht kein Zeuge als du! Ich kann ihn nicht strafen!"

Der Vogt richtete zwei blutunterlaufene Augen auf den Angeber.

Der las die wilde Rachgier, die er geweckt, in dem furchtbaren Blicke und vollendete sein Werk.

„Die Strafe sei heimlich!"

Wieder schwieg der Vogt. Und der andre riet weiter.

„Sein Steinhaus steht hochmütig unter dem Bretterhaufen von Zumdorf! — Wenn — — das Feuer es fräße!"

Jäh fuhr der Renner auf. Seine Blicke glühten.

„Wer es tut, sei straflos," sagte er laut und tat einen mächtigen Atemzug, als müßte er die belastete Brust befreien. Dann wies er den Schmied hinaus.

„Noch vor einem laßt Euch warnen, Herr!"

„Schweig und geh!" herrschte der Vogt.

„Felix, der Knecht — in Euren Diensten — —"

Der Vogt griff nach der Armbrust, die an der nahen Wand hing. Drohend spannte er die Sehne.

Da erst verschwand der Schmied.

„Der Knecht ist falsch," raunte er im Hinausschlüpfen.

Als die Tür sich geschlossen hatte, griff sich der Vogt an die heiße Stirn. Zweimal maß er die Stube mit dröhnenden Schritten. Dann scholl ein hallender Schlag, Eisen auf Eisen, durch das Haus. Vom Küchengelaß ging der Ruf zum Mittagsmahl. Auch der Renner folgte demselben.

---

8. Willkür

Die an dreißig Köpfe zählende Gesindeschar harrte, um den Eßtisch stehend, des Hausherrn. Ein scheues Flüstern ging unter den Knechten und Mägden. Die holzbeschuhten Füße traten leise auf den Granitplatten des Bodens auf. Draußen hatte das nahende Schreiten des Gefürchteten geklungen.

Aber der Vogt ließ auf sich warten.

Im Flur, der nach dem eichenen Haustor führte, war er unversehens auf Gotthardа gestoßen. Wie Fremde lebten sie nebeneinander, seit die Dirne des Vogtes Werbung zurückgewiesen hatte. Auch jetzt schritt das junge Weib, den blonden Kopf in den Nacken geworfen, an dem Manne vorüber. Den aber zwang eine Laune, stillzustehen. Er schlug die Arme übereinander und verfolgte düsteren Auges die nach der Türe Schreitende. Sie trug ein dunkles Gewand, wie es aus Schafwolle im Vogthause selber gewoben wurde. Die schlanke Gestalt erschien höher, gereifter und gegen die tiefe Farbe des Kleides schimmerte wie Gold das blonde Haar.

Gottharda öffnete die Tür. Eine Flockenwelle trieb ihr entgegen, und der Sturm stieß sie fast von der Schwelle zurück. Sie legte die Hand zum Halt an den eisigen Granit des Türpfostens und spähte in das Getriebe der Nebel und Schneegebilde. Wo sonst der Weg nach dem Hospiz sichtbar blieb, hatten

ungeheure Schneeschichten jede Spur eines Pfades verwischt. Bleiern und furchtbar lastete die Decke über allem Land.

„Kein Wetter für Weiber," tönte des Renners harte Stimme neben der Dirne.

Sie zuckte zusammen.

Da lachte er höhnisch.

„So leicht erschrickst du?"

„Ich hörte Euch nicht kommen!"

„Das nenne ich beichten! Du hattest nur Auge und Sinn für den verlorenen Weg da hinauf — zu — —"

„Laßt mich vorbei!"

„Der Vogt hielt den Rückweg ins Haus versperrt und achtete nicht auf der Dirne Gebot.

„Mich freut noch die Zwiesprach," höhnte er. Dann kam ihm eine heiße Lust, sie zu martern.

„Es mag lange dauern, bis wieder ein Mensch hindurch sich findet zu den Hütten des heiligen Gotthard," sagte er, die Augen fest auf ihr Gesicht gerichtet.

Die Dirne erbleichte und biß die Zähne zusammen.

Der Vogt fuhr weiter:

„Ob das Hospiz noch steht? — Die letzten Tage war des Donners kein Ende im Gebirge. Du weißt, was der Lawinen Getöse verheißt!"

„Laßt mich ins Haus!" stieß die Dirne aufs neue heraus.

Der Renner wich und wankte nicht. Er legte die Hand schwer auf die ihrige und neigte sich näher zu ihr.

„Wir werden deinen Heiligen suchen müssen, wenn das Frühjahr die Leichendecke von seinem Leibe nimmt!“

Sie wußte, daß seine Worte keine Unmöglichkeit enthielten. Einen Augenblick schwankte sie und zitterte. Dann trat sie wortlos hinaus in den Schnee, schritt über den Hof und gelangte durch eine kleine Nebenpforte auf der Rückseite des Hauses in den Schutz des umtobten Hauses zurück.

Der Vogt hatte ihr fast betroffen nachgestarrt. Dann gewann sein Blick allmählich etwas Wildes, Verzehrendes. Eine unbändige Begehrlichkeit kam über ihn. —

„Hochmütige Bettlerin!“ Ob ich dich nicht doch noch zwinge!“ grollte er in sich hinein.

Er warf die Tür zu. In schlimmster Laune betrat er darauf das Küchengelaß.

Felix, der Knecht, stand ihm zunächst, als er eintrat.

Ein Hohnlächeln irrte um des Zornigen Mund beim Anblick des blonden Gesellen. Aber schweigend schritt er zu dem Stuhl mit der reichgeschnitzten Lehne, der zu Häupten des langen Tisches seiner harrte. Als er sich niederließ, kam die Vögtin und nahm den Platz zu seiner Rechten ein. Die Wirtschafterin, ein hohes, hageres, grauhaariges Weib, setzte zwei einfache Gerichte in mächtigen zinnernen Schüsseln vor die Rennerin. Diese sprach mit tönender Stimme den Tischspruch. Alsdann begann das Mahl.

Während des Essens pflegte der Vogt dem Gesinde neue Pflichten anzuweisen und über getanes

Tagewerk zu reden. Kurz und barsch gingen seine Fragen über den Tisch an die, denen sie galten.

An einen gebückten, ausgedienten Knecht kam die Reihe.

„Ist die eingebrachte Tanne verholzt?" fragte der Vogt.

In der Runzelhand des Alten zitterte der Löffel.

„Zu Abend, Herr, hoffe ich fertig zu sein!"

„Faulenzer," schmälte der Renner, „nicht Essen und Trinken verdienst du mehr. Der nichtsnutzigen Fresser bin ich reichlich satt!"

„Ich habe geschafft ohne auszuruhen," sagte leise erregt der Greis. „Es war eine Last Holz!"

Die Entschuldigung reizte den Vogt.

„Schweig," zürnte er, „und hole dir am Wochenschluß dein Dinggeld!"

Dem Alten traten ein paar salzige Tropfen in die tiefliegenden Augen.

„Dreiundvierzig Jahre diente ich hier, Herr," wagte er zu stammeln.

„Also hätte ich dich früher jagen sollen," war des andern Bescheid.

Da erhob sich der Vertriebene taumelnd von seinem Stuhl und wollte den Raum verlassen. Ein leises Murren ging am unteren Ende des Tisches, wo die jüngsten Knechte saßen. Aber das übertönte der Vögtin harte Stimme.

„Nicht also war es gemeint, Jürg! Daß du längst volle Ruhe verdientest, wollte der Vogt sagen! Du magst dich in Zumdorf stellen bei Adelrich, dem Vorknecht. Mein Haus dort hat eine Stube für dich; ich gebe dem Adelrich Weisung!"

Des Knechtes schluchzendes Dankmurmeln ging unter in dem zornlauten Reden des Vogts, dem die Worte der Mutter den letzten Rest von Selbstbeherrschung geraubt hatten. Sein Gesicht hatte sich gerötet. Vor dem Gesinde schonte er die Rennerin, aber über einen andern ging seine Wut.

„Wo hast du gestern gesteckt — du dort — Strohhaariger?"

Dem Felix schoß das Blut jäh ins Gesicht.

„Ich bat die Herrin, mich auf vier Stunden fortzulassen. Die Helmine ist krank, die mein Eheweib wird, und hat niemand, der wohl für sie sorgt!"

„Den Dirnen läufst du nach, statt auf dein Vieh zu achten. Vielleicht auch hast du Neues gewußt von deinem Vogt, das deiner Sippe zu klatschen dich gelüstete. Oho, Bursche, wir kommen zusammen! Tritt her du und beichte! Ich höre, du bist nicht immer zufrieden mit mir, was denn mißfällt dir so?"

Furchtlos war der Knecht vor den Vogt getreten, der sich, von seiner Speise lassend, weit in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Mich hat der Schmied verleumdet, Herr," sagte er einfach. „Eure Worte verraten es, und ich kenne den Schleicher, der mir übel will. So lange ich diene bei Euch, ist meine Zunge nicht wider Euch, — des möget Ihr gewiß sein!"

Der Renner lächelte eisig.

„Ich fürchte deine Zunge nicht! Aber ich hasse die Falschen und, Gesell, dein Kerbholz ist voll!"

„Was tat ich, Herr?"

„Genug — daß ich dich jage, zur Stelle — jetzt!"

In plötzlich losbrechender Wut wies der Vogt nach der Türe.

„Ich gehe nicht, ehe ich weiß, warum ich gehen muß!" sagte Felix zornig.

„Hinaus!" schrie der Renner und hob die Faust.

Da wurde der andre bleich.

„Schlaget nicht! Es möchte Euch reuen," sagte er ganz still.

„Greift ihn!" befahl der Vogt heiser den Zunächststehenden.

Der Knecht ballte die kräftigen Hände und lehnte an die Wand.

„Gewalt gegen Gewalt," keuchte er. „Den ersten, der mir naht, trifft mein Schlag!"

Und auf einmal legte sich der Lärm der streitenden Stimmen. Die Vögtin stand zwischen den Männern.

Scheu und gehorsam blickte die Schar des Gesindes auf das hochaufgerichtete Weib, dessen Haar silbern schimmerte und dessen Züge wie aus Erz gegossen waren.

„Felix, du gehst! — Wann die Wege frei werden, liegt dein Ziel vor dir! Pater Isidor erwartet dich und die du zum Weibe begehrst! Verlasse in Ruhe dies Haus!"

Der Knecht bog das Knie. Ein Aufleuchten war in seinen Augen gewesen bei der Kunde der Vögtin; aber er sagte kein Wort. Rasch schritt er hinaus.

„Greift ihn!" schrie der Vogt.

Seine Stirnadern schwollen wie Strähne. Er hatte alle Gewalt über sich verloren.

Aber die Rennerin gebot:

„Laßt das Mahl beendet sein!"

Da drängte das Gesinde fast vorschnell zur Türe und der Raum wurde leer.

Mit schwer arbeitender Brust, und die Lehne eines Stuhles zum Brechen umkrampfend, stierte der Vogt nach dem Ausgang, wo Knechte und Mägde verschlichen waren.

Die Stimme der Rennerin weckte ihn.

„Wahnsinniger, ich bemitleide dich!" sagte sie schneidend.

Da schnellte sein Haupt in den Nacken. Seine Nasenflügel bebten.

„Du hast dich vergessen, Weib," sprach er wie zu einer Dienerin. „Dort ist die Tür! Herr bin ich im Hause und weise dich von seiner Schwelle!"

Sie zuckte nicht.

„Du darfst mich nicht fortweisen; denn du weißt, was mir zusteht! Und ich gehe nicht, denn du brauchst mich, Verlorener!"

Ihr Ton traf ihn. Er senkte den funkelnden Blick.

Etwas wie Scham stahl sich in das finstere Gesicht. Zweimal füllte er einen Becher mit schwerem italienischem Wein und trank ihn leer. Dann verließ er das Gelaß.

„Verlorener!" murmelte abermalen die Vögtin. Ein Schauer ging durch ihre Gestalt.

9. Im Schirmhaus

Der Sommer spann seine Fäden über duftende Matten. Auf grauem Geröll und silbergleißenden Blöcken spielte Mittagsglanz. Von Sonnenflammen umloht stiegen der Gotthardstein und der Berg Prosa in tiefblaues Aethergewölbe.

Auf dem Alpgrund am Gotthardsaumweg lagerten schläfrig die Herden von Hospental. Ein paar Säumer zogen träg in der Glut des Tages bergan. Sie nahten sich dem Schirmhaus an der Wegwindung, wo nur ein kurzer Aufstieg noch sie von der Paßhöhe trennte. Aber Menschen und Tiere dürsteten. Trank heischend, rasteten sie am Pfad, als sie das Schirmhaus erreicht hatten.

Ein junges, dunkelhaariges Weib trat aus dem Hause. Sie kredenzte den Wanderern den welschen Wein, den sie mit dem Naß der nahen eisigen Quelle mischten. Dann wies sie ihnen die Tränke für die Tiere. Und während sie die Wegmüden erquickte, lachten ihr Mund und Augen. Wie eine von tausend Wonnen Gesegnete ging sie hin und wieder, und die Männer staunten fremd in ihr leuchtendes Antlitz. Als das Weinen eines Kindes aus dem Hause scholl, folgte sie wie ein Sturmwind dem Laut. Bald darauf kam sie mit einem halbjährigen blonden Knaben geschritten. Auf leichten Armen trug sie das schöne, blauäugige Kind.

„Mein Kleiner!“ Mit diesen Worten wies sie es den Fremden, und das Glück machte ihre Blicke feucht.

„Wer ist sie?“ stieß einer der Säumer den andern an.

Ein dritter gab Bescheid.

„Eines Knechtes Eheweib. Der Mönch vom Hospiz hieß sie hier wohnen.“

Nach einer Weile zogen die Männer ihre Straße.

Helmine, das Weib des Felix, sah ihnen mit geschatteten Augen nach. Dann begann sie mit dem Kleinen zu spielen.

Fast eine Stunde verging, während welcher das Jauchzen des Kindes und das sorglose Lachen der Mutter ineinander klangen. Allmählich wurde das Kleine schläfrig. Das junge Weib trug eine auf hohen Füßen stehende, weidengeflochtene Wiege aus dem Haus, stellte sie dorthin, wo die Sonne am wärmsten schien, und legte ihr Kind sorgsam in die Linnen. Mit gefalteten Händen blieb sie über das Entschlummernde geneigt. Da schollen Fußtritte auf steinigem Pfad. Aus einem Seitental, vom See Lucendro her, kam Felix, der Knecht, geschritten. Hinter ihm stieg der Mönch zum Hause ab.

„Hohoihe!“ kam des Knechtes Ruf heran.

Sein Weib richtete sich auf und winkte grüßend den Nahenden.

Der beiden Bauern Gesichter strahlten, als sie darauf Auge in Auge standen. Nur die Scheu vor dem Mönch hielt sie zurück, daß sie sich küßten.

„Es schläft,“ sagte das Weib.

Ihr erstes Wort galt dem Kinde.

Und des Mannes Augen leuchteten. Er wies auf die Wiege.

„Wir sind wie die Seligen, Herr," murmelte er, zu dem Mönche gewendet.

Der Barmherzige lächelte mild und küßte das schlafende Kind.

Das Weib brachte Speise und Trank, daß sich die Männer stärkten. Dann ließ sie sich an des Knechtes Seite nieder und lauschte der Stimme des Mönches, der von der Wanderung zum See sprach.

Indessen kam auf dem Saumweg ein einzelner Geselle gezogen.

Er erreichte das Schirmhaus erst, als der Mönch, von dem Knecht und seinem Weibe geleitet, sich auf den Weg nach dem Hospiz gemacht hatte.

Wo der Pfad dem Blick verschwand, standen die Bauern und der Priester, zum Abschied die Hände ineinander gelegt. Indessen zögerte der Wanderer am Hause. Der Mann war einäugig. Sein schielender Blick erspähte das Kind. Peter, der Schmied, erbleichte vor Neid. Mit dem Scharfsinn des Verbitterten hatte er die Stätte des Friedens erschaut. Lauernd fast stand er am Weg. Da sah er einen Berghund aus dem Hause und an die Wiege schleichen, ein junges, tappiges Tier. Stoßend beschnupperte er die Schlafstelle des Kindes.

Dem Schmied kam ein Gedanke. Er grinste, und sein Auge begann zu funkeln. Den Atem verhielt er vor Gier nach etwas Ungeheurem.

Und es geschah.

Schwerfällig erhob sich der Hund auf die Hinterfüße, schwer schlugen seine Vorderpranken auf den

Rand des leichten Geflechts. Ein ächzender Ton und — die Wiege schlug um. Ueber den Hang kollerte ein Linnenbündel. Ein kurzes Wimmern ging, als es vorbei an des Mannes Füßen in die Tiefe rollte.

Da lachte der Schmied mißtönig. Aber er erschrak vor dem eignen Lachen und vor dem grellen Aufschrei, der von der Wegwindung kam.

Mit flatternden Gewanden kam es herangestoben. Die schweren Flechten des jungen Weibes hatten sich im Laufe gelöst und wehten hinter ihr, und einmal — zweimal brach der verzweifelnde Aufschrei von den weißgewordenen Lippen. Eilenden Laufes folgten ihr der Mönch und der Knecht. Lange vor ihnen erreichte sie den Schmied, der fast scheu zur Seite wich.

„Mein Kind — wo hast du mein Kind, Schrecklicher?“ schrie sie ihn an, und ihre Hände krallten in sein Wams.

Er löste mit überlegener Kraft ihren Griff.

„Frage den Hund, Weib,“ sagte er kalt.

Da erstarrte sie. Schweifwedelnd kroch das Tier an sie heran und spielte mit ihrem Kleid. Sie ließ es geschehen. Ihr Blick war heiß und tränenlos auf die leere Wiege gerichtet.

Nun kamen die Männer zur Stelle. Der Bann löste sich von dem Weibe. Der Felix umfing sie, und sie schmiegte sich zitternd an ihn.

„Da hinunter,“ murmelte sie, hinter sich weisend, „da hinunter!“

„Und der Hund,“ erklärte sie weiter.

Sein Blick ging in die Tiefe. Ein wildes Leid

machte seine braunen Züge zucken. Mit der freien Hand fuhr er sich ein paarmal gedankenlos ins krause Blondhaar. Auf einmal erkannte er den Schmied.

„Du hättest es halten können, Mörder,“ brüllte er auf wie ein todwundes Tier und wollte Hand an den Scheelen legen.

Doch der Mönch hielt ihn zurück.

„Felix, mein Felix!“

Eine wunderbare Gewalt lag in den drei Worten. Vor ihnen verrauchte die Wut des Leidgetroffenen. Er neigte sich über sein Weib. Und auf einmal konnten sie weinen.

Da machte sich der Schmied hinweg.

Der Mönch führte die Trostlosen auf eine Bank am Hause. Dann stieg er in die Tiefe.

Die Sonne zog westwärts. Ein leiser Schatten löschte das Gold, das auf die Häupter der beiden Schluchzenden geflossen war. Sie saßen wortlos und versunken in Kummer.

Wohl eine Stunde später klomm der Pater wiederum dem Hause entgegen. In seiner Kutte verborgen trug er eine leichte, reglose Last. Als er das graue Gemäuer erreicht hatte, schritt er vorbei an den Gramgebeugten und legte das tote Kind in die Wiege, mit einem Linnen es verhüllend. Aus nahen Steinen brach er einen mächtigen Zweig glutroter Bergrosen und schmückte das schimmernde Bahrtuch.

„Schuldlos und leidlos,“ sprach er laut und feierlich. „Vom Himmel gekommen, zum Himmel genommen! Neiget eure Häupter in Demut vor dem Willen des Herrn!“

Der Knecht und sein Weib fuhren auf und sahen den Gewaltigen wie einen Propheten stehen.

„Tretet heran!“ gebot er.

Wie verschüchterte Kinder mit tränenden Augen schlichen sie näher. Da fielen ihre Blicke auf die kleine Leiche. Das Weib wankte aufstöhnend und drohte zu fallen. Der Felix stützte sie. Doch der Mönch sprach hohe Worte, die wie Balsam auf frische Wunden fielen.

„Die Sonne verzieht, bald will es dämmern! Ihr trauert, als wäre es ewiger Abend geworden!“

Er faßte die Hände der beiden und sah sie mit feucht schimmernden Augen an.

„Schmerzen gibt es, die nimmer heilen, Wunden, zum Tode geschlagen! Doch ihr seid jung, und was der Herr euch nahm, kann er euch wiedergeben! Glaubet und hoffet! Ehe das Jahr sich erfüllt, wird neuer Segen keimen!“

Seine Rede war fest, als ob er Gewisses verkünde. Die Trauernden glaubten. Darauf wollte er sie verlassen. Doch der Knecht bat:

„Harret bei uns, Herr, bis wir das Kleine gebettet haben!“

Da blieb er. Im sinkenden Abend begruben sie das Kind und setzten ein rohes Kreuz auf den sich wölbenden Hügel.

„Glaubt und hofft!“

Der Mönch schritt bergwärts darauf.

Der Knecht und sein Weib standen beisammen und schauten sich still und gefaßt in die Augen. Der Trost des Barmherzigen klang in ihnen nach.

---

10. Flucht

Eine leuchtende Nacht lag über dem Hospiz. Die düsteren Mauern warfen lange Schatten. Die Kapelle stand vom Schimmerlicht des Mondes übergossen. Wie gewaltige Alabastersäulen ragten die Berge, blaudunkel ruhte der Himmel darauf. Einzelne Lichter flammten still und weit im blauen Grunde; ihr Schein verblaßte vor dem machtvollen Glanz des Mondes. Wo dieser niederrann am Gebirge, war jeder Fels, jeder ragende Stein deutlich erkennbar. Und der Schimmer floß in die todstillen Seen. Es gab ein geheimnisvolles Funkeln und Blitzen, wo starke Welle und feuchtes Licht ineinander strömten. Heiliger Friede lag über dem Schirmhaus.

Im Innern des Hauses schlief alles. Viel wegmüdes Volk rastete diese Nacht im alten Bau. Spät hatte sich auch Tonio, der Knecht, gelegt, dessen Tagewerk ein schweres gewesen. Einzig der Mönch wachte noch. Er saß hinter dem Fenstergitter seiner Zelle, sein Haupt schwer in die hohle Hand gestützt. Sein Bart wallte auf die Brüstung. Auf seinem bleichen Gesicht ruhte der Schimmer, der vom Himmel quoll, und färbte es weiß. Seine Blicke gingen nach den reglosen Seen.

„Still — wie gefeit gegen allen Sturm," murmelte er in sich hinein, und es war, als beneide der Hohe die Gewässer.

Aber gleich darauf neigte er das Haupt über seinen Rosenkranz und betete lange.

Als er aufsah, fuhr er zusammen und richtete sich spähend am Gitter empor. In den Steinen am Ufer des nächsten Sees schlich ein Weib, Haupt und Gestalt von wehendem Tuche umhüllt. Sie kam näher und näher, vorsichtig und wie sich verbergend vor neugierigen Augen. Der Pater erhob sich, stieg über knarrende Stufen hinab nach dem Flur und verließ das Haus. Als er unter den Holzsäulen desselben stand, hörte er die huschenden Tritte nahe am Gebäude. Dann wehte ein dunkles Gewand, eine leichte, schlanke Gestalt strich scheu am Hause vorbei; blonde Locken schimmerten im Fahllicht.

„Wohin geht dein Weg, Gotthارda?" fragte der Mönch ruhig und laut. Er trat aus dem Schatten.

Sie war zusammengezuckt. Ein leiser Schrei entfuhr ihr. Dann schaute sie mit weitgeöffneten Augen und abwehrend auf den an sie Herantretenden.

„Warum hinderst du meine Flucht? — Ich wollte dich meiden und doch war kein andrer Weg als dieser."

Irr und von geheimer Furcht erfüllt, schaute sie um sich.

„Fasse dich," sagte der Priester streng, „und erzähle!"

Sie schauderte.

„Nein, nein! Laß mich! Halte mich nicht! Sein Bluthund ist mir gefolgt den ganzen Tag. Mühselig barg ich mich vor dem Späher in den Klüften. — Wenn er mich hier erreicht!"

Pater Isidor zog die Dirne in den Schatten des schweigenden Gebäudes. Auf einem Steinblock hieß er sie sich niederlassen.

„Berichte!“ gebot er dann weiter.

Da wurde sie gehorsam wie ein Kind und, zu seinen Füßen sitzend, hub sie an zu erzählen.

„Schwere Dinge gehen vor in Ursern. Du weißt, das Haus des Stegwirts in Zumdorf, der offen wider den Vogt gestanden, ist in Flammen aufgegangen. Da der Mann seine Zunge nicht hielt und mit Fingern nach dem Vogthaus wies, ausschreiend, dort wohne der Brandstifter, fand man ihn vor zwei Wochen in der Reuß mit einer klaffenden Wunde in der Brust. Ein andrer, der Pfister zu Andermatt, ist seit ein paar Tagen verschwunden; sie sagen: aus dem Wege geräumt auf des Vogtes Befehl. Auch er war ein Widersacher deines Bruders. Aber das Schlimmste geschah am Tage vor gestern. Die Mutter hörte ein Gespräch mit an, das Zeno führte mit seinem Späher, dem Schmied. Zwölf Namen nannte ihm der, ehrlicher Männer, die murrten wider das unerhörte Gebaren des Ammanns. Und der Schmied wußte das wilde Blut deines Bruders siedend zu machen und ihm den Tod der Zwölfe abzubetteln. Da trat die Mutter dazwischen. Mit einem Beil gewaffnet ging sie auf den Verderber des Ammanns zu und hob die Waffe zum Schlag wider ihn. Zeno entriß ihr die Axt und schmähte sie vor dem Ehrlosen. Da hielt sich die Mutter nicht länger. Wenn Worte richten könnten, die beiden hätten ihre Häupter gebeugt und sich verkrochen wie stehlende

Hunde. Nun — Zeno war berauscht. Von sinnloser Wut geschüttelt, hieß er den Schmied die Knechte rufen und die Mutter in Ketten legen. Und sie haben sie gefesselt. Nun liegt sie im tiefsten Kellergelaß. Mich aber ließ der Vogt in seine Stube bringen und wollte mir das Jawort abzwingen, das ich ihm so lange verweigert. Als ich mich wehrte und mich aufbäumte gegen den Verworfenen, riß er mich in seine Arme, und ich fühlte seinen ekeln Atem auf Wangen und Mund —"

Zusammenschaudernd hielt die Dirne inne. Das letzte hatte sie in immer steigender Erregung und vorgeneigten Leibes geredet. Ihre Augen sprühten ein wildes Feuer und hingen fest an des schweigsamen Mönches Antlitz. Als dieser kein Wort erwiderte, vollendete sie ihre Geschichte.

„Da ich mich endlich losgerissen aus seinen Tigerklauen, hob er an zu schmähen und zu schwören, daß er mich kirre mache. Dann schloß er mich in seine Stube ein. Aber des Nachts entschlüpfte ich durch das Fenster, an einem Seil mich zu Boden lassend. Darauf floh ich zu Berg. Den ganzen Tag hielt ich mich verborgen in den Felsen, denn der Schmied suchte mich. Ich entkam dem Verfolger; sicher kam ich hierher. Dieses Tuch gab mir Helmine, des Felix Weib, als ich mich an ihr Haus schlich vor Stunden. — Nun will ich weiter — weiter!"

Endlich redete der Mönch. Seine Züge waren finster geworden. Ein Ausdruck von Härte legte sich um seinen Mund.

„Ich kann dich nicht rühmen, Harda! Du fliehst

statt auszuharren bei der, die dich schützte. Die dir Mutter war, lässest du im Elend!"

Sie richtete sich hoheitsvoll auf.

„Schmähe mich," sagte sie einfach, „aber höre mich erst! — Ich gedachte der Mutter einen besseren Schutz zu schaffen als mich schwaches Weib!"

Sie zog ein zerknittertes Pergamentstück aus dem Busengewand und reichte es ihm.

„Das hättest du heute gefunden, Herr!"

Er las:

„Schläfst du, Barmherziger? Dein Volk schmachtet und deine Mutter stirbt!"

Das war mit Blut geschrieben.

Pater Isidor forschte und ersah die Schramme, wo sie den Arm sich geöffnet hatte.

„Bin ich blind gewesen, daß ich nichts sah von den Greueln! Die Scharen der über den Berg Wandernden zwangen mich, hier zu verweilen, und keine Klage drang aus Ursern zu mir!"

„Weil der Tod darauf stand," warf die Dirne dazwischen.

„Was redest du?"

„Keiner hat es gewagt, dich zu rufen. Der Schmied wittert leicht. Und er wachte am Gotthard."

Der Pater verstand. Auf seiner Stirne thronte ein machtvoller Zorn.

„Ich darf nicht zögern," sagte er. „Wann der Morgen graut, steige ich nieder. Wirst du mich begleiten?" sprach er in plötzlichem Entschluß.

Sie wurde bleicher und zitterte.

„Ich gehe dort hinab."

Sie wies nach den livinischen Bergen.

„So fürchtest du den Vogt?" sagte er hohnvoll.

„Weißt du denn, ob ich nicht vor einem andern fliehe?"

Ihre Blicke brannten. Sie wuchs neben dem hohen Mönche auf. Leidenschaft schüttelte sie.

„Ich verstehe dich nicht," sagte der Pater. „Was willst du da unten — jung und schön und arm? Du verkommst in der Fremde!"

„Was bleibt mir sonst? — Zurück kann ich nicht! Ich hasse den Vogt, und — — —"

„Was soll das Rätsel? Rede zu Ende!"

„Willst du es wissen?"

Sie sah ihn durchdringend an.

„Ja," sagte er ruhig.

„Ich habe dich lieb, Herr!"

Fast demütig war das Geständnis über ihre Lippen gekommen.

Einen Augenblick schien es, als wolle ihn die allmächtige Gewalt über sich selbst verlassen. Dann streifte seine Hand den Rosenkranz an seinem Gürtel, krallte sich in die Schnur und zerdrückte eine der Perlen, daß die Scherben ins Fleisch drangen. So gewann er seine Ruhe zurück.

„Du frevelst, Dirne," sagte er herb.

Nun flammte sie auf.

„Warum trägst du dies Kleid? Wärest du im Hause deiner Mutter geblieben, du Großer, Edelster, du Starker, du hättest Segen über Segen getan. Dein Gewand ist deines Hauses Fluch. Die Mutter entbehrt dich. Der Bruder steht an der Stelle, die dir gebührt, und verunglimpft sie. Ich, die ich dein bin mit Leib und Seele, muß darben in ewiger

Armut. Und du selber? Leugne es nicht, was hilft es! In deinen strafenden Augen, von deinen Lippen lese ich besser! Wärest du ein Mensch wie die andern, du zwängest das heiße Drängen deiner Seele nicht! So aber — was keiner kann, kannst du! Der Sünde Gifthauch berührt dich nicht! Aber du trägst doch deine Last!"

Wie von ferne klang seine Stimme.

„Du bist von Sinnen, Weib! Ich fasse deine Worte nicht!"

Sie trat ganz nahe an ihn heran. Ihre blauen Augen bannten die seinen. In ihrem Blicke war kein unreines Feuer; es war mehr eines Kindes liebeheischendes Schauen.

„Warum verstellt du dich?" sagte sie weich. „Du bist mein, wie ich dein bin!"

Er kreuzte die Arme über seine wogende Brust und schaute sie voll an. Die leuchtende Nacht verklärte ihre seltsame Schönheit. Wie eine Goldkrone schimmerte ihr Haar, von dem das Tuch geglitten war, und ihre Züge waren weiß wie der Schnee der Berge. Der Gewaltige wollte erliegen. Da rührte ein plötzlich heranfauchender Windatem leise, fast unhörbar den Schwengel der Kapellenglocke. Der Mönch redete langsam und schwer.

„Gehe beten, Unselige! Bis der Tag sich erneut, knie da drinnen und beichte deine Sünde dem Höchsten! — Dann steigen wir nach Hospental!"

„Gebietest du?" fragte sie.

„Ich befehle es!"

Da schlug sie das Tuch fester um sich und schritt zur Kapelle hinüber. Auf den lichtüber-

ronnenen Fliesen rutschte sie sich die Knie wund, bis der Morgen kam; aber ihr Gebet war wirr und ohne Andacht. — —

Als im Ost der Himmel fahl sich hellte, stand der Mönch in der Tür der Kapelle. Sein Gesicht war hart und streng.

„Komme!“ sagte er nur.

Sie gehorchte ohne Widerspruch. Dann zogen sie talwärts.

---

11. Rechenschaft, Vogt von Ursern!

In den Lüften war ein gewaltiger Streit entbrannt. Er hatte um Mitternacht begonnen. Aus Nordosten wehte ein Wind; fast wimmernd fuhr er durch die Gasse von Hospental. Noch waren seine Atemzüge lang, und gemächlich heulte er um die Hüttenecken den langgezogenen klagenden Ton. Aber hoch in den Wolken schwoll er zum Sturme. Er trieb weiße Schleier über verblassende Sterne. Sie flossen wie Rauch bald auseinander, bald wieder zusammen, den Himmel verhüllend, dort und hier das leuchtende Blau noch einmal freigebend. Ein ruheloses Treiben, ein Aufwirbeln und Sichballen, ein Zerrinnen und Zerfließen.

Die Unrast der Wolken schien das Volk von Ursern angesteckt zu haben. In Hospental war ein sonderbar Zusammenschleichen von Männern und Weibern. Scheu und heimlich trat Nachbar zu Nachbar; und eine Kunde lief um. Harmlos ziehende Boten trugen sie nach Andermatt und Zumdorf:

„Der Barmherzige war endlich zu Tal gestiegen."

Zu frühester Morgenstunde hatte das Tor des Vogthauses unter des Mönches pochender Faust gedröhnt.

Ein fremder Knecht öffnete mit Unwillen. Scheel sah er auf den Kuttenträger, frech auf die Dirne, welche beim Gesinde als vom Ammann verjagt galt.

„Wo ist der Vogt?" fragte Pater Isidor.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Knecht dagegen.

Aber der Mönch reckte sich gebietend.

„Gib Antwort, Gesell! Wo ist mein Bruder, der Vogt?“

Der andre erschrak und krümmte kriecherisch den Rücken.

„Er schläft,“ sagte er fast abbittend.

„So wecke ihn!“

„Herr, der Vogt hat die Nacht über dem Becher gesessen.“

„Ich verstehe,“ sagte der Mönch bitter lächelnd. „Führe uns zur Vögtin!“ forderte er dann.

Der Knecht trat zurück.

„Ich darf nicht,“ stammelte er.

„Du mußt!“

Des Mönches Stimme hatte metallenen Klang. Sie wehrte jedem Widerspruch. Der Kriecher stand in tausend Aengsten und wußte sich nicht zu helfen.

Da wurde es lebendig auf dem Flur. Aus dem Küchengelaß kamen Mägde und Knechte. Als sie den Mönch erblickten, beugten sie die Knie.

„Der Barmherzige,“ ging es wie erlösendes Flüstern von einem zum andern.

„Sankt Gotthard mit Euch,“ grüßte der Hohe.

Sie traten herzu und faßten seine Hände.

„Ich komme um eure Herrin,“ drängte er ungeduldig. „Weist mir den Weg!“

Ein silberhaariger Knecht schritt ihm voraus. Die andern hieß er an ihr Tagewerk gehen. Mit Gottharda stieg er jenem nach zu den Kellergewölben. Ihre Schritte hallten auf den granitenen Stufen wieder. Feuchte, schlimme Luft umfing sie. Dann

knirschte des Alten rostiger Schlüssel im Schloß einer schweren Tür.

Spärliche Helle fiel in das Gewölbe, an dessen Wänden weißer Schimmel wie Spinnweb hing. Der moderige Raum erschien unheimlich düster. Doch gerade dort, wo das hohe Weib in schwarzer Gewandung auf faulenden Balken saß, fand der Lichtschimmer Einlaß und beleuchtete ihr stolzes, todweißes Gesicht.

Sie hatte den Kopf erhoben, als die Tür gegangen war. Nun richtete sie sich auf. Die Kette klirrte, die ihre Hände fesselte. Wortlos hielt sie die beiden eisenbelasteten Glieder dem Mönche entgegen.

Seine Stirne furchte sich.

„Schließe auf!" befahl er dem Knecht.

Der holte einen seltsam geformten Schlüssel hervor und befreite die Vögtin. Als die Bänder fielen, neigte sich der Pater und drückte seine Lippen auf die Male, die sie gelassen.

„Geht auf Eure Stube, Mutter! Führe sie, Harda! Wann ich Zeno gesprochen habe, werde ich euch folgen!"

Festen Ganges verließ das stumme Weib ihren Kerker und stieg die Stufen empor. Die junge Dirne faßte ihre Hand und geleitete sie. Der Mönch folgte ihnen langsam bis zu des Vogtes Gemächern. Dort ließ er sich die Stube weisen, wo der Ammann schlief.

Er trat leise hinein und zog hinter sich die Türe zu. Dann stand er wie gebannt. Auf zerwühltem Lager ruhte angekleidet der Vogt, das vom Barte

umwallte Antlitz aschfahl, die Lider rot und geschwollen, den Mund wie schmachtend geöffnet. So lag er und stöhnte und atmete schnarchend.

Den Reinen ekelte.

„Erwache!" grollte er.

Der Schlummernde stieß ein lauteres Stöhnen aus. —

Da hielt sich der Pater nicht länger. Seine Finger griffen hart nach des Vogtes herabhängendem Arm und zerrten den Schläfer aus seinem Taumel. Dieser stierte mit gläsernen Augen um sich. Allmählich kam er zum Bewußtsein und erkannte den Mönch. Mit einem Schlage wurde er nüchtern. Er erhob sich und maß den Kuttenträger.

„Was willst du — Heiliger?" murrte er.

„Rechenschaft, Vogt von Ursern," sagte der Mönch laut und drohend.

Der andre vermochte seinen Blick nicht auszuhalten. Seine Augen hafteten fast scheu am Boden und alles Blut drängte ihm in die Schläfen. Das weckte seinen Grimm.

„Wessen erfrechst du dich, Mönch? Du dringst in meine Kammer und schiltst mich, als wäre ich dir leibeigen! Wahre dich, Scheinheiliger! Ich habe gehorsame Knechte und — Hunde, dich mir vom Halse zu schaffen."

„Gib Antwort, Verbrecher!" zürnte der Mönch ungerührt, und wie in einem Banne wagte der andre noch immer nicht, zu dem Grollenden aufzusehen.

Dieser wiederholte:

„Gib Antwort! Wie hast du dein Versprechen

gehalten? Hast du das Volk geachtet? Hast du sein Wohl über das deine gesetzt?"

„Nein!"

In bitterer Ehrlichkeit stieß der Vogt das heraus, und seine Wut war wie mit einem Schlage verschwunden.

„Warum nicht, Ehrloser?" fragte der Mönch.

„Ich wollte es. — Aber es ist anders gekommen!"

„Was entschuldigt dich?"

„Mißtrauen stand mir entgegen, und dann —"

Des Vogtes lauernder Blick ging an dem Mönche empor. Er rückte nahe an ihn heran. Vertraulich neigte er sich zu ihm.

„Ich glaube, Mönchlein, du weißt, wie unerfüllbare Wünsche brennen da drinnen!"

Er berührte die Brust des Paters und fuhr fort:

„Du gehst zu Grunde an jenen! Ich fühle die Gier in andrer Schmerzen!"

Der Pater trat einen Schritt zurück. Er erkannte des Bruders innerstes Fühlen, und etwas wie Mitleid kam über ihn; aber er gab ihm nicht Raum.

„Und nichts sonst hast du zu sagen zur Rechtfertigung des Ungeheuren, das du tatest?"

„Nichts sonst!"

„So lege deine Würde ab!"

Der Vogt lachte schallend auf.

„Du faselst, Heiliger! Bist du deshalb gekommen? Sei ruhig, ich bleibe Vogt von Ursern, ob du willst oder nicht!"

„Beharrst du darauf?"

„Und sicher!"

„Wohl denn, das Volk entscheide! Ich berufe die Talgemeinde. Da du nicht freiwillig gehst — —"

„Das wirst du nicht tun, Pfaff!" schäumte der Vogt aufs neue auf.

Des Mönches Stimme schwoll mächtig.

„Ich werde es tun! Und wenn du verjagt bist von deinen Geknechteten, dann sollst du der Mutter fußfällig den Schimpf abbitten, den du ihr angetan!"

Ehe der Renner Worte gefunden in seiner nun alle Schranken brechenden Wut, hatte der Pater die Türe geöffnet und war verschwunden.

Der Vogt riß die kaum verschlossene Türe auf. Sein Ruf machte das Haus dröhnen; er verlangte nach seinem Späher, dem Schmied.

Eine Totenstille folgte dem tobenden Ruf. Eine Weile darauf schlich der Scheele nach des Vogts Gemach.

Er prallte entsetzt gegen die Wand zurück, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Der Vogt saß in seinem Stuhl zusammengesunken, sein Dolchmesser in der Faust, und schnitt langsam Wunde um Wunde in seine linke Hand. Das Blut rann über das mißhandelte Glied, und mit Raubtierblicken stierte der Zornbebende auf die rinnenden Tropfen.

„Bist du da, Spion?" fragte er ohne aufzusehen. Und als der andre das Antworten vergaß, höhnte er: „Graut dir, Feigling, daß ich dem Blut Ausgang schaffe, das mir allzu heiß ins Gehirn drängt!"

Der Einäugige zwang sich und kam näher.

„Herr," sagte er, „endet das Spiel!"

Der Renner bot ihm die geschändete Linke.

„Verbinde!" gebot er.

Der Schmied riß sein Ueberhemd aus Zwilch in Fetzen und legte es als Verband um die blutige Hand.

Dann sagte er:

„Ihr riefet mich?"

Der Renner richtete sich wie geweckt empor. Ein fürchterlicher Zug kam in sein Gesicht. Er legte die schwere Rechte auf die Schulter des Einäugigen und zog ihn ganz nahe an sich heran.

„Töte den Mönch," zischte er ihm ins Ohr.

Der Gewissenlose erschrak.

„Den Barmherzigen? — Er hat mir nichts zuleid getan!"

„Er oder du," sagte der Vogt mit eisiger Ruhe. „Daß er nicht Zeit findet, die Talgemeinde einzuberufen, bürgst du mit deinem Hals, Gesell!"

Der Schmied schien zu überlegen.

„Ihr befehlet, Herr — ich gehorche," murmelte er nach einer Weile. Verschlagen wie der Fuchs verbarg er das höhnische Zucken der Lippen, das ihn bei dem Versprechen angekommen war.

Und wie zu großer Aufgabe trollte er sich.

12. Beichte

Die Vögtin saß am Fenster ihres hochgelegenen Schlafgemachs und schaute in den sich trübenden Tag. Ueber die Matten von Andermatt kam es wie Nebeldünste geschlichen; schwarz traten die Felszacken der Berge aus fahlgrauem Himmel. Zuweilen flatterte eine zerissene Wolke wie ein huschendes Gespenst um einen der ragenden Steintürme. Um die grauen Mauern des Vogthauses fuhr in immer kürzeren Stößen der sich entfesselnde Sturm.

Das Weib am Fenster lauschte auf nahende Tritte. Sie erwartete den Mönch. Hinter ihr stand, die Hände auf die Stuhllehne gelegt, bleich und mit wogender Brust, die Augen dunkel vor Erwartung, Gotthardа.

Die beiden sprachen nicht. Der, den sie erwarteten, gebot über ihre Geschicke. Sie hatten sich nichts zu sagen.

Endlich kam er. Das Holz der Sandalen verriet sein Nahen. Die Dirne zitterte. Da wandte sich die Vögtin um nach ihr. Wie eine, die lang Erwartetes entdeckt, schaute sie sie an.

Darauf trat der Pater in die Stube.

Sein Auge überflog das Gemach. An dunkelgebeizten Wänden hing nicht ein schmückendes Bild; nur die Glieder eines sterbenden Christus stachen schreckhaft weiß vom dunkeln Getäfel ab. Alles Gerät, das die Stube füllte, war schwer und alters=

braun, selbst das Lager der Vögtin deckte ein mächtiges schwarzes Tuch, wie man es über einen Sarg legt. Das hohe, nie lachende Weib, Pia, die Rennerin, paßte zu ihrer Behausung.

„Ich sehe Euch gefaßt, Mutter,“ sagte der Eintretende. „Ihr habt das Leid verwunden, das ein Verblendeter Euch angetan.“

Sie nickte und wies auf einen nahen Stuhl. Doch er übersah das und wandte sich an die Dirne. Es war, als wolle er sie prüfen.

„Ich habe einen Auftrag, Harda! Wenn du den Sturm nicht scheust, magst du ihn ausführen.“

„Rede, Herr,“ drängte sie hastig. „Was ist mir der Sturm in den Lüften, wenn ich dir dienen kann?“

„Eile nach Andermatt und suche den Dorfvogt auf. Sage ihm, Pater Isidor entbiete der Talschaft durch ihn, daß morgen, eine Stunde nach Mittag, an der Kapelle des heiligen Joseph zu Hospental Talgemeinde gehalten werde und möge keiner fehlen, der Klage habe wider meinen Bruder, den Vogt!“

„Ich höre und werde keines deiner Worte vergessen,“ sagte die Dirne und schlang ein Tuch um Haupt und Schultern. Dann wollte sie gehen.

Der Mönch rief sie noch einmal zurück.

„Des Vogtes Späher sind eifrig. Wohl suchen sie nach Männern, die Botschaft tragen. Darum sende ich dich. Doch auch du bist gefährdet. Dein Weg ist auf Leben und Tod. Fürchtest du dich?“

Sie warf das blonde Haupt in den Nacken und ging wortlos hinaus.

Er murmelte einen Segen hinter ihr. Dann wandte er sich nach der Mutter um. Seine hohe

Gestalt bebte wie im Fieber. Er wankte zu ihr, und plötzlich sank er in die Knie und barg das Gesicht in den Falten ihres Gewandes. Sie fuhr mit der Hand über sein dunkles Haupt.

„Die Stunde ist da, die ich habe kommen sehen und die auch dich übermannt, mein Starker," sagte sie fast feierlich.

Er sah auf zu ihr wie zu seinem Beichtiger.

„Mutter, meine geschändete Mutter, weist mir den Becher bitteren Lebenstrankes, den Ihr genossen bis zur Hefe, daß ich den meinigen geduldiger leere!"

Sie verstand ihn und begann zu erzählen.

„Mahne mich, von den sonnigen meiner Tage zu reden, und ich habe wenige Worte zu sagen. Soll ich von den dunkeln erzählen, magst du Geduld haben! — Aber nein! Du willst nur Leid an Leid messen! So höre! — Aus der Burg des Vaters in Bünden holte mich Zeno, der Renner, als ich siebzehn Jahre geworden war. Warum? Ich hatte mich einem angelobt, der dem Vater ungenehm war, und als er zu Markt fuhr nach Ursern, verhandelte er mit seinem Rindvieh sein einziges Kind. Als ich einzog in das Vogthaus zu Hospental, zog das Elend mit mir und hat an meiner Seite ausgehalten, bis mein Haar grau geworden. Ich sollte deines Vaters Magd sein, aber ich bin nicht geschaffen, mich zu beugen. So war es ein ewiger Kampf. — Aber die Kinder brachten Licht in meine Tage. Ihr wuchset heran, meine Söhne, hoch und gewaltig und klugen Geistes, und ich war stolz auf Euch. Da griff der Tod die zwei ältesten, meine Zwillinge. Am Gotthard begrub sie die Lawine. Ich verwand

den Schmerz. Sechs Monde freute ich mich der mir Gebliebenen. Dann kehrte Beatus, mein dritter, von der Jagd auf das Grattier nicht mehr zurück. Vier Wochen später trat Isidor, mein Liebling, ins Kloster, weil ihn ekelte vor dem Leben im Vaterhaus und weil seine Seele auf Taten der Barmherzigkeit sann. Von da an wachte ich über meinen letzten — und er hat mich in Ketten gelegt!"

Die Stimme des Weibes sank. Die letzten Worte hatte sie härter und bitterer gesprochen, und ihr Gesicht war wie zu Marmor erstarrt.

Der Mönch erhob sich. Als er sich neben der starren Frau aufrichtete, wich die letzte Schwäche von ihm. Er begann zu reden:

„Ich bin ins Kloster gegangen. Wäre es nicht geschehen — wer weiß, ob unsre Geschicke sich besser erfüllt hätten!"

„Wer weiß!" nickte die Vögtin.

„Aber die Bande der Kirche sind irdische Bande. Sie lassen sich lösen. Dies Kleid — leicht ist es weggelegt. Wenn Ihr es heischet, meine Mutter — ich reiße mich los!"

Der Mönch sprach erregt.

Sinnend murmelte danach das Weib vor sich hin:

„Du kämest spät — aber du kämest!"

Dann plötzlich sah sie ihn durchdringend an.

„Geheime Wünsche reden aus dir! Laß mich in dein Innerstes sehen! Beichte mir ganz oder ich habe zu hoch gedacht von dir!"

Der Pater preßte die Fäuste vor die keuchende Brust. Der Sturm seines Innern riß ihn fort.

„Darum kam ich! Alles sollt Ihr hören, Ihr

allein. Nicht zum Beichtstuhl der Kirche bin ich geschlichen, als ich meiner selbst nicht mehr Herr war, zu Euch komme ich, meine Höchste, an die ich glaube, wie an des Himmels Heilige, zu Euch, meine Mutter! — Der ich die Bande freiwillig auf mich nahm, dürste nach Freiheit! Der ich der Welt entsagt habe und allen Lüsten und Begierden, sehe eines Weibes Antlitz mir in Liebe geneigt! Blondes Gelock — schimmernde Augen — mich verlangt danach Tag und Nacht! Ich vergehe in Sehnsucht, und ich höre die Stimme: ‚Nimm, sie ist dein, was zögerst du?'"

Er schwieg und starrte wie ein vor sich selbst sich Scheuender zu Boden.

„Du hast alles gebeichtet," sagte die Vögtin. „Nichts hältst du zurück! Fügst du dich meinem Urteil?"

Neben ihn tretend, faßte sie seine Hand. Hoch und mit leuchtenden Augen stand sie, und als seine Blicke die ihren trafen, sagte er:

„Was du gebietest, sei getan!"

Da wurde ihre Stimme mächtig wie die einer Seherin.

„Zwinge dich selber, mein Heiliger! Wie du die Hunderte, die deine Wege kreuzen, zwingst, daß sie dich ehren und deine Herrschaft erkennen, also werde Herr über dich. Freiwillig nahmst du dein Kleid — trage es weiter, daß dich nicht Scham bedrücke in künftigen Stunden! Groß will ich dich sehen und von keinem menschlichen Fehl behaftet! Bleibe der Mönch, der du bist, und — entsage dem Weibe!"

Draußen war es fast finster geworden noch mitten am Tage. Und wie wenn eine der ragenden Bergsäulen donnernd zusammenstürzte, erschütterte ein Krachen die Luft. Ein Flammenzucken war ihm vorausgegangen. Das Unwetter hub an.

Der Pater trat unter das Kruzifix. Bleich wie die Glieder des Heilands leuchtete sein Gesicht aus dem Dämmern. Auf die breite Brust fiel leise zitternd der Bart. Seine Gestalt richtete sich zu reckenhafter Höhe auf. Dann hob er die Hand zum Schwur.

„Die Stürme brausen! Die Stimmen des Himmels sind laut! Bei allem Heiligen und Höchsten, das redet in Donner und Blitzesleuchten — ich entsage dem Weibe!"

Und nahe zu ihm, ganz nahe schritt die Vögtin. Sie legte ihr graues Haupt auf seine Schulter und sagte mit eigentümlich brechendem und doch hartem Ton:

„Du schwurest zu des Hauses Untergang, aber — ich segne dich dafür!"

Eine Weile hielt sie die Stirne an ihn gelehnt, als sei sie zum letztenmal bei ihm. Endlich fragte sie:

„Wo nächtest du?"

„Beim Hochwürdigen von Hospental," war sein Bescheid, und er fügte hinzu:

„Ihr bedürft der Ruhe, meine Mutter. Ich gehe."

Ihre Hände verschlangen sich. Dann schritt er gewichtigen, sicheren Fußes hinaus.

Aber durch das Tal hallte das Tosen des Gewitters.

Lauschend achtete die Vögtin auf das Grollen

der Donner und das Niederstürzen der Wasser. Sie rührte sich kaum, bis die Schlacht der Elemente geschlagen war. —

Stunden darauf erst kam ein leises Klopfen an der Tür der Einsamen, und als sie öffnete, trat Gotthardа ein.

Der Sturm hatte ihr Blondhaar zerwühlt, in Strähnen hing es in das weiße Gesicht. Die Kleider trieften ihr. Aber in den Augen flackerte der Wagemut.

„Mutter, es ist alles getan. Die Gemeinde wird tagen! — Wo ist — —"

Die Vögtin fiel ihr ins Wort.

„Isidor, der Mönch, nächtet im Hofe des Hochwürdigen. Was du getan hast, ist gut, meine Tochter! Nun magst du schlafen!"

Die Dirne blieb wie angewurzelt mitten in der Stube stehen. Isidor, der Mönch — das Wort war mit seltsamer Betonung gesprochen. Eine Ahnung dämmerte in der jungen Seele auf: die Vögtin hatte des Barmherzigen Beichte gehört.

Gottharda neigte das wirr umlockte Haupt.

„Ich habe verstanden, Mutter!"

Dann verließ sie das Gemach, welches die Rennerin, hin und wieder schreitend und vom Schlaf geflohen, durchmaß, bis der Morgen hinter den Bergzacken aufblitzte.

13. Das Gericht

Was das Unwetter der Nacht an Kühle über die durstigen Matten gegossen, hatte der flammende Morgen aufgesogen. Glutheiß lohte der Tag. Alles Gestein gleißte. Die Felsen brannten wie in Diamantenfeuer, und der Himmel hing schwer und beengend in wolkenloser Bläue über dem Tal.

Auf Pfaden, die sich mit weißem Staub überdeckten, zog alles Volk von Ursern zur Kapelle des heiligen Joseph in Hospental. Wo der Weg der Reuß entlang durch Mattenland nach Andermatt führte, überragt von etlichen Tannen, die an einem kleinen Hügel standen, schaute aus flachem, grünem Grunde das rohe Gemäuer der Kirche. Fast hoch stieg der Turm neben dem niedrigen, für an die hundert Menschen bemessenen Betraum auf. In hölzernem Giebel hing die wimmernde Glocke, deren dünne Stimme über das schmachtende Gelände hallte. Zuweilen verschlang das Grollen der Reuß das ladende Läuten. Die Glocke sagte Talgemeinde an. Auf drei Seiten der Kapelle war weites Mattenland; hier sammelte sich im Ring das Volk, Greise, hoch und knorrig wie verwitterte Tannen, Männer von mächtigem Gliederbau und reifende Jünglinge. Zwei Waibel in Amtstracht nahmen würdigen Schreitens ihren Platz auf erhöhtem Brettergerüst, von dem aus sie alles Volk überschauten. Hellebardiere in

schwarzgelbem Wams, den Stierkopf auf der Brust, hielten zu beiden Seiten des Kapellentors. Ein Summen und erwartungsvolles Flüstern ging in der Menge. Noch fehlte der Gemeinde der Leiter, und suchende Blicke flogen öfter und öfter nach den Hütten Hospentals, vor denen das Vogthaus wie ein Wachtturm stand.

Endlich löste sich eine Gruppe von Männern aus der engen Dorfgasse. Spähend harrte alles Volk der Näherkommenden. Vor jenen ging der Mönch einher. Langsam und gemessen schritt er, wie ein Trauernder, doch hoch hielt er das Haupt, einem Richter gleich. Seine Stirne leuchtete, und die Reinheit des Siegers strahlte aus seinem Blick. Hinter ihm trugen vier Knechte eine Bahre. Es waren starke, bergharte Gestalten. Aber sie trugen schwer an der Last. Ein mächtiger Körper lag auf dem Holzgefüge, unbedeckt, über breiter Brust die Hände zusammengelegt, deren eine ein Verband umschlang. Auf einem Pfühl aus schwarzem Tuch ruhte ein fahles, finsteres Haupt. Die Lider geschlossen, die Stirn wie in jähem Grimm gefaltet und die Lippen zusammengepreßt, war das Gesicht der sengenden Sonne zugekehrt, und güldene Lichter spielten in dem dunkeln, wallenden Bart. Zeno, der Vogt, kam tot zur Talgemeinde.

Näher und näher zogen der Kuttenträger und die Schar der Knechte. Da drängte jach alles Volk gegen den Weg hinauf. Mit vor Schrecken und Neugier weit geöffneten Augen stierte Mann an Mann auf den Gefällten und sein Geleit. Dann winkte der Mönch, und es wurde ein Weg in der

Menge. Schweigend schritten sie hindurch bis zur Tür der Kapelle; auf den Granitfliesen ließen die Träger die Leichenbahre zu Boden. Das Volk stand im Ring, Kopf an Kopf gedrängt.

„Wer tat es?" lief verstohlen und zitternd ein Fragen Reih auf, Reih ab.

Der Talvogt von Ursern beengte noch im Tode das freie Reden seiner Geknechteten.

Der Mönch trat neben den Toten. Er wendete sich gegen das flüsternde, Kunde heischende Volk, und mit einem Schlage wurde Ruhe im Kreis. Auch die Glocke verstummte.

Des Barmherzigen Stimme hallte:

„Männer von Ursern! Der euch Leides getan und zum Himmel schreiendes Unrecht, ist gerichtet und gefällt! Zeno, der Vogt, starb diese Nacht. Als er aus dem Tor seines Hauses treten wollte, gestern zu nächtiger Stunde, traf ihn dies Geschoß, und er sank an der Schwelle!"

Der Pater hob den blutigen Pfeil einer Armbrust hoch und zeigte ihn dem Volke.

Dann fuhr er fort:

„In der Brust ist die Wunde. Der Schütze kannte sein Ziel. Wo ist er? Er mag unter euch sein und frevlen Auges auf das Opfer blicken seiner Tat, sich rühmen in seinem Herzen, daß er ein Volk befreit! Aber über ihn ist das Gericht, und es wird ihn treffen! Der da liegt, euer Vogt, mein Bruder, er hat nicht getan an euch, was Rechtens war! Aber also ihn zu strafen kam keinem von euch zu. Der also tat, ist ein Feigling; denn er schlich des Nachts auf wehrlose Beute! Und der

also tat, ist ein Mörder, nicht besser als jeder, der seinen Bruder schlägt! — Volk von Ursern, sprich Recht über den Verruchten!"

Drohend wuchs des Mönches Gestalt an der sonnenbeleuchteten Kirchenpforte empor. Seine machtvolle Stimme scholl verständlich und hell in die letzte Ecke des lauschenden Ringes.

Ein Murmeln, wie Branden des Meeres, hub an.

„Der also tat, sei geächtet," schwur das Volk mit erhobenen Händen.

„Daß er keine Statt habe hierzulande, weder Haus noch Heim, weder Schutz noch Schirm, weder Speise noch Trank! Daß ihn jeder straflos vom Leben zum Tode bringe! Daß er jagdbar sei wie das Wild!"

Das schauerliche Urteil klang eintönig über die Bahre des Toten.

Da nahm der Pater noch einmal das Wort:

„Die Bahre sei niedergelassen vor dem Altare des Herrn, und ein jeder trete herzu und zeuge dem Toten, daß seine Hand rein von seinem Blute, und jeder spreche: ‚Ich bin schuldlos!'"

Die Knechte hoben die Leiche auf und trugen sie in die Kirche. Vor dem Altar, unter der Lampe des ewigen Lichtes, setzten sie ihre Last zu Boden. Der Mönch trat daneben und lehnte, die Arme verschlungen, an die Brüstung des Altars.

In der Kapelle, deren Fensterbalken geschlossen waren, herrschte Halbdunkel. Sterngleich schwebte darinnen die ewige Lampe. Ihr Schein traf das Gesicht des Ermordeten und verriet eine rotgefärbte Stelle im schwarzen Wamse des Leichnams.

Die Menge des Volkes quoll durch die offene Tür, und Sonnengold strömte über die Häupter der Eintretenden. Mann für Mann nahten sie sich der Bahre. Sie legten drei Finger an die durchbohrte Brust des Toten und sprachen mit leiser Stimme ihren Schwur: „Ich bin schuldlos."

Der Mönch stand wachend und prüfend. Kein Muskelzucken entging seinem forschenden Blick. Er sah die Verdrossenen, die halb höhnend von ihrer Nichtschuld zeugten, andre, die mit Augen, in denen heller Haß glühte, auf den Toten schauten, sah die Furchtsamen, die wie schuldbeladen an der Leiche standen; und der Kuttenträger rührte sich nicht.

So wogten die Scharen herein und hinaus. Und endlich waren alle vorübergegangen. Hinter dem letzten fiel die Pforte der Kirche zu. Wie von einer Last befreit wandte sich der Mönch vom Altare. Da löste sich aus dem Schatten der Sakristei eine schleichende Gestalt.

„Willst du meinen Schwur nicht, Mönch?" klang es hohnvoll, aber leise durch den Raum.

Peter, der Schmied, trat in die Helle der Lampe.

Der Mönch war zusammengezuckt. Sein Auge glitt über des Narbigen schreckliches Antlitz, und seine Lippen öffneten sich.

„Du hast es getan!" sagte er.

Der Fürchterliche trat näher. Er flüsterte, auf den Toten weisend:

„Töte den Mönch, war sein Auftrag! Dafür traf ihn mein Pfeil! Es war meine erste Guttat!"

Das Grauen schüttelte den Pater. Plötzlich trat ihm die Stunde vor Augen, da er den Schmied

hatte den Hund mißhandeln sehen. Ein jähes Mitleid mit dem Verworfenen rührte die große Seele des Barmherzigen.

„Beichte, Verlorener, und ich will dir das Sterben erleichtern! Es ist alles, was ich noch tun kann an dir!"

„Ich begehre deine Wohltat nicht! — Wisse, was mich zu dir trieb: Als ich den da fallen sah, den ich meinen Haß gelehrt, ekelte mich das Leben. Ich werfe es weg, Mönch! Sieh zu!"

Wie ein Wahnsinniger stürzte er nach der Tür, und sie aufreißend, zeigte er dem Volke sein zerfetztes, von Blutwellen durchflutetes Antlitz.

Die Männer hatten schweigend des Mönches geharrt, den sie im Gebete an der Leiche wähnten. Nun trafen haßerfüllte Blicke den Narbigen, der also plötzlich an der Pforte aufgetaucht war.

Der aber schrie mit zum Spotte erhobenen Händen:

„Wenn du dem Toten da drinnen ein Andenken behältst, Volk von Ursern, so schneide diese meine Fratze in Stein! Ich habe es verdient um dich! Ich habe dir mehr Beulen geschlagen als dein Vogt! Ich habe dich gehaßt, denn du hast mich ausgestoßen! Denkt an den Scheelen, ihr alle! Ich lenkte die Hand eures Quälers, ich — der ihn erschoß!"

Er höhnte nicht weiter. Wie Wölfe drängten sich die Männer an ihn; hundert Fäuste griffen nach ihm. Aber er duckte sich und entrann. Und mitten im Gemenge lachte er noch einmal schrill und gellend auf.

„Hahaha! Auch das gönne ich dir nicht, feiles

Gesindel, daß du mich erschlägst! Da — hin ist deine — Freude!"

Blitzschnell hatte der Gesell ein Messer aus dem Wams gegriffen und es bis ans Heft in die eigne Brust begraben.

Im Knäuel der nach ihm Haschenden stürzte er zusammen. In diesem Augenblick trat der Mönch aus der Tür der Kapelle.

„Ruhe!" gebot er. Sein Gesicht war fahl.

Wie auf ein Zauberwort ließ die Menge von der Leiche des Gehaßten, die sie in unbändigem Grimm mit Füßen getreten.

„Vergolten ist denen, die gesündigt haben! Keiner schände die toten Leiber! — Wähle deinen Ammann zu würdigerer Stunde, Volk von Ursern! Gehet, ihr Männer! Ich will die Gestorbenen bestatten!"

Seine Würde zwang die Erzürnten. Sie wichen und teilten sich und zogen heimwärts. Nur acht Knechte blieben bei dem Pater.

Als der Spätwind kühlend über glühendes Gestein und versengte Matten strich, hieß er sie die Toten aufnehmen. Sie trugen sie hinauf gegen das Vogthaus und gruben bei des Tages ersterbendem Schein zwei Gräber im Mattenland, das hinter dem grauen Gemäuer lag.

Dort legten sie den Vogt neben seinen Verderber.

Die Knechte murrten, daß der Mörder neben dem Gemordeten ruhe.

Da antwortete der Barmherzige:

„Sie ziehen denselben Weg vor den Thron des Gerechten!"

14. Lebe wohl, Gotthardа!

Der Sommer sollte scheiden. Mit Augen, von Angst und Sehnsucht trüb, spähte alles Volk nach dem Himmel, den keine Wolken mehr verdunkeln wollten und der sein segnendes Naß seit Monden der dürstenden Erde versagte. Es sollte Herbst sein; aber die Nebel brauten im Unterland, und in Ursern brannte die Sonne. Als wäre eine Feuersbrunst über das Tal gegangen, lagen Hänge und Matten versengt, und im spärlichen Tann fielen die Nadeln. Ein Wüstenhauch wehte durch die Dörfer. Eingetrocknet träufelte die Reuß — von silbernen Tropfen eine dünne Reihe — zu Tal.

Aus den Schöllenen stieg ein fahles Gespenst. In glutheißer Nacht kam es an die Hütten von Andermatt geschlichen, klopfte am Hause des Dorfvogts und hockte bis zum lohenden Morgen zu Gast. Als es schied, war der Vogt an jähem Fieber verstorben. Das Sterben aber zog um von da an. Das Totengeläute in Ursern kam nicht mehr zur Ruhe. Und Männer und Weiber schlichen wie Fluchgebeugte hin und wieder. Da verließ der Barmherzige seine leerstehende Herberge auf der Berghöhe und stieg zu den Heimgesuchten. Er begann den Kampf wider den Tod. Und das Volk atmete auf, als wäre ein Heiliger unter sie getreten.

Als der achte Mond des Jahres anbrach, wich

die Seuche, die das Tal verheert hatte, und hundert Gerettete dankten dem Helfer in Kutte und Tonsur. Der Heilkundige hatte wider das Uebel einen übermenschlichen Kampf gestritten. Ruhelos und wie gefeit gegen alle Müdigkeit war er von Hütte zu Hütte gewandert, Tag und Nacht. Wo er kam, war Hilfe, und wo er eintrat, war Rettung. Alles gedieh wie ein Wunder unter seiner Hand. Das Klagen in Ursern schwieg.

Nun regnete es seit Tagen. Die heißen Dünste zerstoben vor dem Nord, der mit mächtigen Stößen aus den Felsen des Teufelstales blies. Die letzten Kranken genasen. Nur im Vogthaus noch schwebte ein junges Weib zwischen Leben und Tod.

In der Vögtin Gemach, dessen Fenster weit ins Gelände schauten, war Gottharda gebettet. Die Rennerin wachte bei ihr. Nebel strichen an den runden Scheiben vorüber, und schwere Tropfen schlugen mit eintönigem Geräusch wider das bleigefügte Glas.

Der Dirne glutüberhauchtes Haupt ruhte in den Linnen des Lagers. Die feinen Lider waren geschlossen; aber ein Zucken ging unaufhörlich über das schöne Gesicht. Die Locken umringelten wie ein Golddiadem die Stirn, die Lippen regten sich, als wollten sie leise Worte der Liebe stammeln. Unverwandt achtete des älteren Weibes Blick auf das Mienenspiel der Kranken. Die Vögtin saß in schwarzer Gewandung, und das Fahllicht des Nebeltages streifte ihr schneeig gewordenes Haar.

Auf den Steinplatten des Flurs schollen leise schreitende Sandalen. Dann trat der Mönch ein.

Er war nicht mehr der Alte. Seine Gestalt war hager geworden und das bartumwallte, blasse Gesicht eingefallen, aber im Blicke glimmte noch das zwingende Feuer, halb Milde, halb Ernst, das dem Pater seines Volkes Herzen gewonnen hatte. Er nahte sich dem Lager und neigte sich tief über die Ruhende, ihre langsam gleichmäßiger werdenden Atemzüge belauschend. Seine Brauen hatten sich gefaltet, und die tiefe Furche in der Stirne redete eine trübe Geschichte aus. —

Als er sich aufrichtete, war sein Antlitz von leiser Freude erhellt. Er wandte sich flüsternd an die Vögtin:

„Der Trank hat gewirkt! Sie ist gerettet!"

Die Rennerin erhob sich. Sie tauchte den dunkeln Blick in den seinen und sagte:

„Ich wußte es, mein Weiser! Du kämpftest machtvoll, und — die Liebe ist stärker denn der Tod — du zwangest ihm die Beute ab!"

Er starrte zu Boden. Da rührte sich die Dirne und richtete sich plötzlich halb auf im Pfühl.

„Lege deinen Arm unter mein Haupt, mein Herr! Ich möchte sicher ruhen," bat sie.

Der Mönch zögerte einen Augenblick. Dann ließ er sich an der Lagerstatt nieder und legte den Arm über den Pfühl. Die Dirne ließ das blonde Haupt daraufsinken und seufzte auf wie erlöst. Dann blieb eine Weile alles still. Die Vögtin stand hinter des Barmherzigen Stuhl und schaute auf die Letzten des Hauses, deren Geschicke getrennt waren für alle kommende Zeit.

Endlich wandte Gotthardа das in Schönheit und

Blässe leuchtende Gesicht dem über sie Geneigten zu. Sie war ganz wach geworden.

„Ich lebe," sagte sie.

Er tröstete: „Ja!"

„Warum ließest du mich nicht sterben?"

„Weil du jung bist und dem Leben gehörst!"

Ein Gedanke schien ihr zu kommen. Heiß und schimmernd traten ihr die Tränen in die Augen.

„Hast du mich gerettet — für dich?" stammelte sie.

Da riß er den Arm zurück, auf dem sie lag, und stieß ein verzweifelndes „Nein!" zwischen verbissenen Lippen hervor.

Sie blieb ganz ruhig. Als wäre er krank statt sie, sprach sie zu ihm:

„Mein Herr, warum stößest du mich von dir, die ich dir treu bin? Deine Hunde lässest du vor deiner Pforte liegen — ich begehre nichts andres! — Und du liebst meine Nähe! Leugne es tausendmal — ich weiß es! — Herr, warum verschmähst du meine Treue?"

„Schlafe, Gotthardа! Du fieberst!" sagte er.

Ein bitteres Lächeln umzuckte ihre Lippen.

„Du weißt, daß ich fieberlos bin!"

Und auf einmal fuhr sie auf:

„Bist du ein Mensch, daß du also Gewalt hast über dich und dein innerstes Herz?"

Da sprach die Vögtin:

„Ueber allem steht die Pflicht! Der festhält daran, hat die Krone des Lebens! Lerne dich bescheiden, Mädchen!"

Die Dirne sank zurück und drückte das Haupt in wortlosem Leid in den Pfühl.

Der Pater erhob sich.

„Meine Arbeit hier ist getan und meine Zeit ist um. Das Hospiz bedarf meiner. Ich steige zu Berg!“

Er reichte der Vögtin die Hand und wollte das Gemach verlassen. Ein Schluchzen scholl in seinem Rücken.

„Nicht also,“ heischte die Vögtin. „Hast du der Schwester kein Lebewohl zu bieten?“

Er zuckte zusammen. Noch einmal trat er zu der Geretteten. Langsam zog er ihr die Hand von den tränenden Augen.

„Lebe wohl, Gotthardа!“

„Sei gesegnet, mein Herr!“

Nun schritt er hinaus. —

In Tagen und Wochen genas Gottharda.

15. St. Gotthard

Der Friede der Erlösung von schwerer Bedrängnis lag über Ursern. Es herbstete, und dann kam der Winter. Das Volk sah in Ruhe den Wandel der Tage und gedachte des Mönches am Gotthard wie seines Heiligen. Der verließ sein Schirmhaus nicht mehr; aber zu ihm zogen die Pilger in Scharen, und keiner stieg zu Tal, dem er nicht eine Wohltat getan.

Als das Jahr sich neute, verschüttete Schnee die Pfade im Gebirge. Isidor, der Mönch, und seine Knechte blieben im Hospiz gefangen. Vier Monde noch dauerte des Winters grimme Herrschaft. Wohl zwangen Wegkundige sich nach der Behausung des Paters durch; aber den Säumern und Händlern, den Scharen, die über Berg zu wandern pflegten, blieben die Wege verlegt.

Im Donner der Lawinen kam der Maimond. Das Grollen und Krachen im Gebirge hatte kein Ende. Aber am fünften Maitag war das Fest des heiligen Gotthard. Da machte sich in Ursern alles Volk auf zur Wallfahrt nach dem Hospiz. —

Wolken, weiße, schimmernde, strichen rastlos am Himmel dahin; dazwischen leuchtete es auf, tiefblau und lenzverheißend. Sonnenpfeile zuckten nieder und trafen blitzend auf vereiste Wände. Das Eis barst. Ein Drängen und Brechen, ein Träufeln und Quellen ging an jedem Hang und jeder Fluh.

Dem Gotthard zu stieg eine gewaltige Schar. Ein Kreuz schwebte, von einem dunkellockigen Burschen getragen, vor den Berganziehenden. Es gleißte im flammenden Sonnenlicht. Hinter dem Kreuzträger schritten drei greise Priester im Festornat: der „Herr" von Zumdorf, die von Hospental und Andermatt. Ihnen folgten die Weiber aus Ursern; an deren Spitze stiegen in schwarzer Gewandung, die Häupter wie die übrigen entblößt, die Vögtin und Gottharda. Den Schluß des langen Zuges machten die Männer. Nur die Gebrechlichen waren in den Dörfern zurückgeblieben.

Die Schar strebte höher. Sie schritten zu zweien und zweien. Schier endlos schien die Menge der Frommen im schimmernden Schnee und wintriger Stille. Unter den Wallfahrern ging Lachen und Scherzen, auch wohl Beten und Singen. Der Tag des heiligen Gotthard verhieß den Frühling. Keiner trauerte heute. Ernst und schweigend ging nur die Rennerin und ihr zur Seite die goldhaarige Dirne.

So nahte das Volk sich dem Schirmhause, wo Felix, der Knecht, und sein Weib lebten. Der blonde Mann stand wartend vor dem gastlichen Hause. Lange hatte er nach der nahenden Menge gespäht. Als nun noch die letzte Windung sie vom Hause trennte, ging er ihnen entgegen. Sein Gesicht war fahl, seine Lippen bebten, und die starken Beine trugen den jugendlichen Leib unsicher. Jauchzen grüßte ihn, als die Schar ihn erkannte. Er aber winkte fast angstvoll und trat zu den Priestern.

„Herr, meines Weibes schwere Stunde naht," sprach er zitternd in Bangen und Hoffnung zu dem

Aeltesten. „Lasset das Volk vorüberziehen. Ich kann Euch keine Labung bieten!“

Der weißhaarige Diener der Kirche wandte sich an die Zunächststehenden. Ein Flüstern hub an und setzte sich fort, hinab bis zur letzten Reihe.

„Das Weib des Felix, das sein Kind verlor vor Jahr und Tag, harrt seiner Stunde.“

Und wie mit einem Schlage wurde es still unter den Wallfahrern. Fast leisen Schreitens und wortlos stiegen sie fürbaß und vorüber an des Felix Haus.

„Segne das Weib,“ beteten die drei Greise hinter dem Kreuze. —

Eine Weile später traten die ersten des Volks aus dem Geklüft. Wie mit Diamanten übersät lag die Paßhöhe. Der haushohe Schnee flirrte in blitzenden Körnern. Unter der Schimmerdecke lagen die Seen begraben. Wie eine Insel in blendendem Meer tauchte das Hospiz auf. Langgezogen, von leisem Winde verweht, tönten die Schläge der Kapellenglocke zu der Schar der Fahrer herüber. Fast angstvoll klang das Grüßen. Ueber den Lauschenden aber zerfloß urplötzlich alles Gewölk, und die Sonne brannte in weißem, mächtigem Feuer im tiefblauen Aether. Die Berge der Runde ragten fahl und gewaltig in das flammende Blau.

„Ein heiliger Tag,“ sagten die Priester.

„Ein heiliger Tag,“ echote das Volk.

Unter der Tür des Hospizes war des Barmherzigen hohe Gestalt erschienen. Sein dunkles Haupt war im Glanze des Lichtes erkennbar. Er hob grüßend die Hand. Die Sonne umfloß ihn.

Das Volk staunte in Liebe und Demut auf den Gewaltigen. Dann blitzte das Kreuz und schwankte voran und das Volk zog dem Hause des Friedens näher.

Noch stand der Mönch harrend.

Irgendwo in der Höhe dröhnte eine Lawine. Es war kein Achten darauf. Näher strebte das Volk dem Hospiz.

Da hob ein Donnern an, als stürzten die Berge. Hoch am Hang, der anstieg hinter dem Schirmhaus, stob es herab, eine weiße, mächtige Wolke. Krachen und Schmettern füllte die Luft. Das Volk erstarrte. Dann schollen Wehegeschrei und gellende Rufe: Zu Hilfe! — Die ins Rollen geratene Last stiebenden Schnees nahm mit Windeseile den Weg nach dem Schirmhaus. Dort stand der hohe Mönch noch immer. Die Kapellenglocke hallte. Tonio, der Knecht, zog den Strang. Seine Gefährten in den Ställen erkannten zuerst die Gefahr. Sie rannten in der Richtung gegen das Volk der Wallfahrer. Aber der Pater traute dem Schirmhaus. — Da fegte die Wolke heran. In Zischen und Brausen brach sich die Spitze an den Mauern. Staub und Rauch! Aechzen und Splittern! Wild — unaufhaltbar rollte die Schneemacht ihren Weg. Mit schrillem, schreiähnlichem Laut verstummte die Glocke. Im Geflute und Gewoge ging das Hospiz unter.

Aber eine Dirne jagte den stürzenden Mauern zu. Wie Gold wallte ihr Haar. Und durch den Sturm der Lawine kam ihr ein Ruf, hell, sehnsuchtdurchzittert:

„Harda!“

Und noch einmal schwächer, verhallend:

„Harda!“

Da wankte die Dirne und stürzte, und ihr Haupt schlug lautlos in den weißen Schnee.

Eine hallende Stimme weckte das untätige Volk. Auf starrendem Fels stand die Vögtin.

„Rette deinen Barmherzigen, Volk von Ursern!“

Das Getöse der Lawine vergrollte langsam.

Die Männer hasteten hinüber nach der Stelle, wo das Haus gestanden. Der Schnee lag turmhoch. Mit den Händen wühlte die schreckengetroffene Menge in der weißen Mauer.

Die Vögtin gebot aufs neue.

„Schaffet Spaten! Sucht in den Ställen nach Gerät!“

Einzelne wateten nach den unteren, verschont gebliebenen Gaden.

Indessen gruben sie die Dirne aus, die im letzten Schneegeriesel versunken war. Sie erwachte und richtete sich auf. Dann erschaute sie die Vögtin. Ohne der andern zu achten, wankte sie hinüber zu dem hohen, weißhaarigen Weibe. Der Vögtin Gesicht zuckte nicht. Ihre Augen waren trocken. Starr und gefaßt wachte sie über der schaffenden Menge.

Die Dirne sank ihr zu Füßen und umschlang, um Trost und Hilfe bettelnd, ihre Hüfte. Da legte sie die Hand auf den Scheitel Gotthardas.

„Trage dein Leid,“ sprach sie, „ich will dir helfen!“

Lange blieben sie Seite an Seite.

Als sie die Geräte brachten, suchte alles Volk nach den Verschütteten. Und sie fanden den Mönch,

und aus der Kapelle gruben sie den Knecht. Von ihrem Felsen erspähte es die Vögtin. Sie hob die Dirne an ihre Brust und wies ihr die Toten. Zum erstenmal klang ihre Stimme in Leid verschleiert.

„Begrabe deinen Liebsten, nun er dein ist!“ sagte sie.

Dann stiegen sie zu den Gebahrten, um die alles Volk mit gefalteten Händen und fließenden Augen stand. —

Im Dunkel der Nacht zog die Menge fackeltragend vom Hospiz. Auf schwankender Bahre trugen sie den Barmherzigen und seinen Knecht. Schluchzen und Jammern widerhallte im Geklüft.

Aber stark und tränenlos schritt die Rennerin und stützte die wankende Dirne.

Sie erreichten das Haus des Felix. Licht schimmerte durch die Tür. Da legte die Vögtin den Arm um die Gefährtin und führte sie vor die Pforte. Unhörbar öffnete sie diese.

„Siehe!“ gebot sie.

Auf kargem Lager rastete Helmine, des Felix Weib, und hielt ein Kleines in sorgsamen Armen. Zu ihren Füßen kniete der Knecht, und seine Augen ruhten in denen des Weibes, und in dem Blicke war leuchtendes Glück.

„Begreife die Stunde, Mädchen,“ sagte leise die Rennerin. „Alle Wunden vernarben, wann die Zeit da ist!“

Und sie traten in das Dunkel zurück.

Der Zug der Trauernden schlich vorbei an der Glücklichen Statt.

Der Büßer

Erstes Kapitel

Die frommen Andergandner waren entrüstet. Im Dorf, welches den eifrigsten Pfarrherrn im weiten Umkreis hatte und das für eine Heimstätte streng kirchlicher Gesinnung galt, war ein Diebstahl vorgekommen.

Die frommen Andergandner hatten keine Laster. Zwar war der Branntwein ein angesehenes Getränk im Ort und der Holzfrevel blühte und der Jagdfrevel gedieh, aber das waren Schwächen der Gebirgler, von denen sich selbst einer oder der andre vom Rat nicht frei hielt; Laster jedoch hatten die frommen Andergandner nicht.

Und nun der Diebstahl!

Dem Gültenbauern, dem brävsten Mann im Dorf, war ein ganzes Säcklein voll Gold — es waren bare zweihundert Franken gewesen — gestohlen worden. Der Dieb war ein fünfzehnjähriger, verwahrloster Bub, der Steiner-Lori!

„Wie könnte es anders sein, wenn einer einen solchen Vater gehabt hat," rätschten ein paar Weiber im Dorf herum.

„Man hätte das Pack ausweisen sollen, als der Alte gestorben ist," warfen ein paar andre dazwischen.

Denen das Reden galt, die hatten sonst nicht der Gunst der Bauern sich zu freuen. — — —

Das Dorf lag in einer engen Senkung mitten im Hochgebirge, die verlorene, verborgene Heimat von an die tausend Menschen, unter welchen die wenigsten mehr von der Welt wußten, als was sie gerade von den Steintürmen des Gebirges erschauten.

Verwitterte Holzhäuser standen zu beiden Seiten des Baches, der das Tal durchrauschte. Sauber verputzt schimmerten ein paar Steingebäude aus dem Hüttendurcheinander. Der Turm der Kapelle überragte das Ganze. An den Hängen, welche zu beiden Seiten des Dorfes aufstrebten, lagen stundenweise verstreut die Gehöfte, Ställe und Heugaden. Ueber denen starrte dunkler, schweigender Wald, und Steinwände bauten sich auf. In die Wolken ragten rings die gewaltigen Firnberge; deren höchster war der Winterstock, ein fahler Riesengesell, der wie ein drohender Wächter über dem Tale stand.

An dem Hang der Sonnenseite klebte die armselige Hütte der Steinerin. Hoch oben, wo die ersten Tannen wurzelten, hatte das Bettelweib mit seinem Letzten sich ein Obdach erworben, als der Mann dem Branntweinteufel erlegen war.

Der Steiner, der seit zwei Jahren die Grube hielt, hatte sich als blutjunger Bursche ein fremdes Weib geholt und damit in den Augen der Bauern einen Fehltritt begangen. Der Frau wäre es besser gewesen, sie wäre nimmer ins Dorf gekommen. Als sie dem Mann gefolgt war, hatte sie freilich nichts aufzugeben gemeint. Sie war ein blutjunges Ding und der Knecht ihr gut genug gewesen zum Ehe-

mann. Aber von der Stunde an, da sich dieser mit seinem Ersparten in Andergand ein kleines Gut erworben hatte, war es mit ihm abwärts gegangen. Er war auf einmal arbeitsscheu und bis zum Verbrechen leichtsinnig geworden. Seinem Weib war die vierzehnjährige Ehe eine Kette der Leiden gewesen. Als der Tod ihr den rohen Gesellen von der Seite riß, hatte sie aufgeatmet. Doch die Zukunft hatte grau vor ihr gelegen.

Die Steinerin war nicht stark, kaum daß sie auf leichtem Taglohn das Zehrgeld für sich und die Kinder erwarb. Dennoch hatte sie sich elend und mühselig durchgeschlagen die letzten zwei Jahre. — —

Die Maisonne sandte ihren strahlendsten Lichtsegen ins Tal. Das goldene Feuer fraß die letzten Schneeflecken aus den Trümmerhalden und zwischen den schweigenden Tannen. Der Himmel prangte in lachender Bläue. Die Firne gleißten. Uebergossen von der warmen Himmelsflut lag das Dorf, friedlich wie eine Stätte alles Guten. Selbst die Hütte der Steinerin wollte heimelig erscheinen in dem Glanz, der sie umfloß. Nur das bleiche Weib, das mit den beiden Kindern gerade aus der Tür trat und gegen das Dorf hinabzusteigen sich anschickte, paßte nicht in den lichten Tag.

Die Steinerin hatte ein vergrämtes, müdes Gesicht, das einmal hübsch gewesen sein konnte, jetzt aber ob dem Stempel der Leiden, den es trug, nur noch Mitleid zu wecken vermochte. Eine gewisse fromme Ergebung lag darin, sprach besonders aus den großen dunkeln Augen; aber den Zügen fehlte jede Energie. Noch war das glattgescheitelte Haar

schwarz, und die volle Gestalt ließ erkennen, daß die Frau die Mitte der Dreißiger kaum erreicht hatte. Sie hatte ein schwarzes, vielgetragenes, aber sauberes Feiertagskleid an. An der Hand führte sie das schöne, blonde Kind, das Felici, das zuweilen wie scheu an der Mutter emporsah. Der standen die Augen in Tränen, während sie bergab stieg.

Ein ganzes Stück hinter ihr ging der Lori, ein großer, kräftig gebauter Bub, die Hände in den Hosentaschen zu Fäusten geballt. Man sah ihm an, daß etwas in ihm arbeitete. Er glich der Mutter. Sein Gesicht war ebenso schmal und blaß; dieselben dunkeln, schwermütigen Augen standen darin, und auch sein Haar war schwarz. Hier aber hörte die Aehnlichkeit auf. Des Knaben Züge entbehrten jeder Weichheit; in seinem Gesicht zeugte schon jetzt jede Linie von Willenskraft. Um den Mund lag ein finsterer Zug, und zwischen den Augenbrauen furchte sich so früh schon eine Falte wie bei einem Alten, dem das Leben seine Sorgenstriche eingeätzt. Auch der Lori trug sein Sonntagwams. Er und seine Mutter waren vor den Dorfrat geladen.

In Schweigen erreichten die drei Menschen die ersten Häuser am Mattensaum und bogen in den Weg nach dem Gemeindehaus ein, wo der Rat Sitzung hielt. Fast hastig, mit niedergeschlagenen Augen schritt die Frau über den staubgrauen Weg. Neugierige Blicke folgten ihr aus den Häusern, und an der Straße blieb da und dort ein Weib oder ein wundernasiger Bauer stehen. Des Buben Gang war ein schneller geworden; er senkte auch den Kopf

nicht, als er durch die Gassen schlenderte. Aber er schaute weder rechts noch links.

Nach kurzer Weile standen sie am Rathaus.

Das den pomphaften Namen trug, war ein unscheinbares großes Riegelgebäude, welches mitten im Dorf neben der Kirche stand und zugleich als Pfarrhaus diente. An seiner Rückseite rauschte in tiefem felsigem Bett der Dorfbach vorbei.

Die Steinerin stieg über die paar ausgetretenen Granitstufen hinauf, die zur Haustür führten, und legte eine zitternde Hand auf die Klinke.

„Sei bescheiden drinnen, Lori, hast gehört, und sage die Wahrheit,“ wandte sie sich an den Buben.

„Ich lüge nicht, Mutter,“ entgegnete er.

Dann traten sie ein. Ueber einen kurzen Flur, dessen Bretter unter den Tritten kreischten, erreichten sie eine zweite Tür, durch welche Stimmengemurmel klang. Hinter der saßen die sieben Dorfweisen mit ihrem Schreiber.

Tabakqualm strömte ihnen entgegen, als sich die Tür öffnete. Die Räte saßen an einem weißgescheuerten Tisch inmitten des geräumigen Zimmers. Sie trugen die Schafwollkleider der Gebirgler und waren hochstämmige, grobknochige Bauern mit wetterharten Zügen; nur der Schreiber schien noch jung und war von schmächtigem Körperbau.

Unter den Männern fiel einer auf auf den ersten Blick. Er überragte die andern alle und hatte den Kopf eines Propheten, trotzdem auch er den Bauer nicht verleugnete. Von der hochgewölbten Stirn trat wellig das schwarze, von einzelnen grauen Strähnen durchzogene Haar zurück. Ein langer

dunkler Bart fiel ihm auf die breite Brust. Die Züge seines Gesichtes waren hart und grob wie die der andern, aber die scharfen grauen Augen edelten das Antlitz. Der Berghofer hatte etwas Gebietendes an sich. Er versprach der rechte Leiter für die Andergandner zu werden, welche ihn vor ein paar Wochen an die Spitze des Gemeinwesens gestellt hatten.

Die tiefe, starke Stimme des Bauern hallte im Raum, als die Steinerin mit den Kindern eintrat.

Aber an einem der Stubenfenster, welche nach dem Felsbett des Baches schauten, hatte noch einer gestanden, der nicht zum Rat gehörte. Er hatte sich umgewandt, als die Tür gegangen war. Auch der war ein Gebirgler und gab den andern nichts nach an Kraft der Erscheinung. Nur war sein Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, wie der eines in langjährigem Bücken krumm gewordenen Bedienten. Er mochte erst dreißig Jahre zählen, obwohl sein strohblondes Haar schon bedenklich sich lichtete. Ein kurzer blonder Bart umrahmte sein feistes, gewöhnliches Gesicht. Seine Oberlippe war rasiert und ließ den süßfreundlichen Zug um seinen Mund wohl hervortreten. Seine Augen waren klein und unstet; von Zeit zu Zeit kniff er das linke wie in nervöser Angewohnheit zu. Auf Schönheit konnte der Gültenbauer, oder wie sie ihn mit seinem wirklichen Namen nannten, der Noller-Toni, keinen Anspruch machen. Dafür war er des Pfarrherrn eifrigster und gläubigster Zuhörer, und zum Beweis seiner Frömmigkeit hing ihm auch gleich der Rosenkranz aus der

Hosentasche. Und dafür war er auch der steinreiche Hagestolz, dem das halbe Dorf hofierte.

„So, Noller, wollet Ihr uns sagen, was Ihr gegen die Leute zu klagen habt,“ sagte der Berghofer.

Der Angeredete rieb die Hände ineinander und setzte eine bedauernde Miene auf.

„Nun — Ihr — Ihr wißt ja schon eigentlich, was die Klage ist. Der“ — er wies achselzuckend auf den mit verbissenen Lippen stehenden Knaben — „der hat gestohlen und bei mir!“

Des Berghofers durchdringendes Auge streifte zum erstenmal das Gesicht des Steinerbuben. Der schlug den Blick nicht nieder. Er stand neben der leise schluchzenden Mutter, die Hand der kleinen Schwester in der seinen, und hielt des Mannes forschendes Schauen aus. Kein Zeichen von Schuldbewußtsein war in seinen Zügen.

Die Räte saßen mit weisen Gesichtern und geneigten Häuptern.

„Erzählet, wie es gegangen ist, Noller,“ begehrte der Berghofer weiter zu wissen.

Der am Fenster trat einen Schritt gegen den Tisch. Während er redete, kniff er ein paarmal das Auge ein, wie um die Verschlagenheit des Knaben hervorzuheben.

„Also er“ — wieder zeigte er auf den Lori — „hat mir zinsen müssen fürs Gadenmätteli, das die Steinerin von mir zum Lehn hat seit dem vorletzten Langsi. Am Samstag ist es gewesen, wie Ihr schon wisset. Ich bin in meiner Stube gesessen und habe gerechnet, da ist er heraufgekommen und mit ihm des Furrers Vroni, die auch Zins gebracht

hat. Zuerst habe ich dem Mädchen seine Sache abgenommen, zweihundert Franken, die ich laut vorgezählt und in ein Säcklein getan habe. Dann habe ich dieses auf meinen Kasten gelegt im Nebenzimmer. Das Mädchen ist fort, und ich habe mit dem geschäftet und das Geld quittiert. Grad in dem Augenblick ruft das Trini, meine Magd, vom Estrich nach mir, als ob es droben brennen würde. Ich habe mir gedacht, der Bub geht heim, und bin gerennt wie 's Wetter, ohne weiter achtzugeben auf ihn. Auf dem Estrich hat es zwar nicht gebrannt, aber es hat etwas zu helfen gegeben für mich, und eine Viertelstunde bin ich schon droben gewesen. Wie ich zurückkomme, ist dem sein Geld richtig auf dem Tisch gelegen, wo ich es hingelegt gehabt habe. Aber wie ich es nehme und es im Nebenzimmer mit dem Säcklein in meinen Schrank sperren will, da sind die zweihundert Franken fort! Ich habe natürlich grad an den da gedacht und bin ihm nach bis ins Haus. Und wie ich dorthin komme, heißt es, er sei noch gar nicht zurück. Natürlich, er hat das Geld inzwischen versteckt. Und das böse Gewissen hat ihn lang nicht heimkommen lassen. Ich habe gewartet bei der Steinerin, bis es Nacht geworden ist; aber ich habe ihn nicht erwarten können. Erst gegen Morgen soll er gekommen sein; und da ist er grad in seine Kammer gekrochen, wie die Frau sagt, ohne ihr Rede zu stehen. Am andern Morgen beizeiten bin ich wieder dort gewesen, noch ehe der Bub auf war. Mit übernächtigem Gesicht ist er eine halbe Stunde später herabgekommen. ‚Wo hast das Geld?‘ haben wir

in einem Atem gefragt, die Steinerin und ich. Aber er — man sollte es nicht glauben, daß so ein junger Mensch schon so schlecht sein könnte und so verstockt — der hat ganz erstaunt getan und nichts wissen wollen! Noch gelacht hat er, und als ich ihm auf den Leib gekommen bin, ist er grob geworden und hat mich angesehen, wie wenn er mich umbringen wollte. Nichts haben wir aus ihm herausgebracht, rein nichts, aber, wo er gewesen ist in der Zeit, da er von daheim fortgewesen ist, hat er nicht sagen können! Und das, meine ich, ist wohl genug! Der ist durchtrieben und verstockt wie ein alter Dieb, aber der Beweis ist da, klar genug! Wer könnte es sonst genommen haben, das Geld!"

Der Berghofer hatte während des Nollers Erzählen nachdenklich gesessen. Jetzt fragte er kurz:

„Und seid Ihr ganz sicher, daß niemand sonst ins Haus gekommen ist?"

„So sicher als nur etwas," gab der andre zurück. „Der lahme Peter hat mir Holz gemacht vor dem Haus, und der hat keinen Menschen ein- und ausgehen sehen als das Mädchen und nachher den Bub da! Und der Peter ist keinen Augenblick von seinem Platz weggewesen, sagt er!"

„Was wisset Ihr davon, Frau?" wandte sich der Berghofer an die Steinerin.

Mit weinerlicher Stimme stand sie Rede.

„Ja, Herr — ich — ich weiß ja selber kaum, was ich denken soll und sagen. Er ist sonst ein braver Bub gewesen und ein fleißiger. Freilich, geredet hat er nie viel, und befehlen lassen hat er sich nichts mehr. Er ist auch manchmal fortgewesen

von daheim, ohne daß ich gewußt habe, wo er hin ist; aber dann hat er mir immer etwas Geld mit heimgebracht, das er sich verdient gehabt hat bei dem oder diesem. So ist er seine eignen Wege gegangen, seit der Vater tot ist und er aus der Schule, und — dreingeredet habe ich ihm halt nicht, solang er recht getan hat. Aber jetzt — wenn's der Noller sagt — ich darf nichts dagegen sagen! Der Lori will ja nichts eingestehen, wo er gewesen ist, nachdem er den Noller zahlt gehabt hat, und —"

Das Weitere erstickte in Schluchzen. Verängstigt fing auch das Kind zu weinen an. Nur der Lori stand mit finsterem Gesicht und stumm. Manchmal schoß ein fast drohender Blick aus seinen dunkeln Augen nach dem Gültenbauer hinüber.

„Komm daher, Bub," sagte der Berghofer rauh.

Lori trat vor ihn hin und schaute ihn an.

„Hast du das Geld genommen?"

Dem Buben war es, als ginge ihm der Blick des andern in die Seele; das Weinen kam ihm nah, aber sein Trotz hielt stand, und „Nein!" stieß er kurz hervor.

„Kannst es beweisen?" fragte wieder der Bauer.

Loris Brust hob und senkte sich, als erwache ein Sturm in ihm.

„Ich stehle nicht," zischte er durch die Zähne, mühsam noch Herr seiner selbst.

Da fuhr der Gültenbauer dazwischen.

„O du Schandbub, du verstockter, verlogener — hast denn kein Gewissen mehr in dir? Denkst nicht an den Herrgott und eine ewige Strafe? — Gib

mir mein Geld wieder, oder ich haue dich, bei Gott, daß du — — —"

Der Fromme stand mit geballten Fäusten da. Er machte Miene, den Lori zu fassen.

Der kam ihm zuvor. Ein heiserer Laut brach von seinen Lippen. Dann warf er sich auf den starken Mann. Der Noller taumelte zurück, von einem wütenden Stoß getroffen. Darauf griffen dem seine Fäuste zu. — —

Aber der Berghofer schaffte Ruhe, ehe nur einer von den andern, die aufgesprungen waren, sich hatte ins Mittel legen können. Er hatte den Lori zurückgerissen. Seine harte Hand hielt des Buben Weste gefaßt, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

„Lasset mich!" keuchte er noch.

Da traf das immer lautere Weinen der Mutter sein Ohr, und er hielt an sich. Man sah, wie er den Jähzorn langsam in sich niederzwang.

Während seine Hand nicht von der Brust des Knaben ließ, fuhr der Berghofer den Gültenbauern an:

„Schämt Euch, Ihr, wie Ihr Euch hier aufführt! Dahier wird nicht geschlagen! Hättet Ihr den Bub gehen lassen, bis wir untersucht haben. Jetzt sage ich Euch, Ruhe — oder ich weise Euch den Weg."

Verdrossen die Achsel zuckend, lehnte der Noller an der Wand. Dem Zorn des andern fügte er sich schweigend.

Nun kam der an den Lori.

„Hörst, Bub," sagte er, und seine mächtige Stimme schwoll drohend an. „Jetzt rede ich anders

mit dir! Du bist eine Wildkatze, der das Einsperren not tut. Ich werde dem Rat beantragen, daß man dich für ein paar Jahre an einen Ort schickt, wo du dir die Klauen abschaffst! Und jetzt — sag die Wahrheit, hörst — wo bist gewesen, wie du vom Noller fort bist am Samstag?"

Des Buben erregte Züge wurden hart.

„Das — sage ich nicht," beharrte er fest.

Der Berghofer faßte seine Hände und drückte sie wie in Schrauben.

„Du mußt," sagte er. Dem Ton wagte in seinem Haus und von allen, die ihn kannten, niemand zu trotzen.

Der Knabe zuckte unter dem körperlichen Schmerz, den ihm der Griff des Mannes bereitete, doch:

„Hauet mich," murrte er, „aber ich sage es nicht!"

Da ließ ihn der Bauer los. Auf seiner Stirn schwoll eine blaue Ader.

„Dich zwänge ich, wenn du mein wärest," murmelte er vor sich hin.

Dann hieß er den Noller und die Steinerin mit den Kindern hinausgehen und im Flur auf den Spruch des Rates warten.

Eine Viertelstunde verging. Die vier im Hausflur hörten das gedämpfte Reden des Berghofers. Dann sprachen noch zwei andre vom Rat, und dann wurde es still. Der Gültenbauer maß indessen den Flur mit schweren Tritten und warf wütende Blicke nach dem Lori. Dem sah keiner an, daß da drinnen eine Strafe für ihn ersonnen wurde.

Endlich rief sie der Schreiber in die Ratsstube zurück.

Aus des Berghofers Gesicht war jede Erregung gewichen; aber ein strenger Zug um seinen Mund trat stärker hervor. Er wandte sich an die Steinerin.

„Was ich Euch zu sagen habe, tut mir leid für Euch, Frau, aber — der Bub geht die Gemeinde an. Er fällt der Gemeinde zu, wenn Ihr nicht mehr dasein solltet. Und dem tut eine strenge Zucht not. — Der Rat hat keinen Zweifel, daß der Bub dem Noller das Geld gestohlen hat, obschon — —"

„Es ist eine Lüge," gellte des Knaben Stimme in wilder Wut dazwischen. Das Wasser stand ihm in den Augen vor Zorn.

Der Berghofer hatte der Unterbrechung nicht acht. Er fuhr kalt fort:

„Obschon kein Zeuge da ist, der ihm die Schuld nachweisen könnte! Der Rat hat aber auch gerade jetzt gesehen, wie der Lori sich aufführt, und zur Strafe dafür soll er für ein Jahr in die Besserungsanstalt im Tal. Euch wird es ja nur leichter, wenn Ihr ihn los seid!"

Der Steinerin liefen die Tränen wie ein Bach.

„Ja," schluchzte sie, „mir ist es schon recht. — Ich danke euch, Herren!"

Der Gültenbauer gab sich nicht zufrieden. Der Zorn schaute ihm aus den Augen, obwohl er den Berghofer anlächelte, als er sagte:

„Aber — aber — mein Geld! Der muß mir doch sicher mein Geld herausgeben!"

„Er wird es mit der Zeit schon eingestehen müssen, wo er es hat. Sie haben in der Anstalt

noch alleweil die Verstockten zur Ordnung gebracht. Habt also Geduld!"

Der Noller rieb sich die Hände und wurde unruhig.

„Es tut mir leid, Herren, aber — dann muß ich es anzeigen! Ich kann nicht warten, bis dem das Eingestehen gefällig ist!"

Der Berghofer fuhr auf und die Räte mit ihm.

Metallen schollen des ersteren Worte:

„Das tut Ihr nicht, Gültenbauer! Ihr wisset, das Dorf hat seit langen Jahren seine Streitfälle selber geschlichtet, ohne fremde Einmischung! Ihr werdet nicht der erste sein wollen, uns Landespolizei auf den Hals zu laden!"

Vor der einem Befehl gleichkommenden Rede schwieg der andre. Dann bückte er sich tiefer und zwang sein widriges Lächeln hervor:

„Wenn Ihr es verlangt, ja nun, in Gottes Namen — und auch der armen Frau zulieb!"

Als hätte er eine fromme Tat vollbracht, schlug er die Augen gen Himmel. Dann drückte er sich langsam durch die Tür.

„Wann muß der Bub fort?" fragte die Steinerin und schickte sich ebenfalls zum Gehen an.

„Morgen! Ich bringe ihn selber ins Tal," antwortete der Berghofer. „Hast gehört du?" herrschte er den Lori an.

Des Burschen Gesicht war leichenfahl geworden, die Lippen zuckten ihm. Er nickte mechanisch zu des Bauern Frage.

„Am Morgen früh um sechs Uhr bist du bei

meinem Haus! Sorgt Ihr dafür, Frau, daß er nicht zu spät kommt!"

Damit war die Frau mit den Kindern entlassen.

Und wieder schritt die Steinerin mit der Kleinen eilig durchs Dorf, und wieder folgte ein Stück weit hinter ihr der Lori. Der sah aus wie ein Kranker.

Als er durch die letzte Häuserreihe gegen den Rainweg ging, rief jemand halblaut seinen Namen. Er drehte sich um. Aus einer Seitengasse winkte ihm ein blonder, ungefähr gleichaltriger Bub. Fast taumelnd trat er neben den.

„Jesus, wie du aussiehst!" sagte dieser, dem eine große Angst ins hübsche Gesicht geschrieben stand.

„Hat dich der Vater ausgefragt?" forschte er dann hastig.

„Ja," antwortete der Lori.

„Und — wo du gewesen bist — hat — hat — er das auch wollen wissen?"

„Ja."

Dem Blonden schlotterten die Knie.

„Und du — —"

„Sei still! — Ich — ich habe nichts gesagt!"

Der Lori brachte die Worte kaum aus der Kehle. Aber der andre haschte in stürmischer Dankbarkeit nach seiner Hand.

„Du bist ein Rechter — Lori, ich — ich —"

„Es ist schon gut," murmelte der Lori und entwand dem Knaben die Finger. Rascher begann er gegen die Hütte der Mutter zu steigen.

Der Hofer-Josep schaute ihm erstaunt nach. Dann begann er fröhlich vor sich hin zu pfeifen und

schlenderte, um eine Last leichter, nach seines Vaters Haus.

Als aber dieser am andern Morgen den Steiner-Lori zu Tal bringen wollte, war dieser ausgeflogen, weiß Gott wohin!

Lange Jahre gingen, und von dem Bub hörte keiner mehr.

Zweites Kapitel

„Was — schon wieder eine?"

Des Berghofers zornbebende Stimme war im ganzen Haus hörbar.

Er saß an dem runden schweren Tisch, welcher inmitten seiner hellen Wohnstube stand, und hatte einen Haufen Papiere vor sich liegen. Aber er vergaß das Schreiben ob der Nachricht, die ihm soeben sein Bub gebracht hatte.

Der ziemlich sauber gehaltene Wohnraum war zugleich des Bauern Arbeitsstube. Der reiche Hofer hätte es als mit der althergebrachten Einfachheit nicht vereinbar gehalten, sich für seine Amtstätigkeit ein besonderes Zimmer des großen Hauses zu wählen; Platz genug bot freilich seine Wohnstube. Sie nahm fast die ganze Front des Hauses ein und sah mit sechs Fenstern nach der Hauptstraße des Dorfes. Ihre Wände waren getäfelt, aber unbemalt. Ein paar alte Stiche hingen herum, neben der Tür ein Weihwasserbecken und ein schönes Kruzifix zwischen den zwei Mittelfenstern. Zwei Tische hatten vollauf Platz gefunden, der runde, an dem der Berghofer arbeitete, und der lange Eßtisch, daran eine Herde grober Stühle gerückt war. An den Seitenwänden standen zwei schwere Schränke sich gegenüber, und zwischen den beiden Türen der Rückwand prangte das mächtige Ruhebett in geblümtem Ueberzug. Von der niederen Decke, an welche des Hausherrn Kopf,

wenn er aufrecht stand, fast anstieß, hingen drei Petrollampen. Ihr Licht machte abends den Raum träulich trotz seiner Größe.

Der Berghofer regierte noch immer die Undergandner. Seit fünfzehn Jahren war er nun im Amt. Sein Einfluß im Dorf war gewachsen und seine Macht über die Bauern so groß geworden, daß nur der Pfarrherr ihm die Stange zu halten vermochte. Die Zeit freilich, seit der Steinerbub sich seiner Strafe entzogen hatte, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein Haar war weiß geworden und so sein mächtiger Bart, und in dem Gesicht standen zahllose Furchen. Aber die gewaltigen Glieder hatten noch Jugendkraft, und die Dörfler fühlten des Hofers eisernen Willen und seine schwere Hand. Er ging seine geraden Wege, unbekümmert, wen er dabei mit dem Fuß beiseitestieß. So herrschte peinliche Ordnung in der Dorfverwaltung, und der Ort war wohlauf. Einzig mit der alten Leidenschaft der Gebirgler zu Holz- und Jagdfrevel stand der Berghofer in ewigem Krieg. Gerade jetzt wieder hatte er Gelegenheit, sich von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen zur Unterdrückung der beiden Uebel zu überzeugen.

Der Hofer-Josep war auf der Winteralp gewesen und soeben fast hastigen Schrittes in die Stube getreten. Nun stand er vor dem Vater und berichtete.

Er war dem Alten wie aus dem Gesicht geschnitten. Seine Züge waren dieselben wie bei jenem, grob, energisch, ausdrucksvoll. Nur in den hellen blauen Augen lag mehr Leichtsinn und weniger Macht, und das Haar, das von der braunen Stirn zurücktrat,

war blond gelockt. Auch die Gestalt war nicht ganz so hoch und nicht von so herkulischem Bau wie bei dem Vater. Aber ein hübscher Bursche war der Josep und wohlgelitten im Dorf, bei den Weibern nicht zum wenigsten.

Der Junge erzählte:

„Also um vier Uhr bin ich fort von der Alp und zur Winterlucke hinaufgestiegen, wie Ihr mich geheißen habt. Kaum eine Stunde über dem letzten Gaden bin ich schon an die Spuren gekommen. Ich habe gleich gewußt, daß da einer über den Schnee ist, und lang hat's nicht können her sein. Den Fußstapfen bin ich nachgegangen eine ganze Weile lang und immer höher. Auf einmal kracht es im G'wüest drüben, wo der Winterfirn in Geröll und mageren Graswuchs endet, und da — Herrgott, wenn ich mein Gewehr bei mir gehabt hätte, der wäre mir nicht entwischt — vor meinen Augen ist er aufgesprungen, der Schuft, der geschossen hatte. Aber gerade dann hat er mich gesehen, und — Ihr kennet den Weg durchs G'wüest, Vater — bis ich zur Gems gekommen bin, ist er mir lang aus den Augen gewesen, und — ich habe seine Spur nicht mehr gefunden."

„Hast ihn nicht erkannt? Auf welche Seite ist er gestiegen?" fragte der Berghofer. Das klang heiser vor unterdrücktem Zorn.

„Er hat einen Bart gehabt, hat mir geschienen, und ein großer Kerl ist er gewesen, aber unterscheiden habe ich nichts können von ihm. Ein Frecher muß er schon sein; denn das Gehörn hat er dem Tier noch ausgeschnitten, nachdem er mich schon hat kommen

sehen, und gejauchzt hat er nach mir hinüber, wie wenn er mich foppen wollte. Er muß nach dem Oberlandgebiet hinüber sein!“

Der Berghofer hatte die großen Hände schwer auf den Tisch gelegt und sann vor sich hin.

„Jetzt muß ein Ende werden,“ murmelte er in sich hinein.

Dann griff er plötzlich aus einem Haufen von Briefen einen heraus, der ein Amtssiegel trug.

„Kannst dich noch an den Steiner-Lori erinnern?“ fragte er den Burschen, der sich in einen Stuhl geworfen hatte und seine Ueberstrümpfe von den Waden löste.

Dem Josep fuhr eine leise Röte in die Wangen. An den Namen knüpfte sich eine Erinnerung aus den Knabenjahren, die er gerade jetzt dem Vater zu erzählen nicht Lust hatte.

„Ja, was ist mit dem?“ fragte er nicht ganz ohne Befangenheit.

„Der hat sich als Bannwart gemeldet.“

„Und — —“ machte der Junge.

„Der Förster kann ihn nicht genug empfehlen. Er hat gerade die Eigenschaften, die einer hier haben sollte. Er ist auch der einzige, der sich angeboten hat — und er hätte den Leuten hier nicht viel nachzufragen! — Aber — wenn er noch so störrisch ist wie als Bub — und dann die Geschichte mit dem Noller seinem Geld — wenn er das wirklich genommen hat — einer, der gestohlen hat, könnte ein schlechter Wildhüter werden! — Es geht nicht! — Und doch — ein Versuch könnte vielleicht — —“

Der Bauer sprach alles das in sich hinein fast

ohne des Sohnes acht zu sein. In des letzteren offenem Gesicht stand Unentschlossenheit. Nach einer Weile, als der Alte noch immer grübelnd über dem Briefe saß, tat er einen tiefen Atemzug und nahm doch einen Anlauf.

„Vater, ich hätte doch noch etwas gutzumachen von früher her,“ sagte er stockend.

Der Berghofer wurde aufmerksam.

„Ich weiß, daß der Lori das Geld nicht genommen hat dazumal — der stiehlt nicht,“ fuhr der Josep fort. —

In des Bauern Gesicht malte sich Unmut.

„Was redest? Hast denn Gründe oder Beweise? Warum hast denn nicht früher geredet? Du hast doch dazumal auch schon dein Maul gehabt. Warum hat denn der Lori nicht gestanden, wo er da den ganzen Nachmittag und die halbe Nacht gewesen ist? Weißt du etwas davon?“

Der Josep verlor die Fassung. Der Ton des Alten weissagte nichts Gutes, und noch stand der achtundzwanzigjährige Bursche unter seiner Knute.

„Er — er ist mit mir gewesen,“ fuhr es ihm fast unbewußt heraus.

Der alte Bauer stand sprachlos. Er kreuzte die Arme, und um seinen Mund legte sich jener Zug unbeugsamer Härte, den das ganze Dorf fürchtete.

Der Junge hub an zu erzählen, da es nun doch kein Zurückhalten mehr gab. Er wußte, daß dazu der ungünstigste Augenblick war, aber er beichtete die ganze Wahrheit.

„Wisset Ihr, Vater, das ist zur Zeit gewesen, da Ihr mir das erste Gewehr gekauft habt. Ich

habe auf dem unteren Rienboden die Ziegen gehütet, und das Gewehr habe ich heimlich bei mir gehabt. Es sind viel Vögel da oben gewesen, und ich habe mir gedacht, es würde grad keine Sünde sein, wenn ich von denen einen schieße. — Aber am zweiten Tag ist mir etwas andres in den Weg gelaufen."

Er hielt inne und schaute auf den Vater. Der verzog keine Miene, aber dem Josep war nicht wohl bei seinem Schweigen. Seine Augen suchten fast scheu den Boden, als er weiterfuhr:

„Eine Gemse hat sich herab verirrt, weiß Gott woher. Ich habe sie erst gesehen, als sie über die Matte dem Walde zu ist. Und da, Vater, hat es mich halt gepackt! Nachgedacht habe ich nicht mehr, sondern habe halt geschossen, weil das Gewehr doch gerade neben mir gelegen ist, und getroffen habe ich auch — aber schlecht. Ueber die Rienwand ist sie abgefallen. Das Gehörn hat sich eingehenkt unterwegs in einer Staude, und da ist sie gehängt, daß jeder, der von unten gekommen wäre, sie hätte sehen können. — Da — ich bin halt auch noch ein dummer Bub gewesen — ich habe Angst gehabt, man könnte sie finden. Ich habe mich hinuntergestohlen ins Dorf und habe es dem Lori erzählt, was ich getan habe, und habe ihn gebeten, daß er mir helfe, die Gemse heraufzuseilen und auf die andre Seite zu bringen. Ich habe schon gewußt, daß er's nicht weitersagt, und daß ich mich auf ihn verlassen kann. Als aber die Geschichte mit dem Noller seinem Geld angegangen ist und Ihr auf den Lori Verdacht geworfen habt, da ist mir das Blut zum Herzen, Vater! Ich weiß, daß ich Euch hätte beichten sollen,

und ich könnte mich selber jetzt dafür hassen, daß ich es nicht getan habe, aber Ihr — nehmt mir's nicht zu schwer auf — Ihr habt uns Kinder verschüchtert mit Eurer Strenge — und ich habe halt den Mut nicht gefunden zum Reden!"

„Und hast den andern einen Dieb schelten lassen!"

Der Berghofer sagte das merkwürdig ruhig.

Mit gesenktem Kopf stand sein Bub und hatte nichts mehr zu erwidern. Die Schamröte stieg ihm glühend in die Wangen.

Der Bauer trat hart an ihn heran.

„Sieh mich an, du!" gebot er.

Als des Sohnes Blick in den seinen tauchte, loderte der Zorn in des Alten Augen.

„Siehst du," sagte er, „hier auf dem Berggut hat seit langen Jahren ein arbeitsames, rechtliches und mutiges Geschlecht gesessen! Du bist der erste Feigling hier — du! Pfui!"

Der Josep brauste auf. Er trat einen Schritt zurück, und das Erröten auf seinem Gesicht wich einer tiefen Blässe.

„Vater, das lasse ich mir nicht sagen! — Es ist in trauriger Jugendstreich gewesen, ja — aber —"

„Schweig!" fiel ihm der Vater in die Rede.

Das Wort hatte genügt. Dem Ton beugte sich alles auf dem Berghof.

Dröhnenden Schrittes ging der Hofer nach der einen Tür und rief einen Namen in den Flur hinaus. Ein alter Knecht folgte dem Ruf. An den wandte sich der Bauer.

„Du kannst hierbleiben, Andres! Der Josep geht auf die Voralp über Sommer!"

In jähem Erstaunen schaute der Knecht von einem zum andern.

Des Bauern herrisches: „Geh', du weißt jetzt, was ich will," jagte ihn hinaus.

Da erst fragte der Josep:

„Was soll das heißen, Vater?"

„Das heißt, daß ich dich nicht in meinem Haus und an meinem Tisch haben will die nächsten Wochen. Das heißt, daß ich dir Zeit gebe, nachzudenken, was du für ein Erbärmlicher bist — du! — Und jetzt pack auf! Heut noch gehst du hinein in die Alp! — Also —"

Der Hofer wies nach der Tür. Einen Augenblick noch zögerte der Junge. Dann sagte er ruhig:

„Ich nehme es als die Strafe für das Unrecht, das ich dem Lori angetan habe, und gehe. Lebet wohl!"

Die Voralp war aber der entlegenste Weideplatz des Hofers. Der wußte, daß sein Bub, welcher gern Gesellschaft suchte, dort drei Monate lang mit dem Vieh und einem alten Kühknecht allein sein werde.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, machte sich der Alte aufs neue an seine Briefe. Den des Försters las er mehrmals und murmelte dabei in sich hinein:

„Wo der Bub gewesen ist damals, weiß ich jetzt, aber — einen Lump hat er zum Vater gehabt und — das Geld könnte er doch genommen haben und — unsicher ist es immer mit ihm."

End' aller Ende ging des Abends eine kurze Antwort an den Steiner-Lori, die ihn als Bannwart nach Andergand berief.

Drittes Kapitel

Ueber dem Bergland stand der Mond. Sein Licht floß vom Himmel und wandelte das nächtliche Dunkel in satten Glanz. Die Berge warfen lange Schatten. Die Firne leuchteten. Um den Winterstock strichen wie weißer Rauch ein paar Nebelfetzen; aber haarscharf hoben sich die Umrisse der fahlen Spitze vom Himmel. Ein großer Stern stand darüber, als wäre ein Feuer auf der Steinsäule entzündet.

Im Dorfe mischte sich das rote Lampenlicht, das aus den Fenstern auf die Gassen fiel, mit dem vom Himmel rinnenden Schein. Fast taghell lag die Hauptstraße und schimmerte weiß, wo sie aus dem Dorfe und talwärts führte. Dort trat eben einer in den vollen Mondglanz und lenkte seine Schritte den Häusern zu. Er war ein hochgewachsener Mann, kein ganz junger Bursch mehr, aber auch kaum den dreißig nah. Sein Gesicht wäre bleich gewesen auch ohne den fahlen Schimmer, der es streifte. Desto dunkler schienen die Augen darin, die ein düsteres, nach innen gehendes Feuer hatten.

Das Gesicht des Steiner-Lori, der nach fünfzehn Jahren heimkam ins Dorf, war eines, das man nicht leicht wieder vergaß, eines von denen, in welche man immer wieder schauen muß, weil man glaubt, eine Geschichte daraus lesen zu müssen. An der langen Gestalt war alles Muskeln, wie die grobe,

enganschließende Schafwollkeidung verriet. Der abgetragene Filz mit der Geierklaue gab den Jäger an, auf diesen wies auch das Gewehr, das ihm über den Rücken hing. Weiteres Gepäck schleppte der Lori nicht. Seine Holzkiste hatte er vorausgesandt.

Jetzt stand er an den ersten Gebäuden des Dorfes und verhielt die Schritte. Ein Rauschen kam dumpf aus der Tiefe; in den Felsen schäumte der Bach. Das dünkte den Lori fast ein Willkommen. Daß auf der Dorfstraße keiner kam, ihn zu grüßen, war ihm lieb. Er hatte es so gewollt und war darum nächtens gekommen. Als er nach dem Winterstock blickte, der in den Himmel ragte, gewaltig und schimmernd in Eis, wurde ihm das Herz weit. Herrgott, um der Berge willen, wahrlich nicht um die Leute hatte es ihn heimgetrieben. Mit einer heimlich wallenden Freude tat er die ersten Schritte ins Dorf. Auf einmal packte ihn jäher Zorn.

Zur Seite gegen das Bachbett hin stand ein sauberes Haus mit grünen Fensterläden, daran ein kleiner Hof und Garten grenzte. Da wohnte der Gültenbauer. Dem sein Vater hatte weiter unten im Tal einen großen Gütergewerb gehabt; aber der Sohn hatte ihn verkauft und sich mit seinem Haufen Geld in das Andergandner Haus gesetzt.

Mit geballten Fäusten schritt der Lori vorüber. Er hatte dem Noller den alten Schimpf nicht vergessen. Und kaum ein paar Schritte weiter fand sein Grimm neue Nahrung. Rechts der Straße erhob sich des Berghofers mächtiges Haus.

Mit der Rückfront lehnte das am aufstrebenden

Hang, an dem Berg, der dem Hofer auf eine Stunde weit und weiter gehörte. Sechs Fenster warfen hellen Schein auf die Straße.

Der Lori dachte der Härte, die der Berghofer ihm vor Jahren gezeigt hatte, und wunderte sich, daß der ihn jetzt doch zurückgerufen hatte. Langsam, die Augen an den erleuchteten Scheiben, kam er heran. An einer derselben zeichneten sich die Umrisse eines Mädchenkopfes. Das mochte die Tilde sein, um welche die Berghoferin das Leben hatte lassen müssen im Wochenbett! Das Mädchen mußte gleich alt sein wie das Felici, seine Schwester! Als ihm diese zu Sinn kam, trieb es ihn schneller vorwärts. Auf einmal jetzt vor der Heimkunft überkam ihn das Heimweh nach den Seinen. Während seines Fortseins hatte er ihnen nie ein Wort gesandt. Jetzt fiel ihm auch ein, sie könnten gestorben sein. In Hast ging er durch die menschenleere Straße und noch eiliger stieg er den Hang hinan, dem dürftigen Lichtschein zu, der unterhalb des Waldes schimmerte. Außer Atem stand er nach einer Weile vor der niederen Hüttentür. Verstohlen fast hatte er sich zuletzt genähert. Er malt sich etwas wie Freude der beiden Weiber aus, welche er durchs Fenster erblickte, und nahm sich nicht Zeit, sie lange zu mustern.

Im nächsten Augenblick war er durch den schmalen Hausflur in die Stube getreten.

Die kleine Lampe an der Decke beleuchtete einen ärmlichen, aber sauberen Raum. Auf der Wandbank, vor welcher ein weißgescheuerter Tisch stand, saß ein blondes Mädchen, dessen über eine Arbeit

geneigtes Gesicht gehalten hatte, was es zu werden versprochen. Das Felici war ein schönes Mädchen. Als die Stubentür plötzlich aufging, fuhr sie empor. Ihre großen, dunklen Augen starrten erschreckt halb und halb zornig auf den späten Eindringling; die junge, wohlgewachsene Gestalt streckte sich.

Die andre Insassin der Stube erhob sich nicht aus dem Stuhl, in welchem sie, den Rücken durch ein Kissen geschützt, mehr kauerte als saß. Nur die Näharbeit sank in den Schoß, und die Augen ruhten scheu und traurig auf dem Eingetretenen. Die Steinerin hatte ihn gleich erkannt, trotz dem schwarzen Schnurrbart, der ihm die Oberlippe schattete.

„Da bin ich wieder," sagte er erregt, noch an der Tür.

Er schien ein herzliches Grüßen zu erwarten, und etwas wie Enttäuschung huschte über seine Züge, als die Weiber ihm nicht näher traten.

Der Steinerin müde Stimme wurde laut.

„Ja — da bist du wieder — aber vielleicht wärest besser fortgeblieben!"

Ein bitteres Lachen brach von seinen Lippen.

„Das ist — ein böser Gruß, Mutter!"

Da packte es die Frau. Es war doch immer ihr Bub, ob sie auch eine schlimme Erinnerung an ihn trug. Mühsam stand sie auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Nein — nein — Lori," sagte sie stockend. „Sei halt willkommen daheim!"

Er rührte sich nicht.

„Schon gut, Mutter! — Zuerst bin ich Euch

doch ungelegen gekommen, sehr ungelegen, hat es mir geschienen."

Das sagte er hart und herb und lehnte die Liebkosung ab, welche die Mutter ihm bot. Ihre zitternden Hände lagen auf seinem Arm, Tränen standen ihr in den Augen. Sie stammelte leise und hastig:

„Weißt, Bub, ich habe halt an die Zeit denken müssen, wo du fort bist, und warum du hast müssen fort." —

Er fuhr wild auf.

„Ihr glaubt also noch immer, daß ich — — —"

Nun stockte er plötzlich. Sein Blick war auf ihr Gesicht gefallen und hatte den kranken Zug arin erspäht.

Herrgott, sie war doch nicht so alt, die Mutter, und trug sich kaum mehr aufrecht und war weiß, schneeweiß geworden! Mitleid und Groll stritten in ihm. Endlich schritt er zu dem gekreuzigten Heiland, der auf der schmucklosen Kommode drüben stand. Er legte drei Finger an das beinerne Bild.

„Das laßt Euch gesagt sein, Mutter, jetzt, da ich wieder ins Haus komme: Ich schwöre es bei allem, was heilig ist, daß ich keine Schuld auf mir habe, auch die nicht, die mir der Gültenbauer aufgebürdet hat, als ich noch ein Bub war!"

Die Frau war ihm mit schleppenden Schritten nachgeschlichen. Um Verzeihung bettelnd faßte sie seine Hand mit den ihren, und die Tränen rannen ihr über die abgehärmten Wangen.

„Ich glaube dir schon, Bub, und ich will dich

nie mehr daran erinnern, und — ich freue mich auch, daß du wieder da bist!“

„Und du, Schwester?“ fragte der Lori laut.

Ein fast herrischer Blick traf das Mädchen.

Still trat sie hinter dem Tisch hervor. Wie sie vor ihm stand, reichte ihm ihr blonder Scheitel wenig über die Achsel.

„Ich habe dich nicht mehr erkannt,“ sagte sie fast furchtsam, „aber gewiß, ich freue mich auch, daß du gekommen bist.“

Er neigte sich über sie und küßte sie auf das schimmernde Haar.

„Du bist groß geworden, Lici.“

Das klang weicher als vorher, Liebe zitterte darin.

Die Mutter mahnte, daß er etwas esse. Das Felici brachte darauf einen Topf Milch, Käse und Brot. Er ließ sich am Tisch nieder.

„Fleisch haben wir keins, Bub,“ sagte die Steinerin.

Er schnitt sich ein Stück Brot und hieß die Frauen neben sich sitzen. Dann fragte er:

„Von was lebt Ihr, Mutter?“

Der Steinerin kam das Blut ins Gesicht.

„s' Felici hat schneidern gelernt. Es näht für die Leute im Dorf, und ich helfe, so gut ich noch kann. — Ich bin halt viel krank. — Aber es sind auch gute Leute im Dorf. Der Berghofer schickt uns manchmal etwas und der Gültenbauer —“

„Was? — Wer?“

Mit zornbleichem Gesicht erhob sich der Lori. Klirrend war das Messer zu Boden gefallen.

„Der Noller,“ bestätigte kleinlaut die Frau.

Ihr Bub würgte an dem Fluch, der ihm auf die Lippen getreten war. Nach einer Weile war er Herr über sich.

„Das muß anders werden," sagte er mit fremdem Tonfall. „Wir sind kein Bettelvolk! Es braucht uns keiner etwas zu schenken, am allerwenigsten der —"

Ehe er vollendete, hängte sich die Felici an seinen Arm. Mit angstvollen Augen sah sie zu ihm auf.

„Ja, gelt, der braucht uns nichts zu schenken? Gelt, du sorgst, daß er seine Sachen für sich behält?"

„Da sei ruhig," gab er hohnlachend zurück. „Der wird sich hüten, seine Almosen heraufzutragen, wenn ich da bin."

Er hatte die Furcht in ihrem Gesicht gelesen, aber er wollte nicht weiter fragen. Er hatte genug an der bitteren Pille zu schlucken, daß Mutter und Schwester von den guten Leuten lebten.

„Ich bin also Bannwart geworden, Mutter," sagte er dann, dem Gespräch plötzlich eine andre Wendung gebend.

Darauf mußte er erzählen, wie er bei einem Bauern Arbeit gefunden, als er von Andergand fort war vor Jahren, wie er später Holzknecht geworden, als solcher viel mit dem Förster zusammengekommen sei und wie er ihn als Gehilfe genommen. Auch wie der Berghofer ihn zurückgerufen habe ins Dorf, berichtete er.

Schweigend lauschten die Weiber.

Nach einer Weile übermannte die Steinerin der Schlaf. Das Reden hatte sie todmüde gemacht.

„'s Felici wird dir die Kammer bereitmachen," sagte sie und erhob sich.

Der Lori sah, wie schwer ihr das Gehen wurde. Er stand auf und stützte sie sorglich. So geleitete er sie in ihr und des Mädchens gemeinschaftliche Schlafkammer. Während sie gingen, streichelte die Mutter seine Hand.

„Du bist ein Guter," sagte sie leise und dankbar.

„Gute Nacht, Mutter!"

Er küßte sie auf die Stirn und ging.

Aber das Weib schämte sich in tiefster Seele darob, daß sie von ihm Schlechtes geglaubt hatte.

Als der Lori in die Stube zurücktrat, war das Mädchen nicht dort. Nachdenklich setzte er sich hinter den Tisch. Nach einer Weile kam Felici und ließ sich neben ihm nieder. Sie wollte ihre Arbeit wieder aufnehmen; aber er wehrte ihr und faßte ihre Hand.

„Hast viel schaffen müssen, Lici?" fragte er fast angstvoll.

„Ich habe getan, was ich konnte," gab sie zur Antwort.

„Ja, ja, ich hätte früher heimkommen sollen," sprach er, mehr zu sich selber. Dann legte er den Arm um ihre Achsel und zog sie näher.

„Ihr müßt es besser bekommen, jetzt, da ich hier bin," tröstete er.

Dann kamen sie ins Erzählen. Eine lange Weile saßen sie nebeneinander auf der Bank. Dem Burschen ging ein beglückendes Heimatsgefühl im Herzen auf.

Von dem Gültenbauern redete keines der beiden mehr.

Viertes Kapitel

Früh am andern Morgen machte sich der Lori auf den Weg zum Berghofer. Der Gang kam ihn schwer an, aber er mußte sich anmelden.

Der mondhellen Nacht war ein stürmischer Morgen gefolgt. Noch prangte der Himmel in verblassendem Blau, aber ein mächtiger Westwind fegte weiße Wolkenfetzen hinein, immer mehr und mehr, als sollte noch einmal ein Schneien angehen mitten im Juni. Die Berge rauchten; dort wehte der Sturm den Schneestaub auf, daß es sich wie weißer Qualm vom Himmel abhob.

Der Lori stieg nieder zum Dorf. Er trug den Sonntagsstaat aus dunkelgrauer Schafwolle; der Rock war mit Knöpfen aus schwarzem Kristall geziert. Er sah gut aus. Seine hohe Gestalt strotzte von Kraft. Selbst sein bleiches Gesicht hatte nichts Krankhaftes.

Als er das Dorf erreicht hatte, kam seines Weges ein alter Bauer daher. Er erkannte ihn gleich und nannte ihn beim Namen. Der andre tat, als müsse er sich besinnen, wer er sei, obwohl tagelang davon geredet worden war im Dorf, der Steiner-Lori käme als Bannwart her. Als er sich zu erkennen gab und jenem die Hand hinstreckte, legte der kaum flüchtig die Finger hinein. Dann ging er unter einem blöden Vorwand weiter.

Der Lori biß die Zähne zusammen. Sollte im

Dorfe noch der hirnverbrannte Glaube sein, er hätte einmal gestohlen? Der Empfang des Alten ließ es fast vermuten.

Während er weiterschritt, die breite Dorfgasse hinauf, wurde seine Laune nicht besser. Der Dörfler waren viele um den Weg; aber wo ihn einer kommen sah, verschwand er im Haus oder wich sonst zur Seite. Dafür fühlte der Lori im Rücken die neugierigen Augen. Mühsam verbiß er den Aerger. Seine Schritte wurden rascher.

Kurz nachher stand er am Berghof. Einen Knecht fragte er nach dem Bauern.

„Er wird wohl droben sein," war der Bescheid.

Da stieg er hinauf zur Wohnstube und klopfte an die Tür. Eine Mädchenstimme hieß ihn eintreten. Dann sah er sich der Tilde vom Berghof gegenüber, welche er als dreijähriges Kind gekannt hatte.

Sie war nicht größer als die Lici und blond wie die; ihr Haar aber war krauser, ungefügter als bei seiner Schwester. Ihr Gesicht zeigte wenig ebenmäßige Züge, aber es war zart und hatte zwei blaue Augen, die eine liebe Sprache redeten. Es war, als blickte eine große Treue daraus.

Der Steiner und das Mädchen wurden verlegen, als sie einander anschauten, sie wußten selber nicht, warum.

Die Tilde sprach zuerst:

„Habt Ihr zum Vater wollen?"

Der Lori bestätigte die Frage.

„Er muß bald kommen; er ist nur nach oben gegangen. — Setzt Euch derweil!"

Sie wies auf einen Stuhl am Tisch, wo er sich niederließ. Sie selber nahm wieder am Fenster Platz. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen.

„Seid Ihr am Ende der neue Bannwart?" fragte sie.

Er bejahte kurz.

„Eure Leute haben ja gar nicht gewußt, daß Ihr wiederkommet. — Mir hat es heute der Vater erzählt."

„So!" machte der Lori. Er war nicht zum Reden aufgelegt.

Sie streifte ihn mit einem sonderbaren Blick. Es drängte sie, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Der Bruder hatte ihr die Geschichte von der Gemse erzählt.

„Eure Schwester, die Felici, und ich kommen viel zusammen," setzte sie das mühsame Gespräch fort.

Da sah er sie voll an. Vor dem dunklen Blick senkte sie die Augen.

„Ist das Steiner-Mädchen dem Berghofer seiner Tochter nicht zu gering?" fragte er kalt.

Zorn überkam sie.

„Ihr müßt ein Guter sein," sagte sie heftig, „daß Ihr so schlecht von andern denkt."

Er biß die Lippen zusammen. Draußen schallte der schwere Tritt des Bauern.

Gleich darauf trat der Hofer in die Stube.

„Tag!" sagte er laut und ging an dem Lori vorüber, als sei es natürlich, daß er dastehe.

Die Tilde schlich hinaus.

Der Lori stand aufrecht und wartete, daß der

andre ihn anrede. Der hatte sich an seinem Schrank zu schaffen gemacht. Jetzt wendete er sich plötzlich:

„Ihr seid also der Steiner-Lori?“ sagte er. „Ihr habt Euch gut ausgewachsen nach außen. — Wie es inwendig steht, wird sich weisen.“

Der Lori fühlte wieder wie damals seinen durchdringenden Blick auf sich gerichtet, und wieder hielt er ihn aus.

„Ihr wollet also heute Euer Amt antreten?“

„Ja, wenn es Euch recht ist,“ sagte der Lori.

Dann kam ihm die Erinnerung, daß er dem Hofer Dank schulde. Fast hastig fuhr er fort:

„Ich danke Euch auch noch, daß Ihr mir die Stelle anvertrauen wollt. — Ihr müßt zufrieden sein mit mir!“

Seine kurze Art gefiel dem Bauern. Er ließ sich am Tische nieder.

„Ihr nehmt da nichts Leichtes auf Euch,“ sagte er, „und eigentlich — weiß ich nicht, ob man Euch soweit trauen darf.“

Der Lori wollte auffahren; aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich habe zwar erfahren, warum Ihr so halsstarrig gewesen seid, wie ich mit Euch zu rechten gehabt habe vor so und so viel Jahren; und daß Ihr mir damals keine Antwort gegeben habt, will ich Euch nicht zur Schande anrechnen. Es hätte dazumal ein andrer reden sollen. — Aber — das Geld — Steiner-Lori, dem Noller sein Geld könnt Ihr doch gestohlen haben! Und das möchte ich jetzt wissen.“

Der Bursche maß den Bauern mit einem Blick, in dem heller Haß loderte.

„Wenn du mir das hast sagen wollen, Berghofer, hättest mich nicht brauchen heimkommen zu lassen.“

„Bleib da! — Sei ruhig, Bub!“

Auch der Alte fiel in das Du zurück, und seine Stimme klang in so drohendem Groll, daß der Lori von der Tür zurückstand, der er sich schon zugewendet hatte.

„Du hast dich gut gehalten in den fünfzehn Jahren, während denen du fortgewesen bist,“ sagte der Hofer leiser. „Ich habe es erfahren. Ich will also heute glauben, daß du ein Rechter bist. Und, weil ich das glaube von dir, so frage ich dich noch einmal, Mann gegen Mann, hast du dazumal aus irgendeinem Grund das Geld genommen?“

Der Junge legte die Hand auf die Brust.

„Bei meiner Seele, nein!“

Ein fast frohes Aufleuchten ging unter des andern weißen Brauen. Er streckte die große Hand aus.

„Ich glaube dir jetzt; und jetzt ist die Sache abgetan.“

Darauf legte der Lori die Rechte in die des Bauern, und wie zu einem Treubund preßten sich die harten Finger fest umeinander.

„Jetzt höre,“ sagte nachher der Alte. „Setze dich! — Ich muß dir sagen, was du zu tun hast. Diese Woche geht der alte Bannwart mit dir durch das ganze Waldgebiet. Da halte die Augen offen, daß du jeden Weg gleich wieder findest, und dann kommst du und sagst mir, was du vom Walde denkst. Die nächste Woche lässest die Berge darankommen und

siehst nach dem Wildstand. Wild und Holz wird gestohlen auf allen Seiten, daß man meinen könnte, der Herrgott selber würde eine Strafe vom Himmel schicken auf das gottlose Volk. Und keiner schämt sich und keiner kümmert sich, noch viel weniger zeigt's einer an. Sie sind alle unter einer Decke. Da gehört also Mut dazu, dazwischenzufahren, und beliebt wirst nicht werden im Dorf dabei. Aber anzeigen mußt es, Bub, bei deiner Ehre, wenn du etwas Unrechtes findest. Darum habe ich dich kommen lassen, und darum habe ich Vertrauen zu dir!"

Der Lori hatte aufmerksam zugehört.

„Seid nur sicher," sagte er jetzt. „Ich will schon mein möglichstes tun! — Eins muß ich aber verlangen von Euch!"

„Und?"

„Ihr müßt zu mir stehen!"

„Wenn du recht tust und recht willst, immer, hast gehört, Lori!"

Noch einmal schlugen die Hände der zwei Bauern zusammen. Dann ging der Lori.

Unten im Hausflur traf er auf die Tilde.

„Ade, Mädchen," sagte er gleichgültig.

Sie sah ihn groß an; aber sie erwiderte seinen Gruß nicht. Sie hatte ihm seine herbe Rede nicht vergeben.

Fünftes Kapitel

Vierzehn Tage war der Lori schon seinem Amt nachgegangen und die ganzen zwei Wochen kaum dreimal zum Schlafen heimgekommen. Er hatte Umschau gehalten im Wald und auf den Bergen.

Aber im Dorf ging ein gewaltig Reden an, heimlich und hämisch, wie die Bauern reden, wenn ihnen einer wider die harten Köpfe steht. Einige waren dem neuen Bannwart auf Wegen begegnet, wo sie gerade nicht hingehört hätten; und an der Beflissenheit, mit der sie über ihn schimpften, hätte man merken können, daß er sie vor weiterem Ihm-in-die-Quere-Kommen gewarnt hatte. — Und plötzlich war die alte Geschichte von dem Gültenbauer seinem Geld aufgewärmt worden, als hätte sie sich erst gestern ereignet. Damit hatten die Andergandner willkommenen Grund gefunden, den Lori in Acht und Bann zu tun. Es geschah im stillen, wie auf geheime Abrede; laut getraute sich keiner zu werden, weil der Berghofer den Bannwart eingesetzt hatte. —

Am dritten Sonntag im Juni ging der Lori zum erstenmal zur Kirche im Dorf. Den Tag hatte er sich zum Rasttag ersonnen und gedachte nach dem Gottesdienst dem Berghofer Bericht zu geben über seine Gänge. Auf dem Kirchwege merkte er, wie ihm im Dorf der Wind wehte. Wäre er ein wildfremder Mensch gewesen, hätten ihn die Bauern nicht unfreundlicher anstieren können. Zuerst mußte

er lachen; dann packte ihn der Grimm. Mit zusammengebissenen Zähnen ging er nach der Kirche zwischen den andern durchs Dorf. In der Menge, welche sich vom Gotteshause hinweg bewegte, war eine Lücke; in der schritt der Steiner. Niemand schien sich um ihn zu kümmern. Nur das Zischeln und Raunen hinter sich und vor sich merkte er doch.

Dem Berghofer klagte er nicht. Getreulich gab er seinen Bericht ab, der schlimm genug lautete; von sich selber sprach er nicht. — Aber des Guten, das der Bauer der Steinerin getan, tat er noch Erwähnung.

„Und," schloß er, — „jetzt bin ich wieder da, für meine Leute zu sorgen, und danke halt für Weiteres."

Der Berghofer sah ihn mit großen Augen an.

„Du hast es hoch im Kopf, du," sagte er unwillig.

„Es tut mir leid, wenn Ihr's so versteht," entgegnete achselzuckend der Lori.

Dann waren sie fertig miteinander.

Der Hofer überlegte sich's, als der Bannwart hinaus war, und fand, daß er ihm nicht gram sein konnte, trotzdem er ihm die Almosen seiner Mutter vor die Füße geworfen hatte.

Der Lori stieg indessen zur Hütte hinauf. Ehe er aus dem Dorfe getreten war, hatte er um ein paar Häuser weiter unten die Felici und die Hofer-Tilde in eifrigem Gespräch beisammen stehen sehen. Die Freundschaft der beiden ärgerte ihn, er wußte selber nicht, warum.

Im Hinaufsteigen kam ihm die Erinnerung an

die Undergandner Bauern, die ihn nicht mehr kennen wollten. Das nährte seinen heimlichen Groll. In schlechter Laune erreichte er das Haus. Als er eintrat, stieg ihm jäh das Blut zu Kopf. Da drinnen sprach einer, dessen Stimme er noch kannte. Der Gültenbauer war bei der Mutter zu Besuch. Gerade recht kam ihm der!

Laut und rasch öffnete er die Tür.

Der Noller-Toni saß hinter dem Tisch, die beiden Arme auf die Platte gelegt und den Oberkörper vorgebeugt, als hätte er eben angelegentlichst auf die ihm gegenübersitzende Steinerin eingesprochen. — Die vergangenen fünfzehn Jahre hatten ihm wenig angehabt. Vielleicht war sein Schädel kahler geworden, aber das Gesicht war noch so feist und unschön wie einst und strahlte in demselben süßlich frommen Lächeln. Das linke Auge war über dem fortwährenden Zukneifen kleiner geworden, so daß der Mensch aussah wie ein Schielender.

Er wendete dem eintretenden Lori ein erzwungen freundliches Gesicht zu und streckte ihm über die Tischplatte die Hand hin. In der Bewegung lag viel zutrauliche Herablassung.

„Da lug, der Lori! Ich habe dich noch gar nicht gesehen, seit du wieder da bist! — Bist gesund?"

Langsam zog er die Hand zurück. Der Lori hatte ihn noch mit keinem Blick gestreift, viel weniger die Hand ergriffen. Sein Gesicht hatte in diesem Augenblick etwas Finsteres; es schien fast alt. Er wendete sich mit leise zitternder Stimme an die Steinerin.

„Was will der Besuch, Mutter?"

Die Frau fuhr zusammen und faltete die Hände

in kindischer Angst. Sie wußte sich nicht zu helfen zwischen den beiden Männern. Endlich brachte sie mühsam heraus:

„Er — er tut uns die große Ehre an, der Herr Noller — ich erzähle dir's dann, Lori, — gelt — nachher — oder —"

Sie blieb stecken und sah hilflos bald auf den Bauer, bald auf den Bub. Da half ihr der Noller.

Er wandte sich an den Burschen:

„Nun setze dich doch! Wir wollen reden zusammen. Du kannst es ja gleich jetzt erfahren, warum ich heute gekommen bin! — Komm, setze dich!"

„Zu dem, was ich mit Euch zu reden habe, stehe ich hier gut genug!"

Der Ton war schärfer.

„Lori!" mahnte die Steinerin.

Der Gültenbauer aber kam hinter dem Tische hervor und trat auf den andern zu. Vertraulich legte er ihm die Hand auf die Achsel.

„Sei kein Narr, Lori. — Was hast denn? Trägst es mir denn noch nach wegen der alten Geschichte mit dem Geld! Siehst, das habe ich dir schon lang verziehen."

Loris Fuß stampfte den Boden. Mit geballten Fäusten und zornglühend stand er da.

„Ihr habt mir aber nichts zu verzeihen! Ich bin Euch nichts schuldig und habe Euch nichts zuleid getan, nie! Hört Ihr's? Oder muß ich Euch's verstehen lehren?"

Vor seinem Drohen wich der Bauer einen Schritt. Aber katzenfreundlich schimmerte sein Gesicht. Wie zu einem guten alten Freunde sprach er weiter.

„Was sollen wir auch streiten? Warum auch? Laß doch die alte Geschichte, sage ich! Laß mich lieber reden. Ich muß dir einen Vorschlag machen; ich muß dir erzählen, was ich deiner Mutter gesagt habe eben jetzt!“

Gegen die Aalglätte kam der Junge nicht auf. Vor lauter Staunen hörte er den andern ruhig an.

Der neigte sich zu ihm, daß sein Atem ihm widerlich wurde. Weit holte er dann aus.

„Weißt, in der Zeit, wo du fort gewesen bist, bin ich ein wenig bekannt geworden mit deinen Leuten. Ich bin manchmal heraufgekommen; und — weil's mir der Herrgott ja doch gegeben hat — habe ich auch manchmal etwas tun können für sie. Ich habe es ja gern getan! Es steht ja schon in der Bibel, man soll Gutes tun — und dann habe ich auch gesehen, daß die zwei es verdienen. Das Mädchen, Felici, ist ein braves; ich habe mir vorgenommen, für dasselbe zu sorgen — ich kann's ja, dank dem Herrgott. Und jetzt habe ich halt mit deiner Mutter gesprochen, wie sich's machen täte, und was sie dazu sagen würde, wenn ... Du wirst ja sicher auch einverstanden sein, Bub; es kann dir ja nur nützen — und es soll es gut haben und Ihr auch — also — ich — ich will das Felici heiraten!“

Der Lori lachte gell auf.

„Was sagt Ihr dazu, Mutter?“ fragte er rauh. „Dem müßt Ihr selber antworten!“

Die Frau erhob sich schwer aus ihrem Stuhl und schlurfte zu ihm. Sein Ton hatte ihr nicht gefallen. Wie abbittend hing sie sich an seinen Arm.

„Ueberdenke es, Lori," flüsterte sie. „Es wäre doch ein großes Glück für das Mädchen!"

Als er wie in Erstarrung schwieg, wandte sie sich hastig an den Noller.

„Geht jetzt nur, wir — wir geben Euch dann schon Bericht und — Dank Euch noch für die —"

Das Knarren der Haustüre unterbrach ihre Rede. Gleich darauf trat die Felici in die Stube. Das Gesicht leise gerötet, schaute sie in hellem Schreck auf die drei. Irgendwie war ihr alles klar.

Da hatte sie der Lori am Handgelenk. Mit hartem Griff zerrte er sie vor den Bauern. „Da, Felici, da sieh, willst du den zum Mann?"

Das Mädchen fuhr zurück wie gestochen.

„Den? — Um kein Geld!"

Aber der Lori brauste auf. Er schien zu wachsen. Messerscharf fielen seine Worte.

„Und wenn sie Ja gesagt hätte, Noller-Toni, hörst — eher als daß sie dich dürfte nehmen, hätte ich ihr mit meinen eignen Händen ein Leid angetan! Und jetzt geh, komm nicht mehr ins Haus, sonst — wenn ich dich finde — —"

Seine Faust fuhr dem andern vors Gesicht. Die Bewegung redete aus, was der Lori hatte sagen wollen.

Der Gültenbauer griff nach seinem Hut. Er war bleich; aber an Ruhe war er dem jüngeren über.

„Schon gut, schon gut," geiferte er in sich hinein, „schon gut, Steiner-Lori, ich denke dir schon daran."

Damit schob er sich hinaus zur Tür.

Die Steinerin begann zu schluchzen, als wäre ihr ein Kind gestorben.

„Aber, Lori, wie hast du das tun können? — Das bringt uns ins Unglück! Und was für ein Reicher daß er ist und was für ein Guter! Erst vor drei Wochen hat er einen neuen Altar gestiftet in der Kirche. Mit dem Pfarrer steht er wie mit seinesgleichen. — Aber du hast ihn erzürnt, und jetzt wird er uns zuleid leben, wo er kann!"

„Mutter, höre auf," sagte der Lori hart. „Du bist krank und hast viel leiden müssen deiner Lebtag — wenn das nicht wäre, würde ich dir dein Reden nicht verzeihen!"

Die Frau setzte sich schwer auf ihren Stuhl und weinte, über ihre Arbeit gebeugt, still weiter.

Die Geschwister standen an dem Fenster, das nach dem Tal ging.

Wo das Grüngelände sich schloß, leuchtete hoch über schwarzem Walde der Gletscher des Winterstocks im Sonnenglanz. Vom Fenster ließen sich die Lichter und Schatten auf dem zerrissenen mächtigen Eisfeld erkennen.

„Siehst, wie schön das ist," sagte der Lori. „In der ganzen Welt möchte ich nirgends daheim sein als gerade hier. Da wäre es doch jammerschade, wenn man sich seine Freude an der Heimat verderben würde, weil man gern reich wäre, gelt?"

Stumm nickte das Mädchen und schaute mit großen, sinnenden Augen nach dem gleißenden Eis.

„Und siehst, Mädchen," fuhr der Lori in fremder Gesprächigkeit fort, während er den Arm um ihre Hüfte legte, „wir sind arme Leute und müssen uns darum auch nur ein armes Glück aussuchen, lieber eine bescheidene Zukunft als eine, die uns nicht

gehört und wir uns nicht selber verdienen können. Von dem großen Glück, das einem in den Schoß fällt, halte ich nicht viel, das tut nicht lang gut! Das merke dir auch, Lici, wenn du auf einen Liebsten denkst, gelt? — Oder — hast am Ende schon einen Schatz, du?"

Er bog ihr den Kopf zurück und sah ihr fast ängstlich in die Augen.

Sie machte sich los und sagte scheu:

„Nein, Lori, was denkst! Ich komme ja nirgends hin. Wo sollte ich einen kennen lernen?"

Dann schlich sie aus der Tür.

Aber der Lori hatte den stockenden Seufzer gehört, der ihr entschlüpft war.

Sechstes Kapitel

Ein verlorenes Hochtal! — Wer aus dem Andergandner Tal auf dem mächtig steilen Pfad durch den Lochwald heraufstieg, wähnte sich beim Hinaustreten aus den hohen, düsteren Tannen in eine Steinwüste versetzt. Weit zog sich die Talrinne nach Nordwesten bergan, und sie deckten, niedergeschmettert von den zu beiden Seiten aufsteigenden Bergriesen, Felstrümmer in wildem Chaos. Da und dort spross spärliches Gras. Auf der Sonnenseite wuchsen die Alpenrosenstauden wie Unkraut aus dem Gestein. Manchmal stand am Bergabhang noch ein verkümmerter Baum, doch je höher man stieg, desto öder und stiller wurde es rings. Eine Melodie klang immer: des Voralpbaches Zischen und Schäumen, wie er sich seinen Weg durch die Trümmer talwärts suchte.

Das Tal hatte keinen Ausweg. Ewiges Eis schloß es ab. Wo es endete, grenzte Gletscher an Gletscher. Aber gerade da, wo der mächtigste von diesen, der „tote Firn", in rötlich schimmerndem Geröll auslief, lag eine Oase. Saftige Weide, ein Quell, eine niedere Alphütte! Das nahm sich fremd aus inmitten der Einsamkeit. —

Noch reichte das Morgengold nicht hinab ins Gestein; nur der Firn und die höchsten Felszacken badeten in Glanz. Wie eine Fackel stand der sonst so düstere Solbite, in dessen Geklüft noch die Geier

horsteten. So lohten die Türme rings. Der „tote Firn" lag allein fahlweiß, lichtarm.

Um die Alphütte in der Tiefe wurde es lebendig. Da und dort erhob sich eine der schwarzbraunen Kühe aus dem Gras. Eine Herde Ziegen und Schafe streifte bergan ins Geröll. Jodelnd stieg ein Bub hinter ihnen.

An der Hütte stand der Hofer-Josep und schaute verdrießlich in den leuchtenden Morgen. Seit vier Wochen war er da, und das Alleinsein wollte ihm schon nimmer behagen. So überdrüssig war er seiner Gesellschaft, des Viehs, des alten Kühknechts und des Geißbuben, daß er sich in dem Augenblick allen Ernstes vornahm, demnächst ins Dorf zu steigen und dem Vater zu erklären, daß er da oben nicht mehr bleibe. Nicht, daß er es am Ende doch ausgehalten hätte, wenn wenigstens einmal Nachricht gekommen wäre von unten, was sie da machten — besonders eine halt. An der einen hing dem Josep sein ganzes Heimweh.

Mit Schlucken und Seufzen ging der junge Bauer schließlich an seine Arbeit. Die Sonnenflut quoll herab am Gebirge und erreichte die Alp, bis er seine Kühe gemolken hatte. Als er eben die letzte Melkter schäumender Milch zur Hütte zu tragen sich anschickte, ging von ungefähr sein Blick nach dem Steinfeld, in welchem ein schmaler, sandiger Pfad an manchen Stellen sichtbar war. Dort stiegen zwei Weiber herauf.

Der Josep stellte die Melkter beiseite und vergaß sein Geschäft. Als hinge sein Leben daran, zu wissen, wer da käme, starrte er nach den durchs

Geröll sich langsam Nahenden. Die Gestalten schienen ihm bekannt. Er wandte den Blick nicht von ihnen, bis er die beiden Mädchen erkannt hatte, die auf die Alphütte zuhielten. Da schickte er einen jauchzenden Ruf hinab. Eine helle Stimme antwortete.

Nach einer Weile hatten die Hofer-Tilde und die Steiner-Felici die Alp erreicht, die jungen Gesichter erhitzt vom Steigen und der Last, welche sie in Gestalt eines großen Korbes gemeinschaftlich trugen. Lachend schritten sie auf den Bauern zu, der seinerseits ihnen in mächtigen Sprüngen die Hälfte des Weges entgegenkam. Unter der Hüttentür stand der Knecht und schaute mit seinen trüben Augen und im Haar krauend auf die Truppe. Er konnte sich der beiden Mädchen Besuch nicht deuten.

„Wo kommt auch Ihr her?“ rief der Josep schon von weitem seinem Besuch entgegen.

„He, halt von daheim,“ lachte übermütig die Felici, und die andre stimmte ein.

Als sie einander die Hände schüttelten, erklärte die Tilde:

„Der Vater hat für drei Tage ins Tal müssen. Da haben wir zwei davon gesprochen, wie du allein seiest, und haben Erbarmen mit dir gehabt und haben uns verabredet, dir eine Freude zu machen und uns einen Spaß, und jetzt sind wir halt da! Und dort“ — sie wies auf den Korb — „hast auch etwas zu essen, daß dir der Käs und die Milch nicht gar zu langweilig werden.“

„Ihr seid aber zwei Rare,“ machte sich der Josep Luft, umschlang die Schwester und küßte sie ab.

Darauf, weil er der andern ein gleiches zu tun Miene machte, rannte diese wie ein Wiesel davon. Er besann sich nicht lange und jagte ihr nach.

Der Felici lösten sich die blonden Zöpfe und wehten hinter ihr her. Ihre Augen leuchteten und ihre geteilten Lippen schienen des Küssens wohl wert. In heißem Eifer strich der Bub hinter ihr drein. Er hörte das behagliche Grunzen dicht vor seinen Füßen nicht, bis er über das im Gras faulenzende Ferkel hinfuhr wie der Blitz und langenwegs den Boden maß.

Die Mädchen lachten, daß ihnen die Tränen kamen; und ob seines Falles vergaß der Josep den Zweck des Rennens. Die Felici blieb ungeküßt.

Aber doch wohl nicht lang!

Sie hatten in der Hütte den Imbiß genommen. Noch löffelte die Felici ihre dicke Milch, als der Josep mit der Tilde ins Freie trat. Der Knecht war nach Holz gegangen.

Hastig wandte sich die Tilde an den Bruder.

„Ich habe dir sie mitgebracht, Josep, weil ich gesehen habe, daß das Heimweh sie so plagt nach dir und weil ich mir gedacht habe, du wärest imstand, dem Vater zum Trotz dich ins Dorf zu stehlen, nur um sie zu sehen. Aber denke an das, was du mir versprochen hast: sie ist nicht zum Spielen da. Hast es jetzt so weit kommen lassen, mußt sie heiraten. Sie ist ein braves Mädchen, ein gutes; ich helfe dir, wenn du's mit dem Vater ausfichtst. Wenn du im Herbst von der Alp heimkommst, mußt reden mit ihm und mußt der Lici Wort halten. Der ihr Bruder würde es wahr-

scheinlich schlecht aufnehmen, wenn dem Mädchen ein Unrecht geschähe!"

Des Mädchens Gesicht war ernst, und sie hatte in dringendem Anliegen ihre Hand auf des Burschen Arm gelegt.

Der schaute sie lächelnd an und streckte ihr die Rechte hin.

„Ich verspreche dir's noch einmal," sagte er. „Sei nur sicher! Ich müßte ja von meinem ganzen Glück lassen, wenn ich die Felici aufgeben müßte."

In dem Augenblick trat das Steinermädchen zu ihnen.

„Darf man auch zuhören?" fragte sie neckisch.

Die beiden wurden rot. Aber die Tilde wies nach einer nahen Halde.

„Ich gehe noch ein paar Edelweiß holen dort. In einer halben Stunde bin ich wieder da. Dann müssen wir ans Heimgehen denken."

Ohne der andern Antwort abzuwarten, schritt sie davon. Die Felici machte Miene, ihr zu folgen, aber der Josep faßte ihre Hand.

„Ich muß mit dir reden," flüsterte er.

Dann standen sie in der Hütte und küßten sich. Sie taten es nicht zum erstenmal.

„Ich bin so froh, daß du gekommen bist," sagte der Bursche.

Darauf schwiegen sie lange und hielten sich nur, als hätten sie sich viele Jahre nicht gesehen.

Auf einmal sagte das Mädchen:

„Weißt, daß der Lori wieder da ist?"

„Freilich, er ist sogar schon bei mir da oben gewesen."

Die Felici wurde bleich und sah sich erschrocken um. —

„Wenn — wenn er heute auch käme!"

„Hab' doch keine Angst! — Und am Ende, was wäre Böses dabei, wenn er dich mit der Tilde hier fände?"

Sie neigte sich scheu zu ihm und sprach leiser:

„Er ist ein Sonderbarer, Josi, so ernst und streng, daß ich mich fast fürchte vor ihm! Weil sie ihn im Dorf nicht mögen, wird er immer finsterer. ‚Wir müssen büßen, daß unser Vater kein Braver gewesen ist,' hat er einmal zu mir gesagt, und: ‚Du tust mir leid, Mädchen,' murmelt er dann wieder in sich hinein, wenn er meint, daß ich's nicht höre. — Wenn ich dran denke, daß ich's ihm einmal sagen muß von uns zweien, dann vergeht mir der Atem vor Angst. Er sagt, wir dürfen nicht ein großes Glück erwarten; und du, Josep" — sie stockte und eine glühende Röte stieg ihr ins Gesicht. Dann barg sie es an seiner Schulter und vollendete:

„Du wärest doch ein so großes für mich armes Mädchen!"

Der Bursche lachte laut auf, aber die Augen waren ihm fast trüb geworden ob ihrem lieben Reden.

„Sei nur sicher du, ich mache es schon mit ihm aus, wenn es Zeit ist. Und wenn er sieht, daß es uns zweien Ernst ist, freut er sich auch darüber. Wir sind ja früher ganz gute Freunde gewesen, er und ich."

Die Felici gab sich zufrieden. Ihr Liebster wußte Trostes genug. Die Zeit verging den zweien im Fluge.

Mit einem Büschel Edelweiß trat die Tilde zu ihnen, weit früher, als sie es erwartet hatten. Dann saßen sie noch eine Weile beisammen. Doch noch stand die Sonne über dem Tal, als die Tilde zur Heimkehr mahnte.

„Ich komme mit — ein Stück weit," sagte der Josep.

Die beiden wehrten es ihm nicht.

So schritten sie talwärts, erst beisammen; dann kam die Tilde, welche schweigend niederstieg, immer weiter voran. Der Bursche und die Felici wanderten Hand in Hand ein weites Stück hinter ihr und hatten kaum acht, wo sie gingen.

Der Himmel wölbte sich tiefblau, wolkenlos und von Glanz gesättigt. Ueber den Niedersteigenden schwebte ein schwarzer Punkt. Der war vor kurzem herübergestrichen vom Solbite und kreiste jetzt immer höher, als ob er nach der Sonne zu steigen verlange. Es war ein Geier.

Des Berghofers Lämmer drüben im Gestein waren vielleicht nicht gar sicher ihres Lebens zu dieser Stunde, aber ihr Wächter stieg zu Tal und kümmerte sich nicht um den Räuber zu seinen Häupten.

Eine Stunde mochten sie gezogen sein.

Die Tilde sah die schwarzen Tannen zu ihren Füßen auftauchen und hörte den Bach in wildem Tosen über die Felsen stürzen. Sie nahten sich dem Lochwald. Hier mußte der Josep umkehren, und sie beschloß, die beiden zu erwarten. Eben wollte sie sich am Wege niederlassen, da sah sie wenige Schritte vor sich einen sitzen. In jähem

Schreck wurden ihr die Wangen weiß. Der da saß, war der Lori. Er hielt das Gewehr über die Knie gelegt und starrte in Sinnen verloren immer auf denselben Fleck.

Schon wollte die Tilde sich umwenden, daß sie den Bruder weiter oben zurückschicke. Da rollte ein Stein unter ihrem Fuß, und der Bannwart schaute sich um. Mit zusammengebissenen Zähnen stieg sie zu ihm hinab; irgendwie bangte ihr davor, daß die beiden hinter ihr sollten zusammen gesehen werden, obgleich sie selber sie zueinander geführt hatte. Als sie dem Lori näher kam, sah sie, daß sein Gesicht hager geworden war in den paar Wochen, seit sie ihn nicht mehr gesehen, und seine Augen blickten sie so drohend und düster an, als wäre der Steiner ihr und aller Menschen bitterer Feind geworden. Sie wußte aber, wie schwer ihm sein Amt gemacht wurde, und daß die Dörfler Schlechtes und nur Schlechtes von ihm redeten. Wieder kam ein großes Mitleid mit ihm über sie.

„Tag," sagte sie und sann auf ein gutes Wort, das sie ihm bieten könnte.

„Tag, Mädchen," gab er trocken zurück.

Da blieb sie vor ihm stehen.

„Geht Ihr auch heim?" fragte sie.

„Ja — später!"

Damit wendete er sich ab.

Die Tilde stand zitternd. Zorn stieg in ihr auf, und dann kam ihr wieder die Angst wegen der zwei andern.

„Lori — —" begann sie, ohne zu wissen, was sie sagen wollte.

Er kehrte ihr ein erstauntes Gesicht zu. Was wollte das Mädchen von ihm!

Da hallten zwei Rufe aus der Höhe.

„Tilde!" scholl es erst hell und jauchzend, eines Weibes Stimme, dann stärker, rauher eines Mannes Schrei.

Die ersten Laute kannte der Lori. Seine harten Züge belebten sich.

„Wer — wer kommt da?" fragte er. Doch galt die Frage mehr sich selbst.

„'s Felici und ich sind den Bruder besuchen gangen, und jetzt ist er noch ein Stück Weges mit uns gekommen!"

Zu dem raffte sich die Tilde auf.

Der Lori fuhr herum.

„Was sagst?" fragte er erregt.

Droben tauchten die zwei Liebesleute auf, immer noch einander an der Hand haltend, als ob es sich vor aller Welt so gehöre.

Der Bannwart hörte ihre Schritte, und sein Auge traf sie, als die Felici eben in hellem Schreck ihre Hand löste und den Josep zurückwinkte. Sein Gesicht versteinerte sich förmlich in Härte und Entschlossenheit.

Die beiden näherten sich, als sie sich entdeckt sahen, und er ließ sie ganz an sich herankommen. Dann richtete er sich auf und bohrte die Augen in die des Hoferbuben, bis er den Blick senkte.

„Es ist gut, daß ich das gesehen habe," sagte er ruhig und kalt. „Jetzt merke dir nur, was ich dir sage! — Wir sind arme Leute, aber die" — er wies auf die Schwester — „ist nicht da, daß sich der

reiche Hofer mit ihr die Zeit vertreiben könne! — Wahre dich, Hofer-Sep! Laß das Mädchen in Ruh', sonst weiß ich, wo ich mir das Recht holen muß. Und von heute an stehe ich Wacht!"

Der Josep war bleich bis an die Lippen und fand keine Antwort.

Auf einmal trat die Tilde zwischen die Männer und sagte leuchtenden Blickes:

„Sei doch nicht so, Lori! Er meint es ehrlich, der Josep. Er will mit dem Vater reden im Herbst und der —"

„Der wird ihn auslachen," unterbrach sie mit zuckenden Lippen der Lori. „Denkst an das Bretternest, wo wir daheim sind, und ans schönste Haus im Dorf, das seinem Vater gehört? Denkst daran, was dein Vater gilt im Dorf und was —" er würgte an dem Letzten — „was sie von unserm Vater reden! — Haha! Eher sagen die Andergandner etwas Gutes von mir, als daß der Berghofer das Steinermädchen ins Haus läßt! Ihr zwei seid fertig miteinander! Und dir, Hofer-Tilde, danke ich nicht für die Freundschaft, die du der Lici getan hast!"

Seine Rede war lauter geworden und wehrte jedem Widerspruch. Als er geendet hatte, faßte er die Hand der Schwester mit hartem Griff und zog sie nach sich den steilen Weg hinab, den er großen Schrittes niederstieg.

Die Tilde sah ihnen nach, als müßte sie dem Burschen noch eine Antwort nachrufen. Der hatte ihr zu dieser Stunde ein bitteres Leid getan.

Den Josep stach der Zorn.

„Sei nur sicher, Lici," rief er hell hinab, „ich lasse nicht von dir! Da hat uns keiner dreinzureden!"

Keins der Niedersteigenden wendete sich um. Aber dem Mädchen war der Ruf wohl zu Herzen gegangen. Sie wagte es, den Bruder mit einem Blick zu streifen. Der stieg schweigend weiter wie einer, der weiß und sicher ist, was er tun muß. Da sank der Felici der Mut wieder. Sie fing an, still vor sich hin zu weinen.

Der Josep und die Tilde hatten Abschied genommen von einander. Das Mädchen zog langsam den Vorausgegangenen nach. Der Bursche kehrte auf seine Alp zurück. Dort hatte indessen der Geier seinen Raub geholt.

Siebentes Kapitel

Wenn sie auf einem Dorf einem gram sind, wird an ihm kein guter Fetzen gelassen. Nach der Andergandner ihrem Reden wäre der Lori der schlechteste Mensch auf Gottes Erdboden gewesen. Die Weiber mißbrauchten seinen Namen, wo es Gelegenheit gab, und die Männer geiferten mehr noch als ihre Hälften. Alle die Sünden des toten Steiners wurden seinem Buben angerechnet, weil sie an demselben keine fanden als die reichlich ausgedroschene Geschichte von dem Diebstahl. Wenn der Bannwart ins Dorf kam, ging ein Zischeln und Fingerzeigen an, daß ihm die Galle schwoll. Aber er trug äußerlich ruhig alle Unbill; denn der Berghofer stand zu ihm und zeigte ihm offen sein Wohlwollen an seiner Amtsführung. Freilich — er gönnte sich keinen Tag Ruhe, und die Frevler hatten schlechte Zeit. Noch hatte er dem Rat keinen verzeigt. Nach zweimaligem Warnen machte er Ernst und gab eine Strafliste ein. Daß die Strafe für die darauf Verzeichneten nicht leicht ausfiel, dafür sorgte der Berghofer. Nun aber fuhr ein Sturm der Entrüstung durch Andergand. Alles wurde dem Lori in die Schuhe geschoben. Da fand der fromme Noller, daß sein Weizen blühe, und lag dem Pfarrherrn im Ohr, daß er dem Mißliebigen den Garaus mache.

Der geistliche Herr mischte sich sonst wohl nicht

in die Politik des Ortes, aber die Gelegenheit, dem Berghofer hinterrücks eins zu versetzen, ließ er nicht vorübergehen. An einem Sonntag, an welchem der Lori seltenerweise in der Kirche war, zog er los.

Das Gotteshaus, zu klein für die große Gemeinde, war zum letzten Platz gefüllt. Nahe der Tür stand der Lori unter einer Schar von Andächtigen, welche keinen Sitz mehr gefunden hatten.

Der Pfarrer, ein bleicher, dunkelhaariger Mann, von hoher Gestalt, der mit stechenden Augen seine Gemeinde musterte, begann seine Predigt. Seine frommen Schafe wußten es seinen Zügen abzulesen, daß es eine Strafpredigt absetzen würde, und männiglich wunderte sich, über wessen Haupt das Wetter sich entlade. Der Gültenbauer, der mit tief andächtiger Miene in der vordersten Bank sich breitmachte, hätte wohl Auskunft geben können.

Zu Anfang redete der Hochwürdige in schönen und zu Herzen gehenden Worten den Andergandnern ins Gewissen von Sünde und Buße. Allmählich verschärfte sich seine Stimme und gewann zuletzt einen gereizten Klang. Er sprach von den Unbußfertigen. Dann machte er sich Luft.

„Mitten unter euch geht einer, dessen Leben ein Leben der Buße sein sollte und es nicht ist! Meine Augen sehen ihn und werden trübe. Auf die Sünde seiner Vordern häuft er eigne Schuld und Ungerechtigkeit. Statt Buße zu tun und still in sich zu gehen, verdächtigt er seinen Nächsten, lebt seinen Mitmenschen zum Aergernis. Wahrlich, es sollte unter euch nicht Leute geben, die solches Treiben begünstigen, wie es auch lange an der Zeit wäre, daß

der, den ich meine, der eignen Schwäche dächte und fremder Fehler vergäße!"

Der Herr, der in seinem Eifer vergaß, daß er einer schlimmen Neigung seiner Beichtkinder, welche er selbst sonst wohl auch bekämpfte, förmlich das Wort redete, hielt inne und schneuzte sich. Die Pause paßte den Dörflern.

Der Gültenbauer hatte sich zuerst umgewendet, und seine Blicke suchten den Lori. Dann fuhr Kopf um Kopf herum, und aller Augen ruhten mehr oder weniger schadenfroh auf dem Geächteten. Der stand, wohl um einen Schein bleicher als sonst und die Unterlippe zwischen den Zähnen, aber so ruhig, als ginge ihn des Pfarrers Rede so wenig an wie die andern. Und als der Pfarrer weiter predigte, hatten die Andergandner den größten Aerger im Leib darob, daß aus dem Zwischenfall, den ihr Hirt heraufbeschworen, nicht ein Skandal geworden war.

Unter der Messe verließ der Lori die Kirche. Der Sonntag war ein beliebter Freveltag, und er gelobte sich noch schärferen Kampf gegen die Bauern nach der geistlichen Zurechtweisung. Es wurmte ihn aber, daß er keine Waffe hatte, den Hochwürdigen für seine Worte zur Rechenschaft zu ziehen. Von dieser Stunde an mied er die Kirche ganz und das Dorf so gut als möglich. Heimlich quälte er sich weit mehr, als er zeigte. Er wurde noch finsterer und mehr in sich gekehrt, als hätte er wirklich eine schwere Schuld auf sich. In Andergand jedoch fanden sie einen Spottnamen für ihn und nannten ihn nach des Pfarrers Rede den „Büßer".

Daß er ungerechte Strafe litt, daran dachte keiner als der Berghofer und sein Mädchen. Der Alte bot allen seinen Einfluß auf, des Bannwarts Ansehen im Dorf zu bessern, und kam dabei nicht weit. Und der Tilde lastete das Mitleid auf dem Herzen. — —

So war der Sommer beinahe vergangen, und über der Zeit war der Büßer dem Großteil der Andergandner der böse Feind geworden, welchen zu vertreiben ihnen ein verdienstliches Werk erschien. Sie arbeiteten auch redlich daran; — nur daß der Lori zähe war und keinen Schritt wich.

Ueber Sommer hatten Holz- und Jagdfrevel in einem Maße abgenommen, daß der Bannwart selber sich darob wunderte. Aber der tat deswegen die Augen nicht zu. Heute hatte er sie doppelt offen.

Es war der letzte Augusttag, und morgen sollte die Gemsjagd eröffnet werden. Da wurden oft schon ein paar Tage vorher in den Freibergen Schreckschüsse abgegeben, um die Tiere in die offenen Jagdbezirke zu scheuchen.

Der Lori kam von der Solbitenalp und stieg gegen das Voralptal ab. Der Tag war schier verglommen; glutheiß nahte der Abend; hinter den westlichen Bergen kroch es wie schwarze Rauchmassen am Himmel herauf, daß ein plötzliches, beängstigendes Dunkeln durch das Tal ging. Jede Steinwand starrte näher und düsterer auf. In den Lüften regte sich kein Hauch; in Totenruhe ragte der Hochwald. Der Lori eilte. Wenn ein Sturm aus dem Voralptal kam, war es noch nie

— so sagten die Andergandner — ohne Schaden abgegangen.

Nach kurzer Zeit hatte der Steiner den Fußpfad erreicht, der nach dem Walde führte. Da sah er drüben die Hofer-Tilde herankommen. Sie kam von der Alp und stieg hastig dem Walde zu; auch sie mußte das nahende Wetter bemerkt haben. Erst als sie nebeneinander standen, blickte sie auf und erschrak fast vor seinem weißen, vergrämten Gesicht, darinnen die Augen brannten und die Ruhe Lügen straften, die er in seinem Auftreten zur Schau trug. Sie schien erhitzt vom raschen Gehen. Ihre Wangen waren leicht gerötet, und die Locken umringelten ungefüger noch denn sonst ihr Gesicht. Der Lori trat ohne ein Wort zur Seite und wollte das Mädchen vorüberlassen. Sie vorangehen zu lassen, war auch der Zweck seines Wartens gewesen.

„Tag,“ sagte sie scheu, als sie vor ihm stand.

„Tag, Mädchen,“ klang auch sein kurzer Gruß.

Sie ging nicht weiter.

„Seht Ihr nicht, daß es ein Wetter gibt?“ fragte sie.

„Wohl, wohl! Lauf nur! Es ist Zeit, wenn du noch bis zum Lochgaden willst! Dort kannst warten, bis es ausgetobt hat!“

„Und Ihr?“

Er gab rauhen Bescheid.

„Sorg' dich doch nicht um mich! Ich komme schon unter!“

In der Ferne ging es wie ein stöhnendes Sausen. Fast wie ein Warnungsrufen hatte es

geklungen. Und der ganze Himmel war plötzlich nachtschwarz. Den beiden, die beieinander standen, blieb kaum noch Tageslicht genug, daß einer des andern Züge unterschied.

Die Tilde trat ein paar Schritte vorwärts; das Mitleid trieb sie noch einmal zurück zu ihm.

„Lori,“ sagte sie erregt. „Seid doch nicht so, kommet doch mit! Wo wollt Ihr denn sonst unterkommen als im Lochgaden? Und es ist doch keine Schand', wenn Ihr mit mir geht?“

Da er sich abwenden wollte, legte sie in ehrlichem Bemühen, ihm ein Gutes zu tun, die Hand überredend auf die seine.

Als ob ihr Griff ihn brenne, schüttelte er sie ab.

„Was tust, Mädchen?“ herrschte er sie wild an. „Warum gehst nicht? Was willst denn von mir?“

„Euch zeigen will ich, daß ich es gut mit Euch meine!“

Er lachte höhnisch.

„Muß ich dir's sagen? — Wie die Pest solltest mich meiden! Weißt nicht, was die Leute reden? Lauft einer herum in der Welt, der so schlecht ist wie ich? Haha! Und mit so einem willst du es gut meinen! Geh, Mädchen, es könnte dich jedes Wort reuen, das du mir sagst!“

„Nichts reut mich,“ rief sie aufwallend dazwischen. „Und was die Leute reden, das ist gelogen von Anfang bis zu Ende! Jetzt wißt Ihr, was ich denke!“

Er trat ganz an sie heran, und jetzt packte er ihre Hand so hart, daß es sie schmerzte.

In der Ferne hob wieder das Sausen an.

„Wahre dich, Hofer-Tilde,“ sagte der Lori mit schwer arbeitender Brust. „Der Pfarrer selber hat mich in Bann getan! Und was die Leute reden, das ist nicht so erlogen! Mein Vater sei ein Lump gewesen, sagen sie. Ja, Mädchen, der Steiner ist ein Lump gewesen! — Und dem Lump sein Bub hat gestohlen, sagen sie! — Und — —“

„Und das ist ein schlechter Lug,“ sprach die Tilde herb, ehe er endete.

Da wurden seine Augen groß. Keuchend ging sein Atem.

„Glaubst du das?“ zischte er zwischen den Zähnen heraus.

Ein furchtbarer Windstoß verschlug ihre Antwort. Dem Lori flog der Hut vom Kopf; der Sturm trieb ihn in das Geklüft, wo der Wildbach toste. Die Tilde hatte er fast umgerissen.

Ein Erschrecken faßte den Burschen. Orkanartig fegte der Sturm, der so plötzlich losgebrochen, über den toten Firn daher. Als fahler Fleck starrte der Gletscher aus schwarzen Nebeln.

„Jetzt heißt es laufen,“ schrie der Lori und riß das Mädchen mit sich über den steilen Weg.

Sie stürmten in die Tannennacht. Keiner, der nicht jeden Fußbreit Weges kannte, wäre hier weitergekommen. Ein ohrenbetäubendes Rauschen und Knistern und Krachen tobte um die Niederhastenden. Manchmal scholl dazwischen das Heulen des Orkans. Jetzt schlug mitten im Wald ein Stamm zu Boden. Die zwei sahen ihn nicht und wußten nicht, wohin er getroffen, aber sie hatten

das Knacken und Brechen der Aeste und Zweige gehört und nachher den schweren dumpfen Fall. Das Bewußtsein durchfuhr sie blitzartig, daß der nächste über sie stürzen könne.

Der Tilde versagten die Füße. Im Straucheln fing sie der Steiner und riß sie auf. Mit der Last auf dem sehnigen Arm strebte er weiter. — Wieder fiel ein Baum. Der Sturm wütete, als sollte der Wald geworfen werden. Aber unversehrt erreichte der Lori den Lochgaden.

Das war eine Scheune, die am Waldessaum über einer großen hängenden Matte stand.

Mit einem stockenden Seufzer der Erleichterung trat der Steiner durch die halboffene Tür ins Innere. Dann ließ er die Tilde nieder, aber sein Arm blieb um ihren Leib gelegt, während sie vor ihm stand.

„Mein Gott," flüsterte sie zitternd, „das ist furchtbar gewesen!"

„Ums Leben ist es gegangen," sagte der Lori.

Er wußte, daß das Mädchen für alle Schrecken wach geblieben war; ihre Arme hatten seinen Hals umklammert und nicht losgelassen.

Eine Weile ging. Draußen brüllte der Sturm. Die zwei standen aneinander gelehnt. Da kam etwas Fremdes über sie, an das keines von beiden gedacht hatte. Ihre Arme verstrickten sich. Dann fand der Lori des Mädchens Mund; und sie küßten sich wild und durstig, als wären sie vor Sehnsucht nacheinander vergangen. —

Wie lange sie im Dunkel der Scheune geblieben, wußten sie nicht. Sie erwachten aus ihrem Taumel,

als das pfeifende Atemholen des Sturmes stockte und eine große Stille dem Getöse des Orkans gefolgt war.

Tausend unruhige Sterne funkelten am Himmel, nun sie Hand in Hand ins Freie traten. Und als der erste Luftzug dem Lori die fiebernde Stirn streifte, ging ein Schauer durch seinen Leib. Er ließ die Hand der Tilde fallen. Dann sprach er zu ihr, die stehengeblieben war, in schwerem Ton:

„Was wir zwei getan haben da drinnen, Mädchen, das ist ein Unsinn gewesen — das muß vergessen sein von Stund an!"

Er konnte nicht sehen, wie ihre Augen sich in Angst vergrößerten; aber das zitternde „Warum?", das über ihre Lippen kam, hatte er aufgefangen.

„Siehst, mit uns kann's nie zu etwas kommen," fuhr er da weiter. „Dein Vater wird's nicht zugeben!"

„Er muß! — Ich lasse nicht mehr von dir!"

Sie gab das Versprechen fest und freudig, und wohl gingen dem Burschen die Worte wie ein Gottessegen zu Herzen, aber er neigte sich näher zu ihr. Was er sprach, klang leise und qualvoll.

„Und wenn er's zugäbe, so ist der meine dazwischen! Siehst, was der uns zweien, der Felici und mir, hinterlassen hat, das hängt uns an wie ein ekelhaftes Gebrechen, und von dem kommen wir nimmer los. Mit dem Zeichen auf uns haben wir kein Recht, glücklich zu sein, und ich keins, aufzuschauen bis zu dir, Mädchen! Und dann ist noch eins: der Diebstahl, den sie mir aufladen im Dorf — glaubst, der drückt mich nicht und weißt nicht, warum er mich niederdrücken muß? Ich

kann mich nicht ausweisen, daß ich es nicht gewesen bin. Alle Beweise sind gegen mich und keiner für mich und so — so wie ich in der Welt stehe, ein Lump vom Vater aus, und sein Lump, weil ich nicht das Gegenteil beweisen kann, so kann ich nie dir meine Hand hinstrecken und nie bei deinem Vater um dich fragen!"

Mehrmals hatte sie ihn unterbrechen wollen, allein als er geendet hatte, wußte sie nichts mehr zu sagen. Es war ihr klar geworden, daß sie ihn nicht von seiner Ansicht abzubringen vermochte in dieser Stunde, und daß er fast recht hatte.

„Und der Josep und 's Felici?" fragte sie kaum hörbar.

Er war wieder hart wie sonst.

„Die sind geschieden wie wir für immer!" sagte er laut.

„Lori, denk' — denk', es muß ein Ausweg sein! Die zwei wenigstens —"

Er ließ sie nicht ausreden.

„Nein," fiel er ein, „und wenn's der Josep ernst meint, was ich nicht glaube, so bin ich da; und ich dulde es nicht, weil's nicht gut tut! Und du — wenn du mich lieb hast, so hilfst mir!"

‚Wenn du mich lieb hast'; seine eignen Worte jagten ihm noch einmal im Sturm das Blut durch die Adern. Er riß das Mädchen an sich, als wolle er sie töten.

„Sag' mir's einmal — ist's denn möglich? Hast mich wirklich gern — mich?"

Sie suchte in der Dunkelheit seinen Blick und neigte sich nahe zu ihm.

„Ja," sagte sie heftig, „und — du mußt es wissen: ich gebe dich nicht mehr los!"

Er atmete hoch auf.

„Mädchen," sagte er, „so dank' ich dir mein Lebtag!"

Mit völlig verändertem Ton vollendete er bitter und höhnisch:

„Was mit dem Losgeben ist, das wirst schon sehen, das ist nicht notwendig, wir kommen schon sonst auseinander!"

Es war ein böses Wort zum Abschied und kein Trost darin; aber sie fanden kein andres, als sie durch die Nacht heimwärts schritten.

Halbwegs trafen sie auf laternentragende Knechte vom Berghof, die ausgegangen waren, die Tilde zu suchen.

Da wandte sich der Lori ohne Wort noch Gruß zur Seite und ging auf Umwegen seiner Hütte zu.

Achtes Kapitel

Des Steiners Stellung in Andergand wurde immer unhaltbarer. Offene Drohungen und Beschimpfungen warteten seiner, wann er ins Dorf kam, und je mehr er in seiner Ohnmacht allen Groll in sich verbeißen mußte, um so verbitterter wurde sein Gemüt. Aber von seinem Posten wankte er nicht.

Da setzten die Andergandner an einem andern Orte ein. Der den Bannwart gerufen, der bisher allmächtige Berghofer, fand sich plötzlich allein dem ganzen Dorf gegenüber. Wie der Schnee vor dem Föhnsturm einer einzigen Nacht, so war dem Schüren des Gültenbauers das Ansehen des Machthabers auf dem Berghof erlegen.

Der ans Leiten gewohnte Mann fühlte die Zügel langsam seiner Hand entfallen. Das verdroß ihn mächtig. Auch der Lori mußte dafür büßen. Der Aerger machte den Berghofer ungerecht gegen seinen Schützling, so daß er ihm selbst den Vorwurf der Unverträglichkeit machte.

Ende September war es und spät abends, daß der Berghofer den Lori, der ihm Bericht gebracht, hart angefahren hatte darob, daß er gar zu genau jede kleine Unregelmäßigkeit anzeige. Mit sich selbst und aller Welt zerfallen, schritt der Büßer durch das dunkle Dorf und gegen die heimische Hütte hinauf. Jetzt fing auch der Alte an, dem er so viel

vertraut hatte; nun würde bald seines Bleibens da oben ein Ende werden. Schweren, gleichgültigen Schrittes stieg er bergan. Die Nacht war finster, obwohl der Himmel voll flirrender Lichter stand. Riesigen Schatten gleich ragten die Berge, ein warmer Föhn strich um des Burschen Gesicht. Er riß den Filz vom Kopf und den Rock auf; aber es wollte ihm nicht leichter werden.

Als er in den kümmerlichen Lichtschein trat, der aus dem Hüttenfenster über den Hang fiel, mußte er an die Mutter denken. Sie war kränker geworden in den letzten Wochen und arbeitete nicht mehr; zumeist hütete sie das Bett. Heute früh, ehe er fortgegangen war, hatte sie zu ihm vom Sterben geredet. Als ihm das wieder einfiel, trieb es ihn hastiger bergan. In wenigen Schritten hatte er die Hütte erreicht, und eben wollte er eintreten, da hörte er über sich in den Tannen ein Flüstern menschlicher Stimmen.

Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, der Hofer-Josep möchte sich an die Hütte geschlichen haben. Schon mehrmals hatte er in den Tannen Fußspuren gefunden, aber die Felici hatte auf sein Befragen von nichts wissen wollen. Er schlich sich ans Stubenfenster und spähte hinein. Der Raum war leer, nur die Lampe brannte rauchig drinnen.

Der Mutter Kammer lag dunkel; die kranke Frau mochte schlafen! Nun wallte der Jähzorn in dem Burschen auf. Wenn die zwei sich zusammengewagt hatten trotz seiner Ueberwachung! Vorsichtig nahte er sich dem Gehölz. Ehe er es erreicht, trat die Felici unter den Bäumen hervor. Zugleich hörte

er die Tritte eines sich rasch durch die Nacht Entfernenden. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er jenem folgen oder erst mit dem Mädchen ins reine kommen solle. Da fiel ihm ein besserer Weg ein und er blieb.

Im nächsten Augenblick stand die Felici neben ihm. Sie hatte ihn erst bemerkt, als sie dicht an ihn gekommen war. Mit einem ächzenden Laut fuhr sie zurück.

Er lachte wild auf.

„Bist eben spazierengegangen?" sagte er in bitterem Hohn.

Dann ging er schweigend mit ihr zur Hütte.

Sie traten ein. Mit scheuen Augen und zitternd am Leib blieb die Felici mitten in der Stube stehen, während er sich auf einen Stuhl warf, daß es krachte. Er sah sie lange an. Ihre Haare waren wirr, auf ihren weißen Wangen brannten rote Flecken und große Schatten lagen unter ihren trüben Augen.

„Zum wievielten Mal ist er dagewesen?" fragte der Lori plötzlich.

Das Mädchen schreckte zusammen.

„Ich weiß es nicht," stammelte sie in furchtbarer Verwirrung.

Der Steiner fuhr auf. Er redete nicht laut, aber jedes Wort hatte grimmen Klang.

„Das ist das letztemal gewesen, hast verstanden! Ich mache ein Ende jetzt, weil du selber nicht willst zum Verstand kommen!"

Das brachte Leben in das Mädchen.

„Lori, was willst tun?" fragte sie mit flackernden Augen.

„Dem Berghofer Auskunft geben über seinen saubern Bub und mir dem seinen Besuch verbitten!“

Die Felici warf sich ihm vor die Füße. Auf den Knien rutschte sie an ihn heran.

„Lori, tu's nicht! Tu's nicht! — Er will schon selber mit dem Vater reden, wenn es Gelegenheit gibt! Und er meint's ja gewiß recht. — Aber du könntest alles verderben!“

Eine Warnung lag in ihren Worten, aber er ließ sie nicht weiterreden. Er stand auf, so daß ihre Hände, die auf seinen Knien lagen, hilflos zu Boden schlugen.

„Wenn es Gelegenheit gibt — o du Narr, du armer, bis dem seine Gelegenheit kommt, kannst lang warten! Aber selbst wenn er den Mut fände, dem Alten sein Geständnis zu machen — glaubst, der Mut langt ihm, auch nur einen Tag lang gegen den Vater zu stehen! Da kenne ich ihn besser; ich habe es früh genug erfahren, wie weit dem sein Mut geht —“

Mühsam erhob das Mädchen sich vom Boden, und mit ineinander verkrampften Fingern schlich sie dem Bruder nach, der nach der Türe schritt.

„Lori —“

Er wandte sich um nach ihr. Sein bleiches Sorgengesicht hatte nicht einen weichen Zug.

„Laß das Betteln! Wenn sie uns auch alle Ehre abstreiten im Dorf — das wollen wir uns doch nicht nachsagen lassen, daß der Berghofer seinem Buben verboten hat, mit dem Steinermädchen zu gehen! Wir verlangen es, daß der Umgang aufhört!“

Seine Hand lag schon an der Tür bei den letzten

Worten, und er trat hinaus, ohne sich umzusehen; sonst möchte der Felici Gesicht ihn noch einmal gewarnt haben vor dem, was er tun wollte.

Das Mädchen lehnte an der Kommode, auf welcher der Heiland stand. Namenlose Angst war ihr in jede Linie des Angesichts geschrieben. Sie hatte ihm noch nachrufen wollen, aber die Stimme hatte ihr versagt. Nun sank sie nieder vor dem Kruzifix mit gerungenen Händen, als ob eine ungeheure Last sie zu Boden zwinge. Und über eine Weile bog der blonde Kopf haltlos zurück, und das junge Ding schlug besinnungslos schwer auf die Planken.

Von der Nebenstube rief das kranke Weib die Namen ihrer Kinder. Von denen gab keines Antwort. Der Bursche streifte ruhelos durch den nächtlichen Wald, das Mädchen lag, als wäre es gestorben.

Der Docht der Lampe glimmte und rauchte und erlosch. Das Elend der Steinerstube versank im Dunkel. —

Andern Morgens, kaum daß der Tag auf war, stand der Lori am Berghof. Er hatte ein paar Stunden der Nacht in einem Heugaden verbracht und sah halb verwahrlost aus, als er zur Berghoftüre schritt. Ihn verlangte, sein schlimmes Geschäft abzutun. Vom Brunnen herüber, der unweit des Hauseinganges lief, hörte er ein höhnisches Kichern. Zwei Mägde standen dort beisammen.

„Der Büßer," stieß eine die andre an.

Da blieb er stehen und wandte sein Gesicht hinüber. Und als die zwei ihn näher ansahen, wurden sie kleinlaut. Mit roten Köpfen trugen sie die ge-

füllten Wassereimer daher und boten dem todweißen Gesellen ein scheues „Gut' Tag!"

Der Büßer hatte verstanden. Ein Hohnlächeln zuckte um seinen harten Mund, während er über die Treppe zur Stube stieg.

Droben pochte er. Geschirr wurde drinnen zusammengerückt, und als er stärker klopfte, erschallte des Hofers lautes „Ja!", das ihn eintreten hieß.

Er fand den Alten und die Tilde. Dem Mädchen lohte eine Flamme übers Gesicht, als sie ihn erkannte, aber still räumte sie ihre Milchschalen zusammen, die beim Morgenessen gedient hatten. Der dreie „Gut' Tag!" klang ineinander. Dann fragte der Bauer, welcher, noch am Tische sitzend, mit erstaunten Blicken den Frühen gemessen hatte:

„Bist auch schon wieder da?"

Das scholl unfreundlich.

Der Lori hatte des nicht acht.

„Schon wieder," gab er kalt zur Antwort. Dann wendete er sich nach der Tilde um.

„Wenn Euer Mädchen hinausgehen wollte, so hätte ich etwas zu klagen."

Sein frostiges Reden tat der Tilde nicht wohl. Mit zusammengepreßten Lippen ging sie.

Jetzt schaute der Lori auf den Berghofer. Der sah nicht freundlich darein. So groß angelegt seine Natur war — wenn's um seine Macht ging, kam die menschliche Schwäche zutage. Und gestern zur Nacht hatte der Berghofer noch erfahren, daß der nächste Ratspräsident in Andergand sicher nicht mehr auf dem Berghof zu Haus sein werde. Der Lori war zu einer schlimmen Stunde gekommen.

„Also zu klagen hast?“ sagte der Bauer, die weißen Brauen emporgezogen.

„Ja,“ sagte der andre und begegnete finster den Augen des Hofers, in denen der helle Aerger stand.

„Ueber wen?“

„Ueber Euren Bub!“

„Was!?“

Der Lori legte die Hand um die Lehne eines Stuhles und begann seine Geschichte. Halblaut erzählte er:

„Der Josep hat eine Liebschaft. Das ginge mich zwar nichts an, aber sein Mädchen ist meine Schwester und hat es nicht nötig, in die Mäuler meiner Freunde im Dorf zu kommen. Daß Euer Bub sie heiratet — darauf mache ich mir keine Hoffnung, da würdet Ihr wahrscheinlich auch etwas dazu sagen. Aber er hat's ihr versprochen, und wie die Mädchen sind — sie glaubt tausendmal eher ihm als mir. Da bin ich halt gekommen, Euch zu bitten: Sagt Eurem Bub das gleich jetzt, was Ihr sagen tätet, wenn er Euch von der Heirat spräche, und macht der Sache ein Ende!“

Der Alte verbarg das Staunen nicht über des Burschen Rede.

„Ein andrer würde die Sache haben fortgehen lassen und eher alles darangesetzt haben, daß die Heirat zustande gekommen wäre,“ murrte er in sich hinein.

Dann ließ er die Hand schwer auf den Tisch fallen und erhob sich.

„Ich muß dir danken, daß du mir das gesagt hast! — Natürlich — wie du selber sagst — heiraten

können die zwei einander nicht. Ich will also dafür sorgen, daß der Josep die Felici in Ruhe läßt! Kannst sicher sein!"

Der Lori richtete sich auf, daß er den Hofer beinahe überragte. Mit sonderbar verhaltener Stimme fuhr er weiter:

„Aber sagt dem Bub, daß er dem Mädchen ehrlich absagen muß, schwarz auf weiß. Ich will's geschrieben sehen und sicher sein, daß er nicht da oder dort noch einmal mit ihr anbindet!"

„Du machst viel Umstände," spottete der Alte.

„Ich verlange es, und er muß."

Ob dem kurzen Ton des Jungen erwachte des Hofers jaches Blut. Seine Gestalt streckte sich auch. Aber er zwang sich noch.

„Gut, du mußt deinen Willen haben, wenn der Sepp schreiben will; die Hand führen tue ich ihm nicht!"

Der Lori ergrimmte mehr. Nahe an den Bauern herantretend, sagte er heiser:

„Berghofer, verschafft mir die Schrift, sonst ist kein Verlaß auf die zwei! Auf der Welt habe ich nichts zu hüten als der Felici ihre Ehre; aber die hüte ich! Und wenn der Josep meint, sein Spiel länger zu treiben mit ihr, dann — —"

Er hatte drohen wollen, aber auf einmal stand das Bild der Tilde vor ihm, und er brachte kein Wort mehr heraus.

Der Berghofer hatte auch ohnedies verstanden. Sein ganzer Zorn brach los.

„Brauchst nicht so groß zu tun als Ehrhüter, du! Es versteht sich schon von selber, daß der Josep

nichts mehr mit deiner Schwester hat, wenn ich es verbiete! Es wird ihm wohl nicht schwerfallen, loszulassen! Ernstlich hat er wohl nie gedacht, ein Mädchen wie die Steiner-Felici zur Frau zu nehmen!"

Das schlimme Wort war heraus. Der Lori stand mit weitgeöffneten Augen.

„Das ist der Bescheid, den ich mir gedacht habe, Berghofer! Ihr seid so klein wie alle andern! — Aber mir ist die Hauptsache, daß mit der Geschichte ein Ende wird!"

In grenzenlosem Hohn hatten sich des Burschen Mundwinkel bei den letzten Worten nach unten gezogen. Jetzt griff er seinen verwitterten Filz auf und verließ die Stube.

Der Bauer lachte, als er allein war, aber das Lachen klang ärgerlich. Er war sich selber gram, daß er sich hatte fortreißen lassen, ungerecht zu sein. —

Als der Lori durch den Hausflur ging, scholl eine leise Stimme, die seinen Namen nannte. Er zuckte zusammen und tat einen taumelnden Schritt; aber er wandte sich nicht um. Mit aufgeworfenem Kopf verließ er das Haus.

Gleich darauf stand die Tilde an der Tür und sah ihm nach mit großen, schwimmenden Augen, bis er auf der menschenleeren Straße verschwand.

Neuntes Kapitel

In den Wänden der Kammer, wo seit manchem Tag die Steinerin am Sterben lag, nagte der Totenwurm. Seit dem frühen Morgen ging im stichigen Holz das tickende Geräusch. Die Kranke lauschte darauf, als gälte es das Ablaufen einer Uhr zu erwarten. Darüber waren Stunden verschlichen; es war dunkel geworden in den engen vier Wänden und dann wieder hell, fast wie am Tag. Fahler, feuchter Schein spielte am Fußboden. Das bleiche Gesicht am nächtlichen Himmel spähte nach dem bleicheren in den Kissen der armen Lagerstatt. In der Stube war keine Kerze nötig. Scharf trat jeder Gegenstand ins Licht: die beiden niederen Betten, der tannene Tisch mit der Unschlittkerze auf grüner Flasche, der eine wacklige Stuhl und der neue unbemalte Schrank, der sich gespenstig weiß von den altersgrauen Wänden abhob.

Die Steinerin lag mit fast zufriedenem Gesicht. Das Leben hatte so gegeizt mit den Freuden für sie, daß der Tod wohl nicht karger messen konnte. Mochte der halt kommen!

Nach einer kurzen Pause ging eben wieder das Nagen in den Wänden an. Das kranke Weib fühlte die eignen raschen Herzschläge eigentümlich mit dem Ticken zusammengehen. Sie begann an das große Stillstehen zu sinnen, als ob es ganz

nahe wäre. Da kamen schwere Schritte aus der Wohnstube. Im nächsten Augenblick trat der Lori ein.

„Die Felici schläft in meiner Kammer, und ich bin fertig mit meinem Schreiben. Jetzt will ich bei Euch sitzen den Rest der Nacht," sagte er.

Sie sah ihn dankbar an. Aber plötzlich sprangen ihr die Tränen in die Augen.

„Wie du aussiehst, Lori!" stotterte sie.

„Nicht anders wie sonst," sagte er rauh.

Dann setzte er sich ans Bett.

Der Steinerin war auf einmal das Sterben verbittert. Das Gesicht ihres Buben hatte sie an die wortlose Qual erinnert, welche der seit Wochen mit sich herumtrug.

„Es ist hart, dich so dalassen zu müssen, Lori, so elend wie du doch bist," flüsterte sie wieder.

Da wurde er ungeduldig.

„Kümmert Euch doch nicht um mich, Mutter," sagte er unwirsch. Aber sich bezwingend, fuhr er fast liebevoll weiter:

„Und redet nicht immer vom Sterben. Der Doktor hat diesen Morgen noch gesagt, Ihr könnt wieder genesen."

„Der Doktor ja — aber — hörst — hörst, wie's sich kündet: Der weiß es besser!"

Die Kranke hatte mit der einen weißen Hand die rauhe ihres Sohnes umklammert. Jetzt warf sie sich plötzlich aus den Kissen auf und lehnte den Oberkörper an seine Schulter, daß ihre Wange die seine streifte.

„Du — Bub — lang geht's nicht mehr,"

raunte sie heiser. Dann, wie sich besinnend, fuhr sie ruhig fort:

„Ich habe dir noch allerlei zu sagen."

„Redet nur," nickte er.

„Du mußt fort von hier, Lori, wenn ich gestorben bin! Du gehst ja zugrunde da oben und kannst es an einem andern Ort besser haben."

„Und die Felici?" fragte er.

Ein frohes Lächeln ging über der Steinerin Gesicht.

„Für die ist gesorgt! Die heiratet!"

„Wen?"

In hellem Staunen schaute der Lori auf die Mutter.

„Weißt, der Hofer-Josep hat ihr sein Wort gegeben."

Seine Züge erstarrten, und seine Stimme hatte einen spröden Klang, als er sagte:

„Seid Ihr auch so blind, Mutter? — Die zwei kommen nie zusammen!"

„Warum?"

„Weil auf den Berghof keine aus unserm Holzhaus taugt."

„Aber er muß — sie heiraten!"

In fieberhafter Erregung verfocht die Sterbende ihren Plan.

Des Jungen Worte tönten sonderbar danach.

„Ja, er muß — wenn er — und der Alte wollen."

Die Steinerin brachte ihren Mund mühsam an sein Ohr. Ihre Augen glänzten, die Pulse flogen ihr. Eine grausame Furcht schien sie zu fassen.

„Und ich sage dir, er muß! Was würde sonst aus dem Mädchen und ihrem — —"

„Was?"

Er hatte sie nicht ausreden lassen. Er hatte vorher erraten, was sie sagen wollte, und ein fürchterlicher Ausdruck kam in sein Gesicht. Sein Atem ging mühsam. Er sank am Bett in die Knie.

„Das ist eine Lüge, Mutter! Ihr redet im Fieber! Gelt, sagt nur, es ist nicht wahr!"

„Doch — ist es wahr; und du mußt ihm beistehen, dem Mädchen, daß es zu seinem Recht kommt!"

Die weinerliche Stimme der Mutter brachte ihn vollends außer sich. Wie im Rausch raffte er sich taumelnd auf und trollte zur Tür. Im Flur schrie er mit schallender Stimme der Schwester Namen. An die steile Holztreppe gelehnt, wartete er, daß sie komme.

Die Mutter rief nach ihm. Er war taub.

Nach einer Weile kam die Felici mit verstörtem Gesicht herunter. Sein gellender Ruf hatte sie wohl geweckt.

Er hatte die Wohnstubentür aufgerissen, und deutete hinein. Ein Blick in seine irren Augen ließ sie schweigend gehorchen.

Dann standen sie in der Stube, durch deren Fenster ebenfalls das weiße Schimmerlicht spann. Allmählich wurde der Lori ruhig. Ganz leise hub er an:

„Die Mutter hat mir etwas gesagt von dir, Lici — der Josep — ist es wahr, daß — er dich heiraten muß?"

Seine Frage klang sonderbar. Aber sie verstand ihn. Das Blut schoß ihr dunkelrot ins schöne Gesicht. Dennoch sagte sie fest, wie in unumstößlichem Vertrauen:

„Er muß — und er wird!"

Der Lori war an den Tisch getreten und hatte sich daran niedergelassen. Als er ihre Worte gehört hatte, legte er die Arme auf die Tischplatte und den Kopf darauf, als ob er sinne. Eine ganze Weile saß er so, und das Mädchen wagte nicht, ihn zu stören. Als sie endlich doch nahetrat, sah sie, wie ein Zucken durch seinen Leib ging. Er weinte. Sie legte die Hand auf seine Schulter. Zitternd und zag sprach sie über ihn hin:

„Lori, sei doch nicht so! Siehst, wir haben einander halt so gern, und wenn wir zusammengekommen sind — es ist ja so selten gewesen — dann hat es uns gepackt wie ein Rausch und —" hier unterbrach sie sich selbst und vollendete dann — „aber er ist so brav und so zuversichtlich, und bevor's einschneit, heiraten wir!"

Mit brennenden Augen schaute er auf.

„Mach dir keine Hoffnung — ihr zwei nicht!"

„Lori, was sagst!"

„Ja, ja, ich habe es zu spät erfahren! Ich habe euch den größten Stein in den Weg gerollt. Den bringt ihr nicht weg und ich nicht mehr!"

Für einen Augenblick griff ihr die Furcht ans Herz.

„So bist also zum Berghofer gegangen?"

„Ich bin gegangen!"

Sie schreckte zusammen, aber gleich darauf kehrte ihre Zuversicht zurück. Sie war, seitdem die Verzweiflung sie an jenem Abend zu Boden geworfen, seltsam getrost geworden.

„Das ist nicht recht gewesen, Lori," sagte sie,

„aber einmal hat er's ja doch erfahren müssen, und — der Josep macht's schon aus mit ihm."

„Ja, ja," nickte der Lori mechanisch. Dann übermannte ihn noch einmal die Schwäche.

„Lici, ich habe dich doch so gern gehabt," stieß er mit zuckenden Lippen heraus und preßte die Fäuste verzweifelnd in die Augenhöhlen. „Und ich habe es gut gemeint! Aber was ich tue, gerät zum Unheil!"

Sein Klagen machte das Mädchen sicherer.

„Der Josep," sagte sie mit leuchtenden Augen, „macht alles wieder recht!"

Als hätte ihn ihr Ton geweckt, richtete er sich plötzlich auf. Mächtig reckte er sich, und seine Stimme hatte den alten Klang.

„Ja, jetzt muß er, sonst helf' ihm der Herrgott!"

Die Felici hatte seiner Worte kaum mehr acht. Aus der Mutter Kammer hatte ein schwacher Schrei geklungen. Die beiden eilten hinüber.

Die Steinerin lag mit weitgeöffneten Augen und mühsam atmend. Da versank den zweien alle andre Sorge. Schweigend traten sie die letzte Wacht bei der Mutter an. Viele Stunden währte sie. In den Wänden ging das eintönige Ticken. Der weiße Glanz, der die Stube erhellt hatte, erlosch. Als der Tag dann endlich seinen fahlen Frühschein in die Stube warf, da hatte die Steinerin just den letzten Schlaf gefunden.

Zehntes Kapitel

Das arme Weib war seit Wochen begraben. Für ihre Kinder hatte selbst das Begräbnis eine Reihe von Demütigungen mit sich gebracht. Ein armseligeres Geleit war in Andergand nie hinter einem Sarge hergeschritten. Die Tilde vom Berghof war dabeigewesen. Darüber hatte das ganze Dorf geredet.

Der Lori war vom Friedhof heimgegangen wie einer, dem ein Glück in den Schoß gefallen ist. Dem hatte die Tilde einen machtvollen Trost angetan.

Nun war freilich längst wieder die Sorge in der Steinerhütte eingekehrt. Die Gemeinde hatte getagt. Der Berghofer hatte sein Amt verloren, und der Steiner war seines Dienstes entlassen worden. Er hatte das erwartet und dachte ans Fortziehen. Nur eines gab es für ihn noch abzutun in Andergand. Das hielt ihn noch. Um die Felici war's. Es galt mit dem Hofer-Josep zu reden.

Der Büßer war hinaufgestiegen zur Voralp und hatte den einstigen Schulkameraden zur Rede gestellt. Der hatte ihn angesehen mit ehrlichen Augen und gesagt, wenn er von der Alp fahre und auf den Berghof komme, werde er der Lici sein Wort einlösen. Und der Lori wußte, daß es ihm ernst war, aber er traute dem seiner Kraft nicht. So blieb er, der Dinge Entscheid abzuwarten.

Eines Samstags abends war der Josep ins Dorf

gekommen. Eine eiskalte Bise pfiff durch das Tal herauf. Die hatte an den nahen Winter gemahnt und die Alpherden heimgetrieben.

Der folgende Tag prangte in Feierglanz. Ueber falbende Hänge quoll heißes Gold. Still wie in Winterträumen entnickt standen die Tannen, und die wenigen Laubbäume hielten den roten Schmuck der erstorbenen Blätter um einen Tag länger, da kein Luftzug kam, sie zu schütteln. Es war kälter geworden. Der Winterstock tauchte sein Eishaupt in dünnes Gewölk.

Das mochte sich noch bald über den noch leuchtenden Himmel dehnen, schneedräuend und grau.

Um die Zeit, da von der Undergandner Kapelle die Glocken zur großen Messe riefen, saßen der Lori und seine Schwester droben in der Hütte beisammen. Sie mieden die Kirche.

Wie wartend saßen sie am Tisch. Die Felici hielt eine Näharbeit in den Händen, aber die Nadel ruhte. Des Mädchens sonderbar glänzender Blick gings durchs Fenster in den lichttrunkenen Tag. Auf den blaß gewordenen Lippen brannten zwei rote Flecken. In fieberhafter Erregung hob und senkte sich ihre Brust. Um ihren Mund lag ein leidender Zug.

Der Lori hatte den Kopf in die hohle Hand gestützt und starrte vor sich nieder. Keine Bewegung war an ihm. Finsteres Grollen lag in seiner ganzen Haltung. Nur die Nasenflügel bebten zuweilen. Das verriet die leise Unruhe, die auch den Burschen quälte.

Zwischen den beiden Menschen ging kein Wort.

— „Heute muß er kommen," hatte der Lori vor einer Stunde gesagt. Seitdem hatten die zwei nichts mehr zu reden gewußt.

Nach einer Weile strich eine Gestalt am Fenster vorüber. Gleich darauf wurde die Haustür geöffnet, und an der Stubentür ging ein kurzes Pochen. Dann trat der Gültenbauer ein.

„Was will denn der?" murmelte der Lori zwischen den Zähnen, als der Bauer noch in der Türe stand. Ein wildes, halb verborgenes Feuer flackerte in seinen Augen.

„Tag!" klang des Eingetretenen Gruß halb zutraulich, halb herablassend.

Stumm saßen die Geschwister.

Der Noller fiel ob dem gleichgültigen Empfang aus der Rolle. Er hatte stürmische Worte erwartet. Hüstelnd beugte er den Rücken und grinste.

Da fragte der Lori scharf:

„Es hat zur Messe geläutet, Ihr! Die werdet Ihr doch nicht verfehlen wollen!"

Der Bauer wehrte den Hieb ab.

„Ich habe gewußt, daß ich Euch da am ehesten daheim treffe!"

Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich zum Tisch, unbekümmert um des Steiners finsteres Schauen.

„Ich muß, denke ich, mit dir reden," wandte er sich an den.

Darauf kaute er eine ganze Weile die Nägel an seiner fleischigen Hand. Er sann an seiner Rede.

Plötzlich stand der Lori auf.

„Nun, macht es kurz," sagte er. „Was wißt

Ihr Schlechtes? Etwas Gutes werdet Ihr uns wohl nicht bringen!"

„Wer weiß!" machte der Noller und winkte gegen die Felici mit eingekniffenem Auge.

Auf einmal stockte er und schluckte. Wie ein heftiger Schreck war es durch seine Glieder gegangen.

„Wa — was machst auch?" brachte er mit aller Mühe über die Lippen.

Der Büßer war zu einer Wand getreten. Dort hingen an Nägeln zwei Gewehre, von denen er das schwerere gedankenlos herabnahm, daran den Hahn spannte und langsam wieder in Ruhe setzte.

„Habt Ihr etwa ein schlechtes Gewissen?" fragte er mit vor Hohn zitternden Lippen über die Achsel den Bauern.

Der hatte sich gefaßt.

„Hahaha! — Machst Witz? — — Nein, aber jetzt hör zu."

Auf sein Gewehr gelehnt, wartete der Lori, daß der andre sein Anliegen anbringe.

Währenddessen trat die Felici unruhig und verängstigt an seine Seite.

Der Noller begann:

„Du bist jetzt ohne Anstellung, Lori, und wirst Mühe haben, dich und das Mädchen durchzubringen! Auch reden sie im Dorf allerlei, die Felici hätte ein Unglück getroffen und — —"

Des Steiners Stimme klang schneidend in seine Worte.

„Ihr — wahret Euch — haltet Euer Maul im Zaum! Was Ihr da unten lästert, das schert uns nicht und verlangen wir nicht zu wissen. Aber da-

hier wird von dem Mädchen nichts Schlechtes geredet!"

„Na, nu," begütigte erschrocken der andre. „Es ist ja besser, wenn's nicht ist, aber ich habe es halt alleweil gut gemeint mit Euch und — —"

Der Lori lachte schrill auf bei der Beteuerung. Aber unbeirrt fuhr der Gültenbauer fort:

„Und jetzt bin ich hier in aller Freundschaft für Euch und trotzdem du mir das letztemal so böse Worte gegeben hast! Ich biete der Felici noch einmal die Hand! Ueberlegt's Euch, ich meine es recht, und es ist das letztemal, daß — —"

Der Steiner hatte sein Gewehr in die Ecke gelehnt. Als der Noller stockte, wendete er sich nach ihm um. Da sah er den Hofer-Josep in der Stubentür stehen und hinter ihm die Tilde. Ein höhnisches Lächeln glitt über sein weißes Gesicht.

„Viel Besuch heut," murmelte er. Dann fuhr er in wachsender Erregung fort:

„Aber du kommst gerade recht, du, Josep! Du kannst dem selber die Antwort geben, da! — Mich wundert's eigentlich, daß Ihr Euch noch einmal da herauf getraut habt, Noller! Aber freilich, Ihr meint, wir müßten doch endlich einsehen, was Ihr uns für eine Ehre antut, gelt? — — Haha! Der möchte die Lici haben, Josep! Was sagst du dazu?"

Die Geschwister waren eingetreten. Zürnend schaute die Tilde auf den höhnenden Burschen.

Der Josep fand keine Worte. Heißes Rot und fahle Blässe wechselten auf seinem Gesicht, und als die Felici neben ihn trat und ihre Hand in die seine legte, schien er ungewiß, ob er diese Hand halten

oder fallen lassen solle. So kurz dieses Zögern war, der Lori hatte es gemerkt. In seinen Augen glomm ein gefährlicher Schein auf.

„Warum schweigst?“ fuhr er den Josep an und seine letzte Ruhe wich von ihm. „Willst näheren Bescheid? — Der ist gekommen und verlangt aus Gnade und Barmherzigkeit meine Schwester zur Frau! Aus Gnade, weil er meint, ich hätte für mich selber keinen Verdienst, noch weniger für zwei, und aus Barmherzigkeit, weil — —“

„Lori!“

Mit gefalteten Händen trat die Felici vor den Bruder.

Der sah sie mit einem seltsamen Blick an und vollendete klar und deutlich:

„— über ein paar Monate ein Kind dasein wird, das einen Vater braucht!“

„Also doch!“ machte der Gültenbauer.

Der Hofer-Josep war zusammengezuckt wie unter einem Schlag. Die Tilde trat einen Schritt weg von ihm. Ihre Wangen brannten wie Feuer. Die Felici drückte die Scham; halb ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl.

Und wieder fragte der Lori:

„Nun, hast keine Worte? Kannst nicht sagen, was deine Pflicht ist?“

Mit an den Boden gehefteten Augen stotterte der Josep:

„Wir müssen — warten! Der Vater — will's nicht haben!“

Ein Schrei entrang sich den Lippen der Felici. Da kam dem Hofer-Josep der Mut und das Leben

wieder. „So wahr mir Gott helfe, ich lasse nicht von dir!“ wollte er ihr Trost geben.

Aber ein heiserer Laut erstickte ihm die Worte in der Kehle.

„Feigling!“ hatte der Lori geknirscht.

Wie ein Raubtier zum Sprung stand er. Seine Hand umkrampfte das Eisenrohr seines Gewehres.

„Feigling!“ wiederholte er. „Ich habe es kommen sehen! Ausflüchte jetzt! Und dann — langsam — das Wegstehlen! Gelt? Ob das Mädchen im Elend sitzen bleibt, was schadet es? — Aber bei Gott!“

Er hatte blitzschnell das Gewehr erhoben. Der Hahn war auf. Der Finger fuhr an den Drücker. Ein Knall! Dann füllte erstickender Rauch die Stube. Der verzog sich langsam durch die offene Tür, durch welche der Gültenbauer soeben verschlich.

Als es in dem engen Raum hell wurde, stand der Hofer-Josep unverletzt. Er hielt die Felici umschlungen, und in der Gefahr schien ihm die Festigkeit aufgegangen zu sein. Mit blitzenden Augen maß er den Lori.

Der lehnte drüben an der Fensterwand. Fieberschauer durchrannen seine Gestalt. Durch die Scheiben kam ein Lichtstreif und traf sein dunkles Haupt, das ihm langsam auf die Brust sank. Er sah aus zum Erbarmen. Doch zeigte er keine Schwäche; es war nur ein düsteres Insichzusammensinken, als nage bittere Reue an ihm. Neben ihm hielt die Tilde mit beiden Händen das Gewehr umklammert, das sie ihm im letzten Augenblick entrissen hatte.

An der pulvergeschwärzten Decke war ein Loch: dort hatte die Kugel die Diele durchgeschlagen.

Das hereinquellende Sonnengold begann die Tilde zu umspielen, wie sie hochaufgerichtet und mit zusammengepreßten Lippen stand. So blickte der Berghofer, wenn er sich Gehorsam erzwang um jeden Preis.

Die Tilde redete:

„Der Lori hat nicht geschossen. Das Gewehr ist losgegangen, als ich es ihm weggenommen habe in der Angst!"

„Ich habe geschossen," kam des Steiners Stimme wie von fern.

Da wallte dem Hofer-Josep das Herz.

„Geschossen oder nicht!" Jetzt sind wir halt quitt, Lori, du und ich! Und jetzt muß Frieden sein! Gibst mir deine Schwester, frage ich jetzt! Ich habe es wollen in Gutem ausmachen mit dem Vater, aber jetzt muß es ausgemacht sein, gut oder schlimm!"

Mit wildem Vorwurf fuhr die Tilde dazwischen.

„Wenn der Vater weiß, daß deine Ehre es verlangt und deine Pflicht, da sagt er kein Wort dawider, das weißt!"

Der Hofer reckte sich höher. Mit schimmernden Augen sah die Felici zu ihm auf.

„So mache dich fertig, Lici! Durchs Dorf gehen wir zusammen, gerade wenn die Messe aus ist, und zum Vater mußt den Morgen noch mit mir kommen!"

Wieder befahl die Tilde.

„Die Felici geht mit mir, und du redest mit dem Vater allein!“

„Ich bin's auch zufrieden,“ gab er da zu. Dann wandte er sich zu dem finsteren Gesellen am Fenster. Ehrlich und treu sah er wohl aus, als er neben den trat. —

„Höre mich an, Lori, du mußt mir's glauben, daß ich nie von der Felici gelassen hätte! Ich habe zuerst gemeint, es wäre besser, zu warten, bis der Vater den Aerger verwunden hat über dich und die Leute im Dorf! Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe! Und jetzt frage ich dich noch einmal: Gibst mir deine Schwester?“

Der Büßer wendete ihm das hagere Antlitz zu.

„Ich denke, da ist keine Wahl! — Aber — zu sagen habe ich nichts mehr! Ich habe dir ans Leben wollen! Geh und zeige es an!“

Der Josep wollte antworten; doch die Tilde kam ihm zuvor. Ihre Stimme hatte mächtigen Klang. Zum Weibe gereift in der einen Stunde, war das Mädchen dem Bruder weit über an klarem Blick und Entschlossenheit.

„Geht ihr! Steigt langsam voran ins Dorf! Ich komme nach!“

Sie ließen sich nicht mahnen. Hand in Hand schritten der Josep und sein Schatz aus der Tür in den schimmernden Morgen hinaus. Der Bursche reckte sich. Er war um den kommenden Kampf nicht mehr bang.

Der Hauseingang und die Zimmertür waren offen geblieben. Nun flutete auch dort das güldene Herbstlicht herein. Es umflutete die zwei, die von=

einander weg standen wie zwei Fremde und die doch wildes Verlangen zusammentrieb.

„Sie sind gegangen, Lori," begann leise die Tilde. „Wann sie wiederkommen, sind sie zwei glückliche Leute!"

„Desto besser für sie!"

Seine Rede war laut und barsch.

„Und wir?" fragte da die Tilde.

Ihre großen Augen füllten sich. Sie wartete mit verschlungenen Händen seiner Antwort.

„Warum quälst uns beide? — Geh'!"

„Ich kann nicht! — Ich — ich habe dich gern!"

Er schreckte auf.

„Mädchen, weißt, was du sagst! Ich habe auf deinen Bruder geschossen!"

Sie trat ihm näher. Fast wäre sie geschwankt. Aber sie rang sich auf.

„Und wenn du ihn getroffen hättest," sagte sie geheimnisvoll, „ich könnte nicht helfen — ich müßte dir treu bleiben!"

Er nahm sie an der Hand. Zwingend, gewaltig stand er vor ihr. Ein unabänderliches Wollen war ihm ins Gesicht geschrieben. So führte er sie vor die Hütte.

Als sie im Glanz des flammenden Tages standen, wo der Winterstock wie ein Diamanten werfender Vulkan über ihnen schimmerte, zeigte er auf das Dorf.

„Die da unten haben mir viel Leids angetan und mir viel Schuld aufgeladen. Gott helfe mir — ich habe nichts Böses auf mir gehabt. Aber heute bin ich schuldig geworden. Und von heute

an muß ich ein Büßer sein, nicht nur so heißen. Dein Leben und mein Leben passen nicht mehr zusammen, Mädchen! Jetzt geh' zu deinem Vater!"

Sie wagte nicht zu widerreden. Sie schaute in seine düsteren Augen, drückte ihm wortlos die Hand und stieg über den Weg hinab, auf dem der Josep und sein Mädchen sich just dem Dorfe nahten. Nicht einmal wandte sie sich um.

Aber der Lori schaute ihr nach, bis sie in den Häusern verschwand. Die aus der Kirche kamen, sahen den dunkelgekleideten Gesellen wie einen finsteren Schatten im Golde der Sonne stehen. Sie raunten und zischten.

„Der Büßer," ging es hämisch durch die Reihen der frommen Andergandner.

Elftes Kapitel

Es war am Nachmittag. Im Dorf hatte der Gültenbauer geschürt. Alle Gluten geheimen Grolls lohten auf in Flammen. Die Bauern rotteten sich.

„Der Büßer hat den Hofer-Josep erschossen,“ das war die Mär, die nach der Kirche umgegangen war.

Ein Reden und Schmähen ging jetzt Gass' auf, Gass' ab. Die Weiber kreischten und fuchtelten. Die Männer ballten die Fäuste. Die Menge schwoll an. Rufe wurden laut.

„Holet ihn aus seiner Hütte! — Macht ihm den Prozeß!“

Da schrie einer:

„Den Berghofer soll man zuerst hören! Der soll reden, was mit dem sauberen Patron geschehen soll, den er uns hergerufen hat!“

Der Vorschlag gefiel.

„Zum Berghofer wollen wir!“

Der Haufe, der sich am Gemeindehaus zusammengetan, setzte sich in Bewegung.

Da bog wenige Häuser weiter oben der Steiner-Lori in die Gasse und ging mit großen Schritten vor der Menge her. Ein Johlen hub an.

„Da lauft er!“ schrie das Volk.

„Haltet ihn!“ tönte gleich darauf die Mahnung. Wie eine kläffende Meute fuhren sie hinter ihm

her. Bis sie an ihm waren, hatte er getan, als achte er ihrer nicht. Da griff eine Faust nach seinem Arm. Er wandte sich. Die aufflammenden Augen in seinem Totengesicht jagten die nächsten zurück; aber die Menge drängte heran. Zwanzig Arme streckten sich aus. Nun wogte der Haufe um ihn. Sie zerrten ihn hierhin und dorthin. Die Joppe hing ihm gleich darauf in Fetzen. Auf seiner fahlen Wange brannte ein rotes Mal. Dort hatte des Gültenbauern feige Hand getroffen. Der Büßer wehrte sich nicht. Mit verbissenen Zähnen strebte er mühsam weiter auf seinem Weg. So schoben und stießen sie ihn vor den Berghof.

Den Berghofer hatte das Geschrei und Toben lang vorbereitet. Mit unterschlagenen Armen stand er unter der Haustür. Eine sachte Luft spielte mit seinem Grauhaar; seine Stirn leuchtete weiß. Des Gebirglers Gestalt reckte sich gebietend.

Er war soeben mit seinem Buben einig geworden. Da droben in der Stube saß jetzt ein Brautpaar, und der Alte vom Berghof trug nicht einmal Aerger darob in sich. „Recht vor allem!“ sagte der Hofer; und ob er seines ganzen grimmen Zornes Unwetter über des Sohnes Haupt hatte hingehen lassen, sein letztes Wort war gewesen: „Daß das Mädchen nimmst, versteht sich von selber!“ Etwas wie Freude wallte sogar in des Bauern Herzen. Der Josep hatte gezeigt, daß er seinen Willen durchzuzwingen auch bereit sei und verstehe. Daran fühlte der Hofer die Verwandtschaft.

Der brüllende Haufe näherte sich. Da erkannte der Hofer den Steiner-Lori. Gleich darauf stand

seine Tochter neben ihm. Ihr Gesicht glühte. Mit hartem Griff faßte sie des Alten Hand.

„Das ist der Lori, Vater! Ihr müßt ihm helfen!“ stieß sie heraus.

Dann wandte sie sich in flammendem Zorn gegen das herandrängende Volk.

„Lasset ihn los!“ gellte ihr Schrei.

Aber schon hatte sich der Lori mit einem gewaltigen Ruck frei gemacht. Sein Atem ging in Stößen. Er trat vor den Berghofer. Mit einer Handbewegung, der die Bauern den Gehorsam nicht versagten, wies dieser den Haufen zurück, welcher aufs neue an den Lori wollte.

Da begann der Büßer zu reden. Abgebrochen und scharf tönten die Worte der Selbstanklage.

„Ihr wißt, was ich getan habe! Klagt mich an und sagt mir das Urteil hier vor allen Leuten, oder schickt mich vors Gericht ins Tal!“

„Bindet ihn!“ johlte es aus der Menge.

„Er muß vors Gericht!“ überschrie einer den andern.

Im Getriebe blieb der Berghofer allein ruhig. Wie der grauen Felsen einer hielt der Alte vor dem tobenden Volk. Seine mächtige Stimme zwang den Lärm.

„Seit langen Jahren,“ sagte er, „ist kein Gericht in unser Tal gekommen. Wir haben hier selber Ordnung gehalten! Die Sache soll der Rat entscheiden!“

„Nein! — Ihr müßt sagen, was ihm geschehen soll! Er hat Euern Bub umgebracht, und Ihr habt das Recht!“

Ein Lächeln irrte über des Berghofers hartes Gesicht.

„Der Josep — da ist er,“ sagte er laut.

Eben war der Hoferbub aus dem Haus und an die Seite des Vaters getreten.

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Reihen der Bauern. Fragende Blicke trafen den Noller, der seitwärts gestanden, die Hände in die Taschen versenkt, als hätte er allem als müßiger Zuschauer beigewohnt. Dieser sah plötzlich, daß die Stimmung der Dörfler umschlug. Der Haß riß ihn fort.

„Aber der Lori hat geschossen auf ihn. Mit eignen Augen habe ich's gesehen!“

Eine Weiberstimme hallte dagegen.

„Es ist eine Lüge! Der Schuß ist zufällig losgegangen!“

Die Hofer-Tilde hatte sich vor den Lori gestellt. Ihr Eifer verriet sie. Dem Berghofer ging ein Licht auf. Nun sollte ein Ende werden!

Der Lori wollte reden. Da fragte der Hofer mit schallender Stimme seinen Buben:

„Was hast du zu sagen, Josep?“

Dem war der Kopf noch wirr von Liebesgedanken.

Aber die Lust packte ihn, einem ein Gutes zu tun, und vor allem dem Lori zuerst.

„Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter! Ich habe nichts zu klagen gegen den da! Im Gegenteil — daß ihr's grad wisset — ich heirate seine Schwester!“

Die Andergandner wurden stutzig. Ein Lachen und Kichern hob an.

Der Berghofer spaßte nicht. Er nahm wieder das Wort:

„Wo kein Kläger, ist kein Richter! Der Josep hat recht! — Was ich mit dem Steiner-Lori zu rechten habe, geht mich allein an! Vor Gericht könnt ihr ihn nicht bringen! Verlaufet euch und lasset den in Ruh! Zu danken hat er euch nicht viel Gutes, und fast hätte er das Recht, euch zu verklagen! Verlaufet euch! Und — einmal sollt ihr's doch hören — der da" — er wies mit einer geringschätzigen Gebärde auf den Gültenbauern — „ist fürs Dorf die größere Schande, als der Steiner je gewesen ist!"

Seine Worte hatten wie ein dumpfes Grollen geklungen.

Mit verzerrten Zügen hatte der Roller das letzte angehört. Ehe er antworten konnte, war der Berghofer in sein Haus getreten und hatte dem Lori geboten, ihm zu folgen. Die Tilde und der Josep gingen mit den beiden.

Der Haufe der Bauern stand verblüfft.

Einer trat zu dem Roller heran.

„Du — hast es gehört, was du bist?" fragte er lachend.

Dem seine Spottlust riß die andern mit. Der Gültenbauer hatte ein schlimmes Stehen in der Straße. Er trollte sich von dannen wie ein Begossener. Der heimliche Grimm wollte ihn umbringen.

Droben in der Berghofstube hielt indessen der Hofer Gericht.

Sein Reden klang gedämpft, aber jedes Wort hatte schwere Deutung.

„Wünsche deiner Schwester Glück," wandte er sich an den Lori, als alle in der Stube versammelt waren.

Der Büßer schaute auf die Lici, welche dem Josep im Arme lehnte und auf ihrem Gesicht den Jubel ihres Herzens zur Schau trug. Dann sagte er düster zu dem Bauern:

„Ich ehre Euch dafür, daß Ihr das Recht habt gelten lassen und ich danke Euch um des Mädchens willen!"

Da fuhr der andre fort:

„Das habe ich zugegeben, zu einem andern würde ich nie ‚ja' sagen! Ich denke, ihr zwei versteht mich!"

Sein Blick ging vom Steiner zur Tilde.

Der Lori hob den Kopf. In seinen Zügen zuckte es.

„Uns zwei hat etwas geschieden, das stärker ist als Euer Wort," sagte er schwer. „Ihr braucht nicht Angst zu haben. Nach dem, was Ihr meint, hätte ich die Hand nie ausgestreckt!"

„Desto besser," sagte trocken der Bauer.

Aber die Tilde stand drüben und hielt mit beiden Händen die Lehne eines Stuhles umklammert. Ein seltsamer Ausdruck verklärte ihr bleiches Gesicht. Dann tönten ihre Worte klar und fest durch die Stube wie in unabänderlichem Entschluß:

„Dazu habe ich auch zu reden, Vater! — Ihr seid mir lieb, und Euch Kummer zu machen, ist mir größerer Kummer! Aber hört, was ich sage: Wo der Lori geht, gehe ich auch. Wenn er aus dem Dorfe fort muß wie ein Verstoßener, dann will ich auch nicht anders sein und mit ihm gehen, und wenn

draußen das Unglück über ihn kommt und die Not, will ich sie teilen mit ihm!"

„Geplapper!" fuhr der Hofer jach dazwischen.

„Du hast es gehört, Lori! Und du wirst wissen, was du zu tun hast! Gib dem Mädchen deinen Bescheid!"

„Sie hat meinen Bescheid!" sagte der Lori tonlos. „Bei Nacht bin ich gekommen, bei Nacht gehe ich fort, und meine Spur findet keiner!"

„Hast gehört jetzt — du?" fragte der Bauer die Tilde. „Was sagst du dazu?"

„Daß ich ihn suchen will, so weit die Welt ist!"

Der Berghofer ergrimmte mächtig.

„Und wenn wir dich einsperren?"

„Tobe und lärme ich, bis ihr mich auslassen müßt!"

„Und wenn wir dich binden?"

„Nage ich den Strick entzwei!"

„So gibt's noch Ketten!" schrie der wilderregte Bauer.

Der Josep und sein Schatz traten bittend an ihn. Doch die Tilde stand mit leuchtenden Augen und bangte nicht. Als sollte er ihr Bild nicht mehr vergessen, schaute der Büßer auf sie. Dann aber reckte der sich plötzlich.

„Es ist genug geredet! Sagt mir das Urteil, Berghofer!"

Der Bauer kreuzte die Arme. Er zwang den Zorn. Aber wie Schläge kamen seine Worte.

„Das Urteil — ja dir und der! Hört mich an! — Deine Schwester habe ich aufgenommen, weil sie recht ist trotz allem, und weil's dem Josep seine Ehre

verlangt! Dich, Steiner-Lori, weise ich für immer aus meinem Haus! Dir hat ein schlechter Ruf angehaftet von Jugend an — du hast ihn nicht besser gemacht! Du hast auf meinen Bub geschossen! Aber das Schwerste hast damit getan, daß du mir mein Mädchen abspenstig gemacht hast! Dich jage ich fort, daß du nie mehr sollst mir oder einem von denen, die um mich sind, unter die Augen kommen!"

Vorgebeugten Leibes hatte der Lori gelauscht.

„Es ist gut," sagte er still. „Ich gehe in der Nacht! — Und jetzt behüt' Euch Gott!"

Mit dem schritt er zur Tür. Keiner hielt ihn.

Als seine Tritte im Hausflur verhallten, faßte der Hofer sein Mädchen am Handgelenk und zerrte die Widerstrebende nach ihrer Kammer. Hinter ihr verschloß er die Tür. — —

In selbiger Nacht wanderte der Steiner-Lori am Berghof vorüber zum Dorf hinaus. Diesmal stand kein Licht am Himmel. Mit dem Abend hatte sich bleigraues Gewölk über schimmernde Gründe gespannt. Ein Schneewind wehte. Der Büßer zog und schaute nicht rechts noch links. Bald verlor er sich im Dunkel. Die Andergandner hatten Ruhe.

Vierzehn Tage später kam sein Name freilich noch einmal ins Gerede. Im Dorf war der lahme Peter, ein verkommener Bettler, gestorben. Der hatte seine Seele erleichtert vor dem Verscheiden und gestanden, daß er dem Gültenbauern vor langen Jahren, als er bei ihm auf dem Taglohn gewesen, eine Summe Geldes gestohlen habe.

„So ist's doch nicht der Steiner gewesen!"

Das Wort lief um. Da und dort tat sogar einer ein mehreres und setzte mit einem Seufzer sein „Der arme Teufel!" dazu.

Auch verlor der Gültenbauer noch ein wenig mehr an Ansehen, das ohnehin zum Verwundern plötzlich fadenscheinig geworden war.

Zwölftes Kapitel

Im Höllenloch, der unwirtlichsten Alp des ganzen Landes, stand seit einem Jahre eine Wildhüterhütte. Ein vergessenes Stück lebender Erde, lag die Alm inmitten ewigen Todes. Keine Herde verirrte sich da herauf. Nur die Gemsen ästen auf der Matte. Felstürme umragten diese; darauf ruhte ein schmales Stück Himmel wie auf schwarzen Säulen. Aber die Alp war inmitten der Bannreviere gelegen, und durch die Steinrinnen und Lücken zwischen den Bergzacken gelangte man hinaus zu den wildreichsten Gebieten in der Runde. Die zu begehen war des Wildhüters Aufgabe.

Der hatte sich sein ärmliches Haus selber gezimmert. Es glich der Klause eines Einsiedlers. Ein schutzbedürftiges Häuflein Bretter, lehnte es an einer himmelanstrebenden Steinwand, die dem Sturme wehrte. Von der Hütte überschaute man die stille Alp.

Ein sonderbares Gerede ging drunten im Land von dem Wildhüter. Vor Jahr und Tag war ihm die Stelle zugesprochen worden. Da hatte er seinen Entschluß kundgetan, sich da oben einzunisten. Die Leute schüttelten die Köpfe, aber sie ließen ihn gewähren. Auf starken Schultern schleppte er das Holz hinauf zum Hüttenbau, und mit der Axt in der nervigen Faust fügte er den rohen, aber allem Wetter Trutz bietenden Bau. Dann lebte er sich

ein. Was er zum Leben brauchte, Milch, Brot und Käse, holte er sich in der nächsten Alphütte. Ins Tal stieg er nicht mehr. Selbst als der Winter kam, machte er keine Miene, das Höllenloch zu verlassen. Er holte sich nur mehr Vorräte in seine Hütte. Gewaltige Schneemassen fielen kurz nachher und machten alle Steige zur Alp ungangbar. Da sagte man im Tal den Lori tot. —

Jetzt war des Frühlings Bahnbrecher, der Föhn, auf sausendem Roß durch die Berge gesprengt. Unter den Hufen war der Schnee zerschmolzen. Es aperte. Da zeigte sich's, daß auch der Lori noch lebte. Als die ersten Lawinen mit ihrem Donnern die Berge füllten, meldete er sich im Tal, und daß er wiederum des Hüterdienstes pflege. Scheu und schnell genug verschlich er darauf in sein Bergnest.

Ueber das Höllenloch breiteten sich dämmernde Schleier. Ein fahlrosiger Streif am blaugrauen Himmel verglomm mehr und mehr. Schatten huschten durch die Alm. Es war ein heimliches, lichttötendes Getriebe. Drüben schimmerten die halb schon verwitterten Wände der Hütte in die zunehmende Finsternis; mächtig und schwarz starrte dahinter die Wand auf. In der Holzbehausung erflammte ein roter Schein. In dem einzigen Raum, den dieselbe enthielt, saß der Lori an dem tannenen Tisch, längs dessen eine Bank in die Wand gefügt war. Der Büßer hatte sich verändert. Seine Gestalt war vornübergebückt, und das bleiche Gesicht schien an den Wangen noch mehr eingefallen. Lang wallte ihm ein schwarzer Bart auf die Brust; der gab

ihm ein wildes, fast schreckhaftes Aussehen. Er hielt den Kopf in die Hand gestützt, und seine eingesunkenen Augen irrten unstet. Der Raum, der ihn umgab, war traulich und warm; er enthielt sein Heulager, einen kleinen Herd, Tisch und Schrank. An der Diele hing eine Lampe, und der beinerne Heiland aus der Steinerstube hatte seinen Platz an der einen Wand gefunden.

Eine Weile verging, während welcher das Dunkel über der Alp sich vertiefte. Der Lori stand auf und hängte den Haken der Tür ein. Dann löschte er die Lampe und legte sich.

Indessen kam draußen über die Matte eine Gestalt gegangen. Langsam, wie zum Sterben erschöpft, mit taumelnden Schritten kam es daher durch die Nacht. Der Lichtschimmer der Hütte stand wie ein Stern im Dunkel. Dem schlich das Weib entgegen. Und als es ihn erreicht wähnte, erlosch er.

Der Lori fuhr von seinem Lager auf. Er hatte ein Geräusch vernommen, dem Keuchen eines weidwunden Tieres gleich. Der Hüter lauschte.

„Laß mich ein," erreichte eine Stimme sein Ohr, deren Klang er selbst im Ersterben kannte.

Seine Augen stierten ins Dunkel. Eine lange Weile regte er sich nicht. Doch kein Laut kam mehr. Da fuhr sich der Büßer über die Stirn.

„Ich habe wieder einmal geträumt," raunte er in sich hinein. „Es läßt mich ja nicht mehr los, weder bei Tag noch bei Nacht. Immer meine ich, das Mädchen —"

Er spann den Gedanken nicht aus. Tief drückte

er den glutheißen Kopf ins Heu. So erzwang er den Schlaf.

Ueber dem Höllenloch standen die Sterne. Einer, ein blauweißes Flammenwunder, flirrte über der Hütte. Auf der Schwelle derselben lag das wegmüde Weib, von todähnlichem Schlaf zu Boden gezwungen.

Mild wie das Auge der Barmherzigkeit leuchtete der Stern. — — —

Früh dämmerte der Morgen herauf. Die Berge lohten in rotem Feuer. Der Widerschein flammte in den Fenstern der Hütte. Der Lori erwachte aus traumschwerem Schlummer. Eine Weile später ging er die Hüttentür öffnen. Ein Körper drückte von außen. Kühle Luft strömte in den Raum. Dann schlug zu seinen Füßen ein blonder Kopf auf den Boden.

Ein stockendes „Jesus!" entfuhr ihm. Im nächsten Augenblick kniete er neben dem Mädchen, das, von dem Fall aus der Ohnmacht geweckt, langsam den Oberkörper aufrichtete.

„Lori!"

Als er ihre Stimme hörte, verfinsterte sich sein Gesicht. Er trat scheu von ihr weg.

Da erhob sie sich mühsam. Sie klammerte die Hände an die Tür, daß sie sich aufrecht halte.

„Warum bist gekommen?" fragte er hart.

Sie sah ihn an mit Blicken, die sein Blut in Wellen durch die Adern jagten.

„Ich habe dir gesagt, ich gebe dich nicht los!" stammelte sie.

„Was nützt's!" sagte er. „Hier treibst mich fort, und ich muß mich nur an einem andern Ort verbergen!"

Sie zitterte heftig; aber mit letzter Kraft hielt sie sich noch.

„Weißt, wann ich fort bin — von daheim?"

Er gab keine Antwort.

Da fuhr sie weiter:

„Fast ein Jahr ist es! Ich bin ihnen ausgekommen, so viel sie über mich gewacht haben! Und seitdem habe ich dich gesucht, landauf, landab! Endlich habe ich die Spur gefunden!"

Der Büßer schwieg noch immer. Ein gewaltiger Streit tobte in ihm.

„Aber wir dürfen nicht zusammen!" stieß er endlich hervor. „Denk doch, was zwischen uns ist! Und lauf, Tilde, lauf, so weit du kannst, nur immer fort von mir!"

„Wir müssen zusammen!" sagte sie fest. „Den Vater habe ich verlassen um deinetwillen. Ich wie du darf nicht mehr zurück zum Berghof, ich wie du bin fremd in der Welt! Du mußt mich zu dir nehmen, Lori, oder ich muß verkommen auf der Straße!"

Noch zögerte er.

Da ging ein Glänzen über die östlichen Berge. Ein stetig schwellender Feuerstrom floß himmelhernieder. Er quoll gegen die Hütte; und wie in einer Glorie stand die Tilde. Ihre Gestalt streckte sich; langsam gewann sie ihre Kräfte zurück.

„Lori, weise mich nicht mehr fort!" bat sie zum andernmal.

Der Büßer staunte in die Ferne, wo die Sonne eines neuen Tages sieghaft aus Frühnebeln stieg.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Die Sonne kommt," stammelte er aus seinem Träumen heraus.

Da war die Tilde neben ihm. Sie legten die Hände zusammen. Das Mädchen zog ihn vor den Heiland an der Wand. Wie im Schlafwandel tat er, was sie wollte.

„Wir wollen Hochzeit feiern," raunte sie ihm zu.

So knieten sie denn. Leuchtend strich das Morgengold über ihre Häupter.

Und langsam dämmerte es in des Büßers Seele auf, daß da auf einmal ein Glück in sein armseliges Leben gekommen.

Der „Guet!“

Erstes Kapitel

Du hast dich zu einem Sonderling ausgewachsen,“ sagte der neue Pfarrer von Imboden langsam, und den scharfen Blick der fast stechenden schwarzen Augen auf die mächtige Gestalt seines Gegenübers, des Wildbachtaler Ammanns, gerichtet. Ein Gemisch von Erstaunen und Bewunderung lag in seinem Blick.

Der Talammann richtete sich auf von seiner Schreiberei, die er beim Eintritt des Gastes nur kurze Zeit unterbrochen hatte und neben welcher hin er mit jenem seine Unterhaltung führte. In den Fenstern der geräumigen Stube brannte der Abglanz des Goldlichtes, das um die nahen Firne lohte. Der Schein zuckte über Metters Gesicht, welches er dem Pfarrer zugewendet hatte. Es waren seltsame Züge in diesem Gesicht, starke, kraftvolle Linien, eine jede den zähen, energischen Charakter des Bergbauern verratend und doch wie durchgeistigt von einem fremden, fast hoheitsvollen Ausdruck. Das blonde Haar trat weit von der fast schimmernden Stirne zurück. Unter diesen lagen die Augen tief, zwingend und Vertrauen weckend zugleich. Den Mund und den unteren Teil des Gesichtes verbarg

ein langer, blonder Bart, welcher den Ammann älter erscheinen ließ, als er war. Der war mit dem achtundzwanzigjährigen Pfarrer Mattmann während dreier Jahre auf der Klosterschule gewesen und stand im gleichen Alter mit dem vor kurzem zum Seelsorger von Imboden gewählten und seit acht Tagen im Orte amtenden Geistlichen.

„Meint Ihr, Hochwürden, daß ich ein Sonderling bin?“ klang jetzt Metters Stimme als Antwort auf des Pfarrers Bemerkung. Seine Augen begegneten den forschenden des letzteren; dann glitt sein Blick von den blassen, geistvollen Zügen des Geistlichen und streifte wie sinnend hinaus in den verglutenden Tag. —

„Man hat mir allerlei erzählt von dir, und es hat mich doppelt verlangt, dich wiederzusehen! Ich habe erwartet, dich verändert zu finden nach dem Reden der Leute und — ja — du bist ein Sonderling geworden!“

„Was reden sie denn von mir?“

„Nichts Böses! Im Gegenteil! Fast scheu reden sie von dir, wie von einem, der mehr kann und besser ist als alle um ihn! Du hättest Pfarrer werden sollen! Auf dein Wort hätten die Leute hier gehört!“

„Sie tun's auch sonst!“

„Ja, ich weiß es. Erst ein paar Tage bin ich hier, aber ich habe schon gelernt, wer Meister ist im Dorf und im Tal! Du hast dir einen mächtigen Einfluß zu verschaffen gewußt, Marti! Sogar die Herren von der Regierung müssen damit rechnen, höre ich!“ —

Der Ammann erhob sich.

„Seid Ihr gekommen, mir schöne Worte zu geben, Hochwürdiger?"

Zu seiner vollen Höhe aufgerichtet stand er vor dem Pfarrherrn. Die grobe bäuerische Kleidung, welche er trug, erhöhte nur den Eindruck ungewöhnlicher Kraft, die in seiner Erscheinung lag. Der Geistliche gestand sich, daß der wie keiner gemacht sei, die Geschicke der weltverlorenen Talschaft zu leiten.

„Nein," sagte er ernst, indem er ebenfalls aufstand. „Aber aussprechen möchte ich mich mit dir! Ich muß wissen, wie wir zwei zueinander stehen werden. Talammann und Pfarrer müssen gute Freunde sein!"

Wieder bohrte sich Metters Blick tief und lang in des Pfarrers Auge.

„Ihr werdet zufrieden sein mit mir, Hochwürdiger, ich werde viel bei Euch sein in Eurer Kirche, und vielleicht brauche ich auch Euren Rat hie und da! Auch die andern, die Imbodener zum Großteil, werden Euch gute Pfarrkinder werden! — und wenn Ihr einen Wunsch habt, dürft Ihr nur kommen; wenn ich kann, will ich Euch schon — —"

Der Pfarrer unterbrach ihn.

„Das will ich nicht wissen, oder vielmehr das weiß ich schon, aber" — er trat einen Schritt näher — „Marti, wir sind wie zwei Brüder gewesen zusammen auf der Schule und, nachdem die Wahl der Imbodener auf deinen Wunsch hin auf mich gefallen ist und ich mich entschlossen habe, hierherzukommen, da habe ich ganz besonders auch gehofft,

in dir noch den Alten zu finden, den fröhlichen Metter-Marti, mit dem so gut umzugehen gewesen ist. Statt dessen ist etwas Besonderes an dir, etwas Fremdes, das einen ganz kalt anweht. Du bist höflich und freundlich gegen mich, aber doch nur, wie du zu jedem Fremden sein magst! Was ist über dich gegangen, Marti?"

In der Miene des Bauern zuckte keine Muskel bei den eindringlichen Worten des andern; nur die Hand, die sich auf den nahen Tisch stützte, ballte sich zur Faust, als gälte es durch das Zusammenkrampfen der Finger eine Erregung zu bewältigen.

„Seit unsrer Schulzeit sind zehn Jahre vorbei, und viel liegt dazwischen! Es würde wohl mehr als einer lachen, wenn der Pfarrherr von Imboden und der Metter noch so sorglos miteinander durch dick und dünn gingen wie damals. Aber" — schwer legte sich plötzlich des Ammanns Hand auf den Arm des Geistlichen — „es tut mir leid, daß ich Euch fremd vorkomme und daß Ihr Euch nicht wohl fühlt bei meinem Empfang! Ihr müßt nicht zürnen, ich habe das ‚Liebhaben' von dazumal verlernt und kann nur den guten Willen zeigen! — — — Halt! Redet nicht dazwischen! Vielleicht sage ich Euch einmal, was mich anders gemacht hat! Für heute nur das: Ihr seid ein Frommer und ein Guter, es ist Euer Handwerk, das zu sein! Ich trage den schwarzen Rock nicht, aber ich habe mir als Ziel gesetzt, auch so einer zu werden, der dem Herrgott allzeit seine Abrechnung vorlegen darf! Dazu gehört aber, daß man über sich selber Herr ist, so daß alles Wünschen und Hoffen und

Liebhaben vom eignen Willen abhängt! Die Macht, Hochwürdiger“ — Metters Stimme dämpfte sich zu einem Flüstern — „die Macht habe ich über mich!“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Weißt, wie ich dich so sehe, hätte ich dich lieber wieder wie vor Jahren, übermütig, mit dem schlimmen Jähzorn selber an dir, lieber als so starr und unzugänglich, ein Mensch, von dem die Leute reden wie von einem Heiligen und vor dem sie doch eine geheime Scheu haben! — Nimm dich in acht, Marti! Was dich so gemacht hat, mag der Himmel wissen; aber der Schein von Unfehlbarkeit, mit dem du dich vor den Bauern umkleidet hast — auf den könnte einmal ein Schatten fallen! Jetzt hält er dich auf der Höhe, die deinem Ehrgeiz schmeichelt, aber — Versuchung kommt jeden manchmal an; und wenn sie dich niederzwänge, da würde — —“

„Der Heilige ein Scheinheiliger, vor dem die Leute ausspucken täten, darum, daß er sie so angeführt hat! Seid ruhig, Hochwürdiger, ich bin meiner selber sicher!“

Hart und höhnisch waren des Ammanns Worte in die Stube gefallen; im nächsten Augenblick fuhr er in völlig verändertem, gewinnendem Tone weiter:

„Ich wiederhole es, versucht es nur, Ihr sollt zufrieden sein mit mir, und wir wollen schon zusammenstehen zum Wohl vom Tal. Es soll eine Freude sein für mich, mit Euch zusammen zu arbeiten zum Guten des Dorfes und der Talschaft!“

Er streckte seine Rechte dem Pfarrer hin. Willig legte der die seine hinein.

„Ich denke, ich muß dich zuerst wieder verstehen lernen," sagte er nachdenklich.

Dann wandte er sich zum Gehen.

Bis hinaus auf den Flur geleitete ihn der Ammann. Dort schieden die beiden.

Zweites Kapitel

Ueber das Wildbachtal schlich sich der frühe Herbstabend. An den mächtigen Gebirgsstöcken, welche das breite Hochtal begrenzten, erlosch das Spätrot. Düster starrten die Felsenpyramiden des Wildspitz und der Flühnen, fahl das Eishaupt des Abendstockes in den sich verdunkelnden Himmel. Die tote Ruhe des Hochgebirges lag über der Landschaft und auf den drei Dörfern, welche den Wildbachtaler Bezirk bildeten. Nur der Bach, von welchem die Talschaft den Namen trug, brach die Stille und toste ein eintöniges Lied in das Schweigen. Der war eigentlich mehr Fluß als Bach. Wo die Berge im Süden sich schlossen, am Rotgletscher, hatte er seine Quelle und wuchs und wuchs. Am höchstgelegenen Ort Alp, dann am tieferliegenden Zumdorf vorbei schoß er wie ein Sturmwind in die Imbodener Ebene und wälzte seine Wassermenge an Imboden vorüber und durch die unwirtliche Felsenenge der Schlucht talwärts.

In den Häusern von Imboden, dem zweitausend Seelen zählenden Hauptort des Tales, glühte Licht um Licht auf. Wie eine gespenstige Insel lag der Ort in den weiten bergumschlossenen Matten. Ein Haus schimmerte weiß in der Mitte des Dorfes, ein großes, schmuckloses Steingebäude. Das nannten die Bauern das Rathaus, dort wohnte der Talammann.

Der Metter saß noch vor seiner Arbeit, die er vor einer halben Stunde seines Gastes, des Pfarrers, wegen unterbrochen hatte. Das Licht einer Hängelampe hellte die große Stube und erhöhte das Trauliche des Raumes. Weiße Vorhänge schmückten die vier Fenster, die auf die Hauptgasse des Dorfes schauten. Ein langer, viereckiger Tisch, eine Menge Stühle, ein Ofen aus Serpentin, wie er in der Nähe des Dorfes gebrochen wurde, eine schwere, harthölzerne Truhe und ein einfacher Nähtisch an einem der Fenster bildeten neben dem gewaltigen altmodischen Schreibtisch des Ammanns die Einrichtung der Stube. Ueber dem ganzen Raum lag trotz aller Einfachheit eine gewisse bäurische Vornehmheit, wie sie von dem Ammann selber ausging.

Ihn störte in seiner Schreiberei ein Klopfen an der Tür. Auf ein gemessenes „Ja" öffnete sie sich und ein junger Bauer trat ein, der bescheiden in der Nähe des Eingangs stehenblieb.

„Was gibt's, Gemeindeschreiber?" fragte der Ammann.

Dem blondhaarigen Burschen schoß das Blut in das hübsche Gesicht, während er einen Brief aus der Tasche zog und, näher tretend, ihn Metter reichte.

„Ich komme vom Rat. Sie wollen uns im Tal unten den verlangten Beitrag an die Lawinenverbauung ob der Imbodener Luke nicht geben! Und ohne den können wir doch nicht bauen! Die Arbeit muß aber gemacht werden, ehe es Winter wird! Seit die Laui[1]) das letzte Jahr dort das

[1]) Lawine.

Stück Wald niedergelegt hat, ist im Langsi[1]) kein sicheres Sein mehr in den Häusern am Bannwaldberg. Ihr wißt es, Talammann!"

Dieser hatte den Brief der Regierung, den ihm der junge Bauer überreicht hatte, überflogen. Eine Falte grub sich in seine Stirne.

„Kasse zu stark in Anspruch genommen," murmelte er in sich hinein. „Immer das alte Lied; für uns haben sie nie etwas! — Aber," wandte er sich an den Schreiber, „was meint der Rat?"

„Sie schicken mich zu Euch, ob Ihr nicht noch einmal vorstellig werden wollt bei der Regierung?"

Nachdenklich stützte der Ammann den Kopf in die Hand.

„Das Werk soll fünftausend kosten?" fragte er dann.

„Ja," bestätigte der andre. „Dreitausend Franken kann die Gemeinde zahlen."

„Zweitausend Franken habt Ihr also verlangt von den Herren?"

Der Schreiber nickte.

Einen Augenblick schien der Vetter zu überlegen.

„Es ist eine böse Stelle da oben; es muß etwas gemacht werden," sprach er vor sich hin. „Aber das Geld bringen die Imbodener nicht auf!"

Dann sagte er laut:

„Es wird nichts nützen, noch einmal an die Regierung zu schreiben. Die geben jetzt nichts; vielleicht können sie's nicht! — Aber sage dem Rat,

[1]) Lenz, Frühjahr.

Rudi, sie sollen nur anfangen zu bauen! Fürs Geld, das noch fehlt, will ich sorgen."

Des Burschen Augen leuchteten. Die ehrliche Bewunderung strahlte ihm daraus.

„Ihr zahlt's wieder selber, Talammann, ich weiß es! Herrgott, was Ihr fürs Dorf tut, tut keiner mehr! Ihr seid — — —"

Plötzlich stockte er. Eine helle Flamme schlug ihm ins Gesicht. Drüben war eine Nebentür gegangen; daraus trat ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, ein schlankes, blondes Ding, dem man von weitem ansah, daß es dem Ammann anverwandt war.

Der wandte sich zu ihr.

„Was hast wollen, Beate?"

Da erst bemerkte sie den Tanner-Rudi. Auch in ihrem zarten, schönen Gesicht stand leise Verlegenheit.

Sie wollte sich abwenden.

„Bleib hier," sagte der Ammann.

In seinen ernsten Zügen zuckte es wie stille Fröhlichkeit; er hatte das Erröten der beiden bemerkt.

„Und gebt einander doch die Hände," fuhr er fort. —

Schweigend legten die zwei die Hände zum Gruß zusammen.

Den Rudi überkam es wie ungestüme Dankbarkeit.

„Er hat schon wieder ein Opfer gebracht fürs Dorf," drängte es sich ihm über die Lippen. Er zeigte auf Metter.

Die Beate trat zu dem Dasitzenden. So noch überragte sein Haupt sie. Schmeichelnd legte sie

die Wange an die seine, und er strich ihr liebkosend über das Goldhaar. Fast barsch aber sagte er zu dem Rudi: „Was geht das das Mädchen an?“

Dann vollendete er freundlicher:

„Du meinst es gut, aber ich will nicht gelobt sein! — Geh jetzt! — Oder hast noch etwas zu sagen?“

Da wandte sich der Schreiber und wünschte gute Nacht. Ein heimliches Grüßen ging noch zwischen ihm und dem Mädchen, ehe er die Tür hinter sich schloß.

„Er ist ein Braver,“ sagte der Ammann, als die Türfalle einschnappte. Er bog der Schwester den Kopf zurück, daß er ihr voll ins Gesicht sah. Wieder wurde sie rot und wußte nichts zu sagen.

„Hast ihn gern, Beate?“ fragte er weiter. Die Frage kam ihm aus dem Herzen herauf und klang fast feierlich.

Da tönte eine harte Stimme hinter den beiden.

„Rede dem Mädchen keinen Unsinn vor!“

Das war die Staldenbäuerin, die Mutter der zwei. Unbemerkt war sie aus dem Nebenzimmer in die Stube getreten.

Die Geschwister erhoben sich, ängstlich fast das Mädchen, ohne Erregung der Mann. Freundlich schaute der auf das hohe, schwarzgekleidete Weib, und es war, als lese sie in dem Blick die Erwiderung auf ihren Vorwurf. Sie schwieg einen Augenblick und drängte ein hastiges Wort zurück.

Auf einmal sagte sie:

„Geh hinüber, Beate, der Marti und ich haben Geschäfte!“

Schweigend gehorchte das Mädchen. Hinter ihr schloß sich die Tür.

Die Bäuerin war im Zimmer hin und wieder gegangen. Der Boden knirschte ein paarmal unter den schweren Tritten. Alles an der Frau zeugte von rauher Kraft, so die arbeitsharten Hände, mehr noch das starkknochige, gelbblasse Gesicht. Zwei machtvolle Augen brannten schwarz darin. Den Kopf schmückte volles, schneeweißes Haar. Die Frau führte das große Hauswesen. Sie hatte eine feste Hand. Knechte und Mägde mußten auf der weiten Stalden, dem größten Gut im Hochgebirge, gehorchen lernen ohne Widerspruch. Selbst der „Herr" war gelinder als die Bäuerin.

Die Frau blieb auf einmal vor ihrem Sohne stehen. Der lehnte an seinem Schreibtisch. Er hatte die Arme gekreuzt und wartete, daß sie reden werde.

„Die Sepha ist wieder da," sagte sie kurz, plötzlich. Dabei war es, als spähe sie ängstlich nach einer Veränderung in des Ammanns reglosem Gesicht.

„So!" sagte der still.

Nur die Lider waren auf eines Pulsschlages Länge über seine Augen gesunken, sonst war keine Bewegung an ihm.

„Bist sicher, daß es dich nicht mehr kümmert?" forschte die Bäuerin.

Er schritt zum Stuhl an einem der Fenster und schaute in das Dunkel hinaus. Drüben ragten die Flühnen in schwarzzackigen, gespenstischen Umrissen.

„Was sollte es mich kümmern nach den drei Jahren?" sagte er in gleich erregungslosem Ton.

Die Bäuerin ließ nicht nach. Ihre Auge hing an ihm, als sollte ihr Blick ihm in die Seele gehen.

„Du hast sie aber gern gehabt!"

„Und habe sie zur Frau nehmen wollen! — Aber — du weißt doch, daß nichts daraus geworden ist!"

„Jetzt ist aber — der Vater tot!"

„Aber du stehst da, Mutter!"

Seltsam sagte er das.

Da kam es plötzlich wie Leidenschaft über sie. Ihre Hände ballten sich. Fast zitternd vor Erregung stand sie vor ihm.

„Ja — und das habe ich dir sagen wollen: Heute noch, Marti, wie vor drei Jahren denke ich heute noch! — Und nimm dich vor dem Mädchen in acht, wenn du deine Mutter gern hast!"

Er hob den Kopf und schaute über sie hin. Hochmut lag in der Bewegung. Seine Stimme stach furchtbar ab gegen die ihrige, sie war kalt, unnatürlich ruhig.

„Weißt denn nicht mehr, Mutter? — Da in der Stube war's doch! Dort stand der Vater und ich vor ihm! Und ich habe gebettelt um — daß er mir die Sepha lasse! Und dann bist du gekommen! Und er hat angefangen zu reden — weißt noch, wie er geredet hat? — Und du hast das Beste gewußt, das von der Sepha ihrer Schwester! Und so habt Ihr zwei gestritten gegen mich; und daß ich Euch das Jawort nicht abzwinge, habe ich lernen müssen! Dann habe ich meine Wege gehen wollen — im Groll! — Und wieder bist du gewesen, Mutter! Weißt noch? Ist dir denn keine Pflicht

heilig? hast gesagt! Und da hat's mich gepackt! Ich bin geblieben! Der Sepha habe ich abgesagt!"

Es war doch, als ränge sich das letzte schwerer von ihm. Leiser fuhr er fort:

„Dem Vater freilich ist's nicht genug gewesen! Der reiche Staldenbauer hat dem armseligen Hängigutbauern eine alte Schuld gekündet, gleichviel, ob der sie Jahr für Jahr pünktlich verzinst gehabt hat! Es ist eben der Sepha ihr Vater gewesen! — Und als der Fenner nicht hat zahlen können, hat er ihn weggebracht von seinem kleinen Gut! Ich aber habe zugeschaut und nicht gemuckst, weil — nun, weil ich halt überhaupt kein Recht mehr gehabt habe, dem Fenner zu helfen!"

„Und jetzt schimpfst über den Vater — jetzt," sagte fast drohend die Metterin.

„Ich schimpfe nicht! Du siehst doch, daß ich so ruhig bin! — — Aber," aufstehend trat der Ammann einen Schritt gegen die Mutter, und voll zitternden Vorwurfes fragte er: „Wo ist das Recht gewesen und wo das Unrecht? Wenn du eine andre Antwort weißt, Mutter, so sag's!"

Aufs neue flammte sie auf.

„Es ist das alte Lied! Du hast die Leidenschaft noch in dir! Du stehst zu denen dort gegen uns, gegen deine Mutter! O du — du — —"

„Nein!"

Schneidend in seiner Schärfe klang das Wort in ihre heftige Rede. Sie schwieg davor. Da kreuzte er wieder die Arme und sprach ruhig wie vorher.

„Ich sehe schon, ich muß dir weiter erzählen! — Nach einem Jahr ist der Vater gestorben am Fieber,

und — sonderbare Welt — vierzehn Tage später hat sich der Fenner an der gleichen Krankheit zum Sterben gelegt. Sein ältestes Mädchen, die Trini, ist in die Fremde gegangen mit ihrem Kind, das keinen Vater hat, und die Sepha hat sich unten im Tal verdungen. — Nach einem halben Jahr haben sie mich zum Talammann gemacht an des Vaters Stelle, und seitdem — das will ich dich jetzt fragen, Mutter, haben seitdem das Tal oder die Gemeinde oder du über mich zu klagen gehabt?"

Seine Stimme klang höher, dringender.

„Mutter, habe ich seitdem einmal nicht meine Pflicht getan?"

Die alte Frau hatte sich in einen Stuhl gesetzt. Sie faltete die Hände im Schoß und senkte den Kopf.

„Ja, ja," sagte sie stockend, „ein Rechter bist geworden, mehr als ein Rechter! Den ‚Guet' heißen sie dich im Dorf! Und du verdienst es! Du lebst für alle, nur nie für dich! Was deine Hände tun, ist gute Tat, und was deine Zunge redet, ist Gutes und nur Gutes! Für Gemeinde und Tal schaffst und setzest deine Kraft ein bis zum letzten und für uns, für dein Haus, sorgst, wie keiner sonst sorgen würde! — Ja, Bub, ich möchte zu dir aufsehn und dir sagen, wie stolz ich auf dich bin! — Und doch — siehst, ich kenne dich so viel besser als alle andern, und ich sehe tiefer in dich und sehe, daß du doch ein schwacher Mensch bist, trotz all deinem mächtigen Willen! Und ich sehe, daß die Liebe lebendig ist in dir, die alte Liebe, die deiner so unwürdig ist! — Und seit die beiden zurückgekommen sind, die Trini und die Sepha, die

Trini schlechter noch, als sie gegangen ist, und die Sepha vielleicht nicht — — —"

„Mutter!"

Es war nur ein hastig hervorgestoßener Ton, aber er warnte sie, daß sie nicht sage, was ihr auf der Zunge gelegen hatte.

Sie vollendete:

„Seitdem habe ich Angst um dich, Bub!"

Das kam wie Flüstern von ihren Lippen. Der dort hatte die rauhe, starke Mutter nie so gesehen. Er trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter.

„Brauchst nicht Angst zu haben," sagte er langsam und sonderbar. „Siehst" — mit einer unsicheren Handbewegung gab er seinen Worten Nachdruck — „sogar, wenn ich wollte der Sepha wieder nahe gehen, glaubst, die wäre nicht zu stolz? Glaubst, die wollte noch einmal etwas von mir wissen?"

Die Bäuerin stand auf und schüttelte seine Hand ab. Alle Weichheit war von ihr gewichen. Ein Winkel ihres Mundes zog sich in bitterem Hohn nach unten.

„Die!" sagte sie. „Dem Talammann verlohnt sich schon mehr als einmal nachzulaufen!"

Er brauste nicht auf, sondern wandte ihr nur voll das Gesicht zu.

„Ich kann dich nicht belehren, Mutter," sagte er.

Sein Blick zwang auch sie. Ihre Stimme klang fast unsicher.

„Ich habe dich jetzt gewarnt, richte dich danach!"

Damit ging sie hinaus.

Der Ammann öffnete ein Fenster, als verlange ihn nach Luft. In Sinnen verloren starrte er lange

in die Nacht. Ruhig, menschenleer lag die Dorfstraße; aus den nächsten Häusern zuckten Lichtstrahlen auf die Gasse, schwarz ragten die Umrisse der fernen Gebäude aus dem Dunkel. In all denen waren wenige, die der am Fenster sich in den zweieinhalb Jahren seiner Amtsführung nicht durch irgendeine Guttat verpflichtet.

Metters Gedanken irrten in diesem Augenblick ab. Hinter den Felszacken der Flühnen hellte sich der Himmel; weiß gleißte es hinter den Steintürmen. Der Mond ging auf. Und der Ammann starrte in die Silberflut, die taleinwärts floß. Ein bleiches, junges Gesicht mit großen, dürstenden Augen tauchte plötzlich aus dem schimmernden Glast. Das schaute ihn an — immer lieber — immer trauter — und jetzt —

Halt!

Klirrend schloß er das Fenster. Der Boden zitterte unter den Tritten, mit denen er die Stube maß; und seine Hände ballten sich, daß die Nägel ins Fleisch drangen. So zwang er seine Gedanken nieder.

Drittes Kapitel

Das letzte Haus an der Straße nach Zumdorf war keine Zierde für Imboden. Baufälliges Mauerwerk, das einen niederen Stall bildete, trug über sich die brettergefügten Wohnräume des einzigen Stockwerkes, welches das Haus enthielt. Unter dem moosüberwachsenen Schindeldach lugten drei halbblinde Fenster auf die Straße, ebensoviele seitwärts zur Linken; die übrigen Wände waren undurchbrochen. In diesen Tagen schaute dennoch mancher, der vorüberging, an der verwitterten Front hinauf. Das Haus hatte neue Insassen bekommen. Bislang hatte drinnen die alte Fennerin allein gehaust, eines verarmt gestorbenen Kleinbauern Schwester, welche ihr Leben seit Jahren auf Taglöhnen fristete. Seit einigen Tagen bot die Hütte auch den Töchtern jenes Bauern, die mehr als zwei Jahre dem Dorfe fremd gewesen waren, Obdach. Die Fenner-Marie war es zufrieden gewesen, daß die beiden Verwandten sich bei ihr einwohnten. Nach der Trini zwar hatte sie kein Verlangen, aber die Sepha, der hätte sie nimmer das Haus verschließen können.

In der jeden Schmuckes baren Wohnstube saßen die drei Frauen beim Mittagbrot. Kahle, unbemalte, vom Alter braune Wände bildeten das trübe, unwohnliche Gemach. Ein paar tannene Stühle standen am Tisch und an den zwei Fenstern, und ein wackliger Schrank brach die eine Ecke. Ueber der

Tür hing ein beinerner Heiland. Weiß schimmerten die Glieder des Marterbildes im dunkeln Holz.

Durch die Fenster stahl sich die bleiche Helle des Tages und fiel auf den Tisch der drei Frauen. Das karge Mahl, Kartoffeln und Käse, war halb verzehrt. Die Trini legte das Messer hart beiseite und stützte die Ellbogen der runden Arme, von denen die Aermel zurückgestreift waren, auf die Tischplatte. Ihr hübsches leichtlebiges Gesicht mit dem vollen, sinnlichen Mund trug einen Ausdruck von Weichheit, der ihm wohl stand und das Mädchen jünger aussehen machte als die fünfundzwanzig Jahre, die es zählte. Aber in den Mundwinkeln lag ein häßlicher Zug; der redete von Genußsucht und Charakterlosigkeit und verriet die Trini. Der Hängigutbauer, ihr Vater, war ein grundbraver Mann und im Dorfe wohlgelitten gewesen; aber sein ältestes Mädchen hatte seinen Namen verunehrt kurz vor seinem Tod. Das vergaben die strengrechtlichen Bergbauern nicht. Die Trini aber — so war das Gerücht ihr vorausgegangen — war im Tal unten nicht besser geworden. Kein freundlicher Empfang wartete ihrer bei ihrer Rückkehr in Imboden. Und der Schatten, der auf sie fiel, streifte die Sepha.

Die zählte kaum zwanzig Jahre, aber ein tiefer Ernst war in ihren blassen, unregelmäßigen Zügen; und in die Stirn, in die das blonde Haar sich ringelte, grub sich eine Falte, welche dem Gesicht fast etwas Verbittertes gab.

Sie blickte zur Schwester hinüber, als diese hastig und verdrießlich ihre Mahlzeit beendet hatte.

Die Sepha war nicht schön, aber ein zwingender

Reiz lag doch über dem feinen, wenig bäurischen Gesicht, und die blauen Augen darin hatten einen feuchten Schimmer. Sie hatten es dem Metter-Marti vor Jahren angetan.

Die Trini las den Vorwurf darinnen, als sie dieselben jetzt auf sich gerichtet fühlte. Unwirsch schob sie den Stuhl zurück und stand auf.

„Was hast denn? So iß doch!“ sagte die Sepha.

Da brach die andre los:

„Ja, ich und essen! Die haben mir mein Essen schön gewürzt drin im Dorf! — Ueberhaupt, warum hast mir denn nicht Ruh' gelassen in der Stadt? Warum hast mich denn heraufgeschleppt in die Einöde? — Arbeiten soll ich? Meinetwegen! Ich will schon! Aber die wollen nicht!“

In hellem Zorn schüttelte sie die Faust gegen das Dorf hin.

Derweil saß die Fenner-Marie stumm in ihrer Ecke, und ihre braunen, hageren Hände brachen mechanisch Krume um Krume ihres Brotes. Ihr faltiges Gesicht war der Sepha zugewendet. Die kleine dürre Alte mit dem spärlichen Grauhaar und den noch immer lebhaften Augen hatte an der einen Narren gefressen.

Eben stand die Sepha auf. Als sie sich zu ihrer schlanken Höhe aufrichtete, überragte sie die Trini um einen vollen Kopf. Sie blieb am Tische stehen und sagte langsam, herb:

„Warum ich dich heraufgezwungen habe, wirst wohl selber wissen! — Was das andre ist — hast denn um Arbeit gefragt im Dorf?“

„Eben ja,“ murrte die Trini.

„Warum bist gegangen? Es hat dich keiner geheißen! — Ich hätte das schon besorgt!“

Eine leise zitternde Hand legte sich um des Mädchens Arm.

„Laß nur mich machen, Seppeli,“ sagte die Alte. „Ich will schon Arbeit bekommen für dich — — für euch!“

Die Sepha drückte die Finger der alten Frau. Die Augen wollten ihr übergehen.

„Ihr seid so gut, Bäsi, ich danke Euch,“ stammelte sie. Ueber das Gesicht der Alten zuckte die helle Freude.

„Mach keine Worte,“ sagte sie. „Wir wollen's schon recht haben beisammen. Während ihr näht und schafft, halte ich das Haus und im Sommer den Garten in Ordnung.“

Vom Fenster aus, an das sie getreten war, winkte plötzlich die Trini den Frauen. Sie hatte den Flügel aufgerissen und wies auf die Straße.

„Ist das nicht der Vetter?“ fragte sie.

Die mächtige Gestalt eines Bauern schritt am Hause vorüber aus dem Dorfe. Aufrecht, wie einer, der das Befehlen gewohnt ist, ging er einher. Ein langer, blonder Bart fiel ihm auf die breite Brust. Das Gesicht schattete der grobe, schwarze Filzhut. Nicht einmal schaute er nach dem Fenster, an dem die drei Weiber standen.

„Das ist der Talammann,“ sagte die Fennerin, als jener außer Hörweite war.

Die Sepha preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Er hat es weit gebracht in der kurzen Zeit,“

sagte die Trini gleichgültig und schielte spöttisch nach der Schwester.

Der Fennerin aber schien auf einmal die Zunge gelöst. Sie fing an, von dem Talammann zu erzählen. Sein Lob sprudelte ihr vom Munde. Wie von einem höheren Wesen redete sie von ihm.

„Mehr als einmal ist er letzten Winter bei mir gewesen, als ich krank war. Den Doktor hat er mir geschickt, und die Christen-Vroni hat mir abwarten müssen auf sein Geheiß, und Essen und Trinken ist mir ins Haus gekommen, und alles hat nichts gekostet, gar nichts! — Nur" — über das Gesicht der Alten flog ein Schatten — „als ich ihm habe danken wollen, da hat er mir nicht Rede gestanden. Fast weh hat es mir getan! — Aber so ist er immer! — Vor vier Wochen hat es gebrannt beim Schmied Lori. Ihr werdet wohl die schwarzen Mauerreste gesehen haben. Ich bin auch hingelaufen damals. Mitten in der Nacht ist es gewesen. Lichterloh hat das Dach gebrannt, als der Lori und seine Leute aufgewacht sind. Mit knapper Not haben sie Zeit gefunden, in die Kleider zu fahren; dann haben sie heraus gemußt. Währenddessen haben unten die Bauern gerettet, was sie haben können. Aber der erste auf dem Platz ist der Ammann gewesen. Und auf einmal, wie die Dachsparren krachen und der Dachstuhl bis auf ein paar Balken einsinkt, schreit der Lori: ‚Jesus Maria, die Mutter ist nicht da!' — Die Funken sind aufgestoben, und das Feuer ist größer geworden, und die eine dünne Seite der Mauer hat sich nach innen geneigt. Aber niemand hat sich getraut, die Alte herauszuholen, keiner, auch

der Lori nicht; den hat seine Frau nicht weggelassen. Dann ist im Feuer ein Sprühen und Flammen angegangen, daß ein jeder hat sehen können, wie inwendig der Brand neue Nahrung gefunden hat. Und krummer ist die Mauer geworden und — plötzlich — hat es einen Krach getan, daß einem das Herz still hat stehen wollen. Kreischend ist alles auseinander gestoben wegen dem Funkenregen — und da — auf einmal — als sei er durchs Feuer und den Qualm und die fallenden Steine gekommen — ist der Metter unter uns gestanden und hat die halbtote Frau im Arm gehalten. Er ist schwarz im Gesicht gewesen und überall versengt, aber — es ist ein Wunder gewesen! Es hat ihn keiner hineingehen sehen ins Haus — und — — Er ist ein Sonderling, nicht wie die andern, wenn er auch ein Imbodener ist!"

Leiser hatte die Fennerin das letzte gesagt, als brächte sie ein Geheimnis aus.

Die beiden Mädchen hatten schweigend zugehört. Wieder schaute die Trini höhnisch nach der andern. Die hatte die Hände ineinander verschlungen und staunte ins Leere.

„Hat er dir nicht einmal schön getan, der Große, Sonderbare, du — Sepha?" fragte die Trini mit beißendem Spott.

Die Sepha fuhr auf.

„Nein!" sagte sie mit fahlen Lippen.

Dann ging sie aus der Stube.

Die Fenner-Marie warf der Trini einen bösen Blick zu und folgte der Hinausgegangenen.

Hinter den beiden klang Trinis häßliches Kichern.

Viertes Kapitel

Das Tal feierte. In Imboden läutete es zum Sonntagmorgengottesdienst. Kurz und hart tönten die Schwengel an das Erz der drei Glocken, aber der kühle Herbsthauch faßte den Klang und trug ihn weiter durch die blaue Luft gegen den Abendstock. Den umflammte das Rotgold der emporsteigenden Sonne. Der Gletscher lag noch im Schatten, aber hoch oben über dem Eisgrat floß schon die güldene Flut. Und in der Runde ragten die Steinsäulen des Gebirges, von Neuschnee überzuckert, still und groß, wie in ein Weihekleid gehüllt.

In den strahlenden Morgen hinein schritt die Metter-Beate. Das Dorf lag hinter ihr. Ueber reifverschleierte Matten stieg sie bergan, gelbgewordener Ranft entgegen, an deren oberem Saum spärlicher, düsterer Wald aufstarrte. Barhäuptig, mit hellen Augen und das Gesicht vom Frühwind gerötet, wanderte sie aufwärts. Ein einfaches blaues Kleid umschloß die junge Gestalt. Die Hände hielt sie gefaltet im Gehen, sie betete, während sie den Gottesdienst im Dorfe verfehlte. Die Glockenklänge zitterten über ihr Haupt.

„Beate!“

Der Name kam wie ein Jauchzen an des Mädchens Ohr. —

Zur Rechten ihres Weges, auf einem Hügel, lag ein reiches Gehöft, ein mächtiges, wetterbraunes

Bauernhaus mit drei Ställen. Sauber, vornehm stand der Reinhof auf der Höhe und beherrschte das Dorf. Auf dem saß der Tanner mit seiner Frau und drei Buben, der reichste Mann vom Dorf neben denen vom Staldengut, und einer, der ein Wort mitredete im Dorfrat. Sein Jüngster, der Rudi, ein gutgeschulter Bursche, war Schreiber in Imboden. Der schaffte tagsüber auf der Kanzlei des Dorfes. Die Brüder halfen dem Vater den weiten Grundbesitz bewirtschaften.

Das Mädchen hatte den Kopf nach dem Hof gewandt, von woher der Ruf geklungen hatte. Aus der Zaunumfriedigung desselben trat der Tanner-Rudi im Festtagskleid, einen runden Hut auf dem vollen Haar, zum Kirchgang gerüstet. Auf dem schmalen Fußpfad, den sie soeben betrat, kam er der Beate entgegen.

„Wohin willst, Mädchen?" rief er herüber, lang ehe sie beisammen standen.

Mit ein paar Sprüngen über den fallenden Weg hatte er sie erreicht, und mit lustigen, sorglosen Augen schauten sie einander an. Die Hände legten sie hier draußen wie gute Kameraden zusammen.

„Wohin willst?" wiederholte der Rudi seine Frage.

„Ich muß auf die Abendalp. Ich habe etwas droben in der Alphütte vergessen, als wir zum Tal gefahren sind vor drei Wochen. Das will ich holen, bevor es einschneit!"

„Ich komme mit!" sagte der Rudi kurzweg.

Aber die Beate schüttelte den Kopf.

„Was denkst! — Da hätten die zu reden im Dorf!“

„Laß sie reden! Wir gehören ja doch zusammen!“

„Wer gehört zusammen?“

Um den Mund des Mädchens zuckte es verräterisch von verhaltenem Lachen.

„Nun, du und ich!“ sagte der Rudi ernsthaft und versuchte ihren Blick mit dem seinen zu bannen.

„Wenn du nur meinst!“ rief sie spöttisch. „Zuerst mußt mich haben!“

Und mit der Leichtigkeit des Grattiers eilte sie über den steilen Fußpfad aufwärts und ließ den Rudi stehen.

Der machte für einen Augenblick ein Gesicht, als wäre ein kalter Wasserstrahl über ihn ergangen. Von der Höhe aber ertönte das Kichern der Beate. Sie hatte den Waldrand erreicht, der Pfad wollte sich zwischen den Bäumen verlieren. Fast erwartungsvoll schaute sie sich um. Da kam es wie Erleuchtung über den Burschen.

„Warte, dich hole ich!“ jauchzte er hinauf.

In gewaltigen Sprüngen folgte er ihr.

Sie machte ihm die Jagd schwer. Durch die schweigenden Tannen rannte sie bergan, als sollte es ums Leben gehen, und erst, wo der Wald in verkümmertem Baumwuchs endete und der weiche Alpgrund begann, holte er sie ein. Ihr Atem flog, die Wangen brannten ihr; sie wehrte sich nicht mehr, als er sie mit beiden Armen umschlang.

„Wem gehörst jetzt, Mädchen?“ fragte er, noch keuchend vom Lauf. Aber auch etwas andres zitterte in der Frage.

Und die Weite schwieg. Wo die zwei standen, war ein versteckter Ort. Niemand störte sie. Nur die Fackel des Tages flammte höher und übergoß sie mit warmem Schein.

Sonntagsweihe ging um.

Der Beate wallte eine fremde Stimmung im Herzen auf. Noch immer hielt der Rudi sie fest. Jetzt schaute sie zu ihm auf, und ihre Arme legten sich um seinen Hals, eng, enger. Die zwei küßten sich. —

Vom Dorf summte halbverloren das Auszittern des letzten Meßglockenschlages herauf.

„Wem gehörst, sag's!" flüsterte der Rudi noch einmal.

„Dir halt — du —" gab sie stockend zurück. Dann machte sie sich los und sagte:

„Drunten ist die Messe angegangen und jetzt — jetzt möchte ich auch ein Vaterunser sagen! — Komm, kannst noch mit mir gehen bis zum Stafelkreuz. Dort wollen wir beten zusammen!"

Hand in Hand stiegen sie weiter.

„Bist froh?" fragte einmal der Rudi.

Das Mädchen nickte.

Sonst schwiegen beide vor lauter Glückseligkeit.

Am Stafelkreuz ließen sie sich in die Knie. Der Heiland hing über ihnen strahlenumwoben. Starr ragte der Fels, auf dem das Kreuz fußte; tief unten lagen Dorf und Matten. Aber die zwei hielten Gottesdienst und wie gesegnet standen sie auf.

Sie küßten sich nimmer, als sie Abschied nahmen; es wäre ihnen wie eine Entheiligung der Stunde gewesen; sie gaben sich nur die Hände und schauten einander an.

Dann stieg der Rudi zu Tal, und die Beate schritt höher, Sonntagsjubel in den Herzen.

*

Dem Ruf der Glocken waren die Imbodener in hellen Scharen gefolgt. Das große Gotteshaus füllte sich fast bis zum letzten Platz. Der neue Pfarrer hatte viel Zulauf bekommen.

Der Gottesdienst hatte begonnen. Da ging noch einmal die Tür. Mehr als einer im Haus wendete sich nach den späten Kirchgängern um. Die Fenner-Sepha trat ein, ihr folgte der Talammann. Die gingen aneinander vorbei, als wären sie sich nie im Leben begegnet. Die Sepha schlich in die hinterste Bank; des Ammanns Schritt hallte wider auf den Fliesen, als er nach dem Metterstuhl in der vordersten Sitzreihe ging.

Unweit der Kirche waren die zwei aufeinander gestoßen, beide spät für den Gottesdienst, der Metter, weil ihn etwas daheim zurückgehalten, das Mädchen absichtlich, damit es den neugierigen Blicken sich entziehe. Wo die zwei Straßen sich kreuzten, waren sie einander auf einmal gegenübergestanden. Wie ein Schreck hatte es sie durchrieselt, als wider Willen ihre Augen aufeinander trafen. Dann hatten sie sich mechanisch das „Gut' Tag" gewünscht und schweigend, Seite an Seite, die paar Schritte bis zur Kirche zurückgelegt. Jetzt war der peinliche Augenblick überstanden. Der Ammann hatte dem Mädchen die Tür aufgetan. Nun stand sie an ihrem Platz und er an dem seinen, beide ein gut Stück ab voneinander.

Aber — mochte sie fromm dem heiligen Dienste folgen, ihn hatten alte Erinnerungen gepackt, daß er vergaß, wo er war; fern und verschwommen klangen ihm die Töne der Orgel, wie fremder Stimmen undeutliches Gewirr des Pfarrers Rede, welche der jetzt anhub.

Da war die Sepha! Plötzlich hatte sie vor ihm gestanden, ihn angesehen! Dieselben tiefen, heischenden Augen waren es noch; nur ein trüber Schimmer darin! Und um den Mund ein böser Zug! An dem war er schuld! — Was sie wohl mochte gedacht haben bei dem Zusammentreffen vorhin? Ob sie noch an die schöne Zeit dachte?

In des Ammanns Brust wallte wild, übermächtig die alte, geknechtete Liebe auf. Er drückte die Hände zusammen, als sollte er sie aus den Gliedern brechen. Wo war denn die Gewalt, mit der er sich selbst sonst im Zaume hielt? Laut hinauslachen hätte er mögen vor ohnmächtiger Wut, daß er seine Sinne nicht abzubringen vermochte von der dort hinten, die er nicht sah und doch sah mit tausend Augen.

Ob sie ihn haßte! Ob — ja — ob es wohl für sie auch noch einmal ein Zusammenkommen geben könnte?

So gellten die Fragen auf in der Seele des starken Bauern, und wie er auch dagegen rang, er zwang sie nicht nieder. — Die Messe begann. „Gloria in excelsis“ sang es von der Orgel mit frommen, seelenvollen Stimmen. Dem Metter war’s, als schrie er selbst dazwischen hinein, schrill, entheiligend den Namen „Sepha“. — Das war sein Gottesdienst!

Endlich war die Handlung vorüber. Er stand auf, taumelnd wie ein Trunkener. Erst als ihm an der Tür einer das Weihwasser reichte, kam er zu sich selber. Und da wurde er Herr seiner selbst. Er reckte sich. Mit dem ersten frostigen Luftzug, der ihm die Stirne traf, wich der Bann vollends von ihm.

Die Sepha war lang in der Menge verschwunden. Auch der Ammann schritt heim.

Fünftes Kapitel

Herbsttage waren über das Tal gegangen, licht wie Abglanz eines Welten überstrahlenden Feuers, aber kurz und eilig, als triebe die Windsbraut sie mit neidischer Hast aus den Landen. Schon der erste November hatte den Winter gebracht. Im Norden über den Flühnen hatten sich Wolken aufgebaut; ein Heer weißer Gebilde sammelte sich an, ballte sich und türmte sich höher; dann setzte die Bise ein und zog den Schleier der grauen Schwaden über den Himmel. Vor dem Eishauch, der durchs Tal ging, erstarrten die Wasser! Selbst der Wildbach hatte längs den Ufern eine Eiskruste bekommen. Dann hatte sich das Gewölk aufgetan zu drei Tage währendem Schneefall. So hatte der Winter seine Herrschaft angetreten; seine Hand war nicht leicht über dem Bergland. — Und ihr Druck wurde härter. —

Heute war der Sturm in das Flockenrieseln gefahren, das seit ein paar Tagen wieder niederging, und ein Unwetter brauste durch Imboden, wie es toller und schlimmer kaum ein Winter gebracht hatte. Durch die menschenleere Dorfgasse fegten Flockenwolken, blindeten die Fenster und türmten sich an Mauern auf.

In das Treiben schaute von einem Fenster seiner Stube düsteren Sinnes der Talammann. Das tolle Getriebe und die Unrast seines Innern standen in seltsamem Einklang.

Die vergangenen Wochen hatten an ihm gezehrt.

Als er vor drei Jahren die Fenner-Sepha aufgegeben hatte, Vater und Mutter zuliebe, und als dann der Vater dem alten Fenner aus sinnlosem Haß das bitterste Unrecht getan, da hatte das in der Seele des Metter-Marti gewühlt wie glühendes Eisen im Fleisch. Ein starrer Rechtssinn, der seinem Charakter eigen war, hatte sich von dieser Stunde an zu einer Art Fanatismus ausgewachsen. Der hatte ihm Wege gewiesen, welche den andern Staunen und Bewunderung abzwangen. Immer war er diese gegangen, starr, geradeaus, nicht bang um sich selber. Sein Wille hatte sich gestählt, seine Macht über sich selbst war gewachsen. Nun war es das erstemal, daß er seinen Weg nicht klar vor sich wußte. Diese Unsicherheit wurde ihm zur Qual. Darum waren seine Wangen hager geworden, und Schatten lagen unter seinen Augen.

Inzwischen segnete ihn das Dorf und das Tal; denn keine Not kam auf, trotz der Winterstrenge. Der Ammann sorgte. Es war keine Hütte, wo er nicht Nachschau hielt, kein Mangel, für den er nicht Hilfe geschafft hätte. Das war sein Weg des Rechts.

Und doch! — An einem Haus ging er immer vorüber. Bei der Fenner-Marie war er nie eingekehrt. — Gerade dort aber ging die graue Sorge um. —

Im Rücken des auf die Straße Niederstarrenden war eine Tür gegangen. Die Staldenbäuerin war unbemerkt von ihrem Sohne eingetreten. Mitten im Zimmer blieb sie stehen und schaute ihn mit forschenden Blicken an. In der Haltung seiner

mächtigen Gestalt lag eine Art Müdigkeit, die befremdete. Was der lange, blonde Bart von dem Gesicht nicht deckte, schien krankhaft fahl. Dem Auge der Bäuerin entging das nicht. Ihre Stirne furchte sich.

„Du bist tief in Gedanken," sagte sie laut.

Da wendete er sich um. Aber er redete nicht, sondern griff mechanisch nach einem Schriftstück auf dem nahen Tisch.

Ihre Lippen bebten. Er las den Hohn ab, der darum zitterte.

„Du streitest lang mit dir selber! — Und ich — weiß doch schon, wie es ausgeht!"

Die Worte klangen in die Stube, während die Metterin schon unter der Türe stand, die in den Hausflur führte. Scharf tönte das Eisen der Falle, als die Türe sich schloß.

Der Ammann machte eine Bewegung, als wollte er die Mutter zurückrufen. Da scholl draußen ihre laute, herrische Stimme.

„Was hast hier zu suchen im Haus, du? — Zum Ammann willst? — Nein! Wir brauchen keinen Besuch wie dich! — Geh! — Geh, sage ich, du Bettelmädchen!"

Einer Jungen Stimme tönte gell dazwischen.

„Aber wegen dir gehe ich nicht, Metterin! Mit dir habe ich gar nichts wollen! Mit dem Talammann werde ich wohl reden dürfen, ohne daß ich dich um Erlaubnis frage!"

Der Metter trat unter die Tür.

Im Hausflur stand die Fenner-Trini in dünnen, armseligen Kleidern, das am Hinterkopf von einem

Tuch bedeckte Haar über der Stirn schneefeucht und zerzaust, das spitz gewordene Gesicht totblaß vor Erregung. Und die Bäuerin wiederholte eben lauter, drohender ihr: „Geh, mach, daß du weiterkommst!" Jetzt faßte sie rauh nach dem Arm des jungen Dings und wollte sie mit Gewalt hinausbringen.

Da redete der Ammann. Ruhig klang seine Stimme in das Streiten der Weiber.

„Mutter, du vergissest, daß zu meinem Haus jeder Zutritt hat!"

Die Bäuerin stand sprachlos.

Da fuhr er im selben gleichgültigen Tone fort:

„Komm hier herein, Mädchen, wenn du mir etwas zu sagen hast!"

Die Trini folgte. Still schritt sie nach der Stube. Aber hinter ihr schlug die Bäuerin eine helle Lache auf. Zorn und Bitterkeit machten die Laute schrill, mißtönend.

Dann waren der Ammann und das Mädchen in der Stube allein. Er lehnte an seinem Tisch.

„Was hast wollen?" fragte er kurz, unfreundlich. Ein frecher Zug in der Trini ihrem Gesicht stieß ihn ab.

„Die hat es erraten!"

Sie zeigte mit einer wegwerfenden Gebärde über ihre Achsel.

„Eure Mutter meine ich, Talammann! Anbetteln möchte ich Euch!"

Ein häßliches Lächeln begleitete die Worte; aber irgendwie klang es wie Verzweiflung durch dieselben. Und weinerlich, hastiger fuhr sie fort:

„Das Elend ist auf uns gekommen, seit wir

wieder hier sind! — Wir haben gehofft, Arbeit zu finden, aber keiner gibt uns etwas zu tun! — Und jetzt ist die Base Marie krank auf den Tod seit Wochen! Kein Doktor kommt! Und wir haben kein Holz — manchmal kaum zu essen und — woher sollten wir 's Geld nehmen? — Da — habe ich halt gedacht — man sagt — Ihr seid ein Guter, und dann — weil Ihr der Sepha doch einmal — —"

„Bleib bei der Sache," fuhr der Ammann barsch dazwischen.

„Nun — nichts für ungut! — Ich möchte halt bitten — um Gottes willen —, daß Ihr uns helft über die größte Not! Ihr seid ja ein Reicher, und —"

Wieder unterbrach sie der Netter.

„Ist das wahr, was du mir erzählt hast, Mädchen?"

Sie hatte zu weinen angefangen. Mit einem Kopfnicken bejahte sie seine Frage.

„Und — die — deine Schwester weiß, daß du zu mir gekommen bist?"

Sie fuhr zusammen.

„Die? — Nein!"

Er sah, wie der Gedanke, die Sepha möchte von dem Gang erfahren, sie schreckte. Ein wohliges Gefühl der Erleichterung durchrieselte ihn.

„Geh heim, Trini," sagte er weicher. „Ich will zum Rechten sehen! Ihr sollt Holz haben und zu essen und — auch Arbeit!"

Sie wollte ihm danken, aber er wehrte ihr. Da schlich sie davon.

Als sie fort war, kam ihm die alte Unrast.

„Was ist jetzt das Rechte?“ fragte er ganz laut. Ueber dem Ton der eignen Stimme schrak er zusammen.

Dann saß er lange grübelnd am Tisch. Niemand störte ihn. Die Mutter wollte ihn nicht sehen.

Und am Abend wußte er seinen Weg. Seinen ganzen Willen nahm er zusammen. Dann schritt er durch die Nacht nach der Hütte der Fenner-Marie.

Sechstes Kapitel

Wie Schattenhuschen ging es durch den kalten Raum. An den kahlen Holzwänden schien es hinzuschleichen. Vielleicht schlich die hohläugige Sorge durch die Kammer; die war ja ihr Gebiet!

Ein harter Holzschragen trug das Lager der Fenner-Marie. Sorgliche Hände hatten sie dennoch weich zu betten gewußt. Die Sepha hielt Wacht bei der Kranken. Auf dem tannenen Tisch drüben brannte eine Kerze; der trübe Flackerschein hellte die Stube nicht. Im kleinen eisernen Ofen fielen die letzten Holzscheite in Glut zusammen.

An den Wänden huschten die Schatten.

Aus den Kissen hob sich das abgezehrte Gesicht der Kranken und wandte sich dem Mädchen am Bette zu. Eine hagere, knochige Hand suchte und fand die junge, die auf der Decke lag.

„Es ist mir leichter, Seppeli! Ich will reden mit dir, daß die Zeit vergeht! — Es ist kein gutes Kranksein jetzt! Ich kann's kaum erwarten, bis — ich wieder aufstehen kann, schon wegen euch! — Das letztemal ist's noch besser gewesen; da bin ich so warm und sorglos dagelegen. Der Ammann hat mich in seinen Schutz genommen gehabt! — Warum — warum ist er wohl jetzt nicht gekommen, nicht ein einziges Mal? Ich bin doch nicht undankbar gewesen! — Und gerade jetzt hätten wir ein wenig Hilfe nötig, gelt, Mädchen!"

Der Sepha ihr Gesicht verdüsterte sich. Sie hatte die Augenbrauen finster zusammengezogen, als die Alte den Ammann genannt hatte.

„Pflege ich Euch denn nicht recht, Base?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„O du — ja — kannst denn fragen? Und weißt doch, wie ich dir dankbar bin!“

Schwer schlug sie plötzlich in die Kissen zurück.

„Jesus Maria!“ stieß die Sepha hervor.

Aber die alte Frau lächelte sie an.

„Es ist mir wohl, ganz wohl! Habe keine Angst, Seppeli. Nur müde bin ich halt!“

Der Sepha war es, als ginge eine Veränderung im Gesicht der Kranken vor. Eine heiße Angst kam über sie.

Draußen aber knarrte die Treppe unter einem schweren Fuß.

Die Sepha hörte das Geräusch nicht. Sie kniete am Bett und preßte die Hand der Alten.

„Sterbet nicht, Base, sterbet nicht! Ihr seid ja die letzte, die mich gern hat!“

Auf einmal stand der Ammann in der Kammer. Leise war er eingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

Und die Sepha sah nicht auf. Sie glaubte die Trini da.

Die Kranke schaute sich zuerst um.

„Der Talammann,“ sagte sie. Ein froher Zug legte sich um ihren Mund.

Aber die Sepha war aufgefahren wie gestochen. Sie erriet, warum er auf einmal gekommen war.

„Ihr, Metter-Marti? — Wer — hat Euch gerufen? — die Trini? — Hat sie das können?"

„Sie hat nur die Pflicht getan," sagte er kalt. „Der Ammann muß es wissen, wenn Not ist in seinem Tal!"

„Aber die Trini hat gebettelt!"

„Hätte ich sonst gewußt, wie es hier steht, wäre ich sonst gekommen?!"

„Wir brauchen Eure Hilfe nicht, solang ich die Arme rühren kann!"

Fast wild warf sie ihm das entgegen.

Danach kam ihr Name vom Bett her, zitternd in kraftlosem Stammeln:

„Seppeli!"

Da preßte sie beide Hände vor die Brust, als wollte sie allen Zorn zurückdrängen, und sagte mit niedergeschlagenen Augen, stockend, trostlos:

„Doch ja — verzeiht — — die Base — braucht Euch doch! — Wenn Ihr — ihr den Doktor senden wolltet — er könnte sie vielleicht wieder gesund machen!"

„Er kommt, der Doktor! Er hat nach Zumdorf müssen, aber er muß bald zurückkommen, und er weiß, daß er hierherkommen muß."

Der Metter war zum Bett getreten, die Hand der Fenner-Marie ruhte in der seinen. Ein großes Mitleid stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er neigte sich über die Kranke.

Die Sepha war ans Fenster hinübergeschlichen, an das noch immer die Flocken peitschten. —

„Ich möchte Euch etwas sagen," flüsterte die Fenner-Marie.

Der Metter neigte sich tief über die Alte, bis ihr Mund sein Ohr berührte.

„Mir ist auf einmal so anders seit vorhin! Ich glaube, es geht zu Ende mit mir! — Laßt die Sepha nicht zugrunde gehen! — Wenn — Ihr so gut seid, wie man sagt — und wie Ihr tut — helft dem Mädchen, daß es nicht ins Unglück — kommt, in dem die andre versinkt!"

„Ich verspreche es," raunte er zurück.

Die Alte überkam ein mächtiges Vertrauen bei dem leisen Klang seiner Stimme.

Und auf einmal huschte ein Leuchten über ihr Gesicht.

Der Ammann hatte sich aufgerichtet.

„Sepha," sagte er mit verhaltener Qual, „sie stirbt!"

Im nächsten Augenblick war das Mädchen neben ihm mit gefalteten Händen. Unwillkürlich legte er den Arm um sie. So standen sie und schauten atemlos auf die Züge der Sterbenden, auf deren Lippen ein Lächeln langsam erstarrte.

Es war totenstill in der Kammer. Nur die Schatten gingen an den Wänden. Die Flamme der Kerze flackerte. Die Lebensflamme der Alten war unmerklich erloschen.

Mit der freien Hand strich der Metter über die Lider der Toten: da dämmerte der Sepha das Bewußtsein auf.

„O mein Gott!" brachte sie über die Lippen. Dann warf sie sich über die Entschlummerte und schluchzte. Ihr junger Leib fieberte in der Wildheit ihres Leids.

Und der Ammann stand und stierte sie mit düsteren Augen an. Seit er den Arm um ihre Hüfte gelegt hatte, war die alte Liebe übermächtig geworden. Er tat sich Gewalt an, sonst hätte er sie emporgerissen in seine Arme. Mit brennenden Blicken und arbeitender Brust trat er weg von ihr.

„Ich will dir einen schicken, der dir Trost sagen kann, Sepha," sagte er. Die Stimme bebte ihm.

Und er ging aus der Stube.

Auf dem Flur traf er die Trini mit dem Doktor. Er hieß sie hinaufgehen.

Den er aber der Sepha holen ließ, war der Pfarrer.

Und am Tag nachher bekam der Hochwürdige zum erstenmal den Besuch des Talammanns.

In der geräumigen, sauberen Studierstube des Geistlichen standen sie einander gegenüber; hochaufgerichtet, mit seiner ganzen, starren Zurückhaltung gewappnet der Bauer, streng und forschend der Priester, als gälte es, ein sündiges Beichtkind zu vernehmen. Der Besuch des Ammanns bei der Fennerin hatte dem Pfarrer nicht gefallen; er wußte, wie er früher zu der Sepha gestanden.

„Was bringt dich zu mir, Marti?" begann der Geistliche. „Zwar ich habe dich schon lang erwartet, aber — es muß doch etwas Besonderes sein, das dich herführt!"

„Habt Ihr die Armenliste erhalten, Hochwürdiger, die ich Euch geschickt habe vorgestern?"

„Ja!"

„Dann möchte ich bitten, daß Ihr die Namen

der zwei Mädchen noch einzeichnet, die Ihr gestern besucht habt im Haus der Fenner-Marie."

„Das ist schon geschehen! Daß es da nottut, habe ich gestern selbst gesehen!"

„Aber die — die Jüngere nimmt kein Almosen! Sie muß Arbeit bekommen! Und — Ihr kennt schon die Leute im Dorf; legt bei einigen ein gutes Wort ein für die Mädchen!"

Der Pfarrer maß den Ammann mit einem durchdringenden Blick; aber er vermochte in des Bauern Miene nicht zu lesen.

„So," — sagte er mit eigentümlicher Betonung, „und warum sprichst denn du nicht für die zwei? Du brauchst doch sonst beim Helfen den Pfarrer nicht?"

„Die — Sepha — und ich sind einmal versprochen gewesen," stieß der Metter hervor.

Der andre sollte wissen, woran er war.

Den überraschte das Geständnis nicht.

„Und du hast sie noch gern!" sagte er sehr bestimmt.

Der Bauer wollte auffahren, der Pfarrer aber begann zu predigen.

„Und du denkst daran, sie doch zu nehmen, trotz allem, was vorgefallen ist! Die Zeit ist da, Metter-Marti, da dein vielgepriesener Wille schlaff wird vor der Leidenschaft, die dir am Herzen frißt! Du bist blind geworden! Daß die eigne Mutter gegen deinen Wunsch ist, siehst nicht! Daß deine Macht im Tal, dein ganzes Ansehen, auf das du doch so stolz bist, zusammenbrechen muß, wenn du das Mädchen nimmst, siehst nicht! Wo ist dein klarer

Kopf, Marti, wo ist die Macht, die du über dich haben willst?"

Er hatte sich warmgeredet und wartete der Antwort. Sie kam ihm lange nicht. Mit gerunzelter Stirn stand der Netter da. Endlich sagte er:

„Was habt Ihr gegen das Mädchen? Wißt Ihr etwas Schlechtes von ihm?"

„Ihre Schwester — —"

„Von ihr selber, frage ich," grollte der Netter.

„Wer die Sünde um sich hat, Tag für Tag, hält sich nicht rein," sagte der Pfarrer. „Die Sepha ist mit der Trini in der Stadt gewesen?"

„Ja, zuletzt, ehe sie hierhergekommen sind!"

„Und die Trini — man hat nicht viel Gutes von ihr erzählt, wie sie wiedergekommen ist!"

„Aber die andre — hat einer von der Schlechtes gesagt?" Die Wut packte den Bauern.

„Ich weiß nicht! — Aber weißt denn du, ob sie brav geblieben ist?"

Auch des Pfarrers Stimme wurde lauter.

Der andre preßte die Hände vor die Brust.

„Ja, beim Herrgott!" sagte er. Es kam ihm aus dem Herzen herauf. „Das weiß ich, Pfarrer, und gegen euch alle will ich's verfechten!"

Der Geistliche trat zurück. Ein Seufzer entfuhr ihm.

„Dir ist nicht zu helfen, Marti! Du rennst hinein! Du willst also das Mädchen heiraten später?"

Ein Sinnen schien den Ammann zu überkommen.

„Das weiß ich nicht," sprach er in sich hinein. „Vielleicht will sie mich nicht mehr, und vielleicht — ist der rechte Weg — — —"

Er richtete sich plötzlich höher auf. In seinem Gesicht leuchtete es wie von einem großen Entschluß.

„Was das Rechte ist, werde ich tun, und was das Rechte ist, werde ich wissen, wenn es Zeit ist!“

Der Pfarrer hatte kein Auge von ihm verwandt. Sein Herz tat sich mächtig auf für den „Guet“ von der Stunde an.

„Und was ist jetzt mit dem, was ich von Euch erbeten habe?“ fragte der nach einigen Augenblicken des Schweigens.

„Ich will für die Mädchen sorgen,“ sagte der Pfarrer.

„Es wird Euch nicht reuen, und vielleicht bittet Ihr der — noch ab, was Ihr heute gesagt habt!“

Damit verließ der Metter die Stube und alsbald das Haus.

Siebentes Kapitel

Die Imbodener hatten zu reden. Das waren die faulen Wintertage, da die Bauern hinter dem Ofen hockten und zu geschwätzigen Weibern wurden, und da ihre Weiber, nach Neuigkeiten haschend, des Tages ein paarmal unter des Nachbars Türe standen, solange es gerade der Frost erlaubte. Die Fennermädchen waren ins Geschwätz gekommen, und dafür hatte die Trini gesorgt. Die verdrehte den jungen Burschen im Dorfe die Köpfe, daß sie ihr nachliefen wie die Hunde, ob es auch keiner ehrlich meinte. Die Dörfler nahmen Aergernis daran. An der Trini ließen sie keinen guten Fetzen und — hieß es — die andre wird nicht besser sein! Aber als der Winter zu Ende ging, tauchte neuer Stoff zum Reden auf. Die Leute sperrten Augen und Mäuler auf. Eine alte Witfrau mietete sich bei den beiden Mädchen ein; die wies den Dorfburschen die Tür. Die Imbodener aber wußten mehr. Die Witfrau hätte der Talammann in das Haus gesetzt, und er wolle dem Mädchen, der Sepha, das Wort einlösen, das er ihr vor Jahren einmal gegeben, der wolle das arme Fennermädchen zur Frau nehmen. Wie ein Ruf der Entrüstung, doch verstohlen und geheim, ging es durch das Dorf, und das Gerede über das unerhörte Vorhaben des „Guet", der fast zum Dorfheiligen geworden, wollte nicht zur Ruhe kommen. —

Der Frühling kam ins Land gefahren! Ein Tauen und Schmelzen hob an im Gebirge, und es war, als zerschmelze im Föhn der Nimbus, der bisher den Ammann vor allem Talvolk umgeben.

Der Frühling war ins Land gefahren. Mit eines Sturmwinds Ungestüm kam er daher. Heißer Blauhimmel, flutende Lichtwellen, Lawinendonner und stürzende Bäche — über Nacht!

Der heiße Föhn strich über den Rotgletscher daher, und Milliarden von Tropfen und Tröpflein schimmerten an den schneeschweren Hängen, auf den Matten und Straßen und den Dächern der Hütten. Tropfen um Tropfen sank. Die weiße Schimmerdecke zerrann mit niegekannter Schnelligkeit. Von den Bergen ging ein Fluten nieder, daß den Wildbachtalern bang wurde. Mit verderblicher Schnelligkeit schwoll der Wildbach. Durch die engen Steinwände bei Zumdorf stürzten die Wasser, weiße, kochende Gischt, deren Donner die Imbodener herüberhallen hörten. Und wo das Land sich verflachte, und wo der Bach ein breiteres Bett, aber niedere Ufer fand, drohte Gefahr.

Am Saume der weiten Ebene gegen Zumdorf hin machte der Wildbach eine scharfe Wendung, er bildete ein Knie. Dort lag das fruchtbarste Land des Dorfes, eine mächtige Matte, welche ein kleines Vermögen zu werten war. Sie gehörte dem Talammann. Vor Jahresfrist mit großen Kosten erbaute Wehren schützten dies Land vor Ueberschwemmung durch den Bach. Die großartigen Mauerbauten waren nach des Ammanns eigensten Plänen ausgeführt worden und sicherten den Besitz

gegen alle Gefährde. Sie bewährten sich auch jetzt. Mit unbändiger Wildheit warf sich der Bach daran und drohte sie zu unterspülen; aber die Granitkolosse, welche man bis weit über die jetzige Wasserhöhe zusammengefügt, hielten stand. Der Bach mußte vorüber. Und wie um sich schadlos zu halten, stürzten die Wasser dem jenseitigen Ufer entgegen, von dem sie abprallten und, in neuem Bogen die alte Richtung gewinnend, talwärts schäumten. Jenes Ufer war flacher. Auch dort war Weideland von bedeutender Ausdehnung. Das war Gemeindebesitz, der armen Leute Land, wo sie um geringes Geld Futter für ihr Vieh fanden. Auch eine Gruppe von Hütten stand dort, von vier kindergesegneten Familien bewohnte, armselige Behausungen, aber doch ein Heim den vier Bauern. An jenem Ufer hätten auf des Ammanns dringenden Rat noch letzten Herbst ebenfalls Wehren sollen errichtet werden. Er hatte dazu der Gemeinde eine bedeutende Summe angeboten; diese aber war lässig gewesen und selber arm an Mitteln; dazumal hatte sie das Bauen verschoben. Das rächte sich jetzt. Das Wasser stieg und stieg und schwemmte landeinwärts. Wenn das Tauen anhielt, so mußte der Bach seine braunen Fluten mitsamt dem Sand und Geröll, das sie mit sich führten, über jene Landstrecke ergießen, Verderben bringend für diese und für die Hütten.

Aber der Bergbauer ist an den ewigen Krieg mit den Elementen gewöhnt.

An die fünfzig Männer arbeiteten mit Hacke und Schaufel an einem Damm, welcher die bedrohte

Stelle schützen sollte. Der Talammann leitete das Werk, das allmählich wuchs und sich festete, so daß die stetig steigende Flut sich zischend daran brach. Des Ammanns Stimme übertönte das Getöse des Wassers. Er stand diesseits des Baches, um die Wirkung der Wellen besser beurteilen zu können; aber ein jeder seiner Befehle drang klar und deutlich hinüber zu den Arbeitenden. In diesen Augenblicken hielt er sie wieder alle in seiner Gewalt; keiner hätte jetzt ein Wort wider den „Guet" geredet. Zuweilen flog ein scheuer, bewundernder Blick aus den Reihen der Bauern hinüber zu ihm. Wie er so dastand, überragte er an kraftvollem Wuchs den stärksten unter ihnen, und das Zielbewußte seines eisernen Willens leuchtete in jeder Weisung, die aus seinem Munde kam.

„Halt! — Es ist gut jetzt!" ertönte soeben sein Befehl.

Mit fast militärischem Gehorsam hielten die Leute in ihrer Arbeit inne.

Des Ammanns Blick haftete am südlichen Horizont, wo der Rotgletscher in seltsamem, fahlrosigem Weiß dem Auge sichtbar blieb, obgleich mächtige Nebelfetzen um die Berge in der Runde zogen. Hinter dem Gletscher kam ein schwarzes Wolkengespenst herauf. Wie ein Dunkeln ging es durch den noch strahlenden Himmel, während dort drüben das Gewölk sich ballte. Dem Netter zauste ein Föhnsturm unsanft den langen Bart und das entblößte Haupthaar. Da hob ein Seufzer seine Brust.

„Für jetzt ist es gut mit der Arbeit," schrie er

zu den Bauern hinüber, „gegen das Wasser hält der Damm! Wenn uns aber der Herrgott das Wetter schickt“ — er wies nach den Wolken —, „dann nutzt auch ein stärkerer Damm nichts; dann steht alles bei dem da oben! Ihr könnt heimgehen jetzt und ausruhen! Aber wenn der Regen kommt, möget ihr wiederkommen, und dann — geht's auf Leben und Tod! — Das Handwerkszeug bleibt da! Du, Lori, führst Fackeln her, einen Karren voll, gleich jetzt und bringst sie in des Sepptonis Gaden [1]) dort, daß gesorgt ist für die Nacht! Zwei bleiben hier; ihr andern könnt gehen!“ —

Mit Ausnahme von zweien schritten die Bauern heimwärts. Kein Scherz kam auf und kein Gespräch. Wie ein Alp lastete es auf allen.

Der Metter hatte sich am Ufer niedergelassen und starrte in das Getriebe der braunen Flut. —

Im Süden wuchs das Gewölk. — —

Und das Wetter ging nicht vorüber. Mit der ganzen Wucht eines Frühlingssturmes im Hochgebirge kam es über das Land. Nur war kein Getöse in den Lüften; Blitz und Donner fehlten, aber Regen und Wind trieben ihr Unwesen.

Es war Abend jetzt. Die ersten Nachtschatten schwebten über dem Dorf. Die an der Dammstelle, wo sich der Haufe der Bauern und mit ihnen eine Menge Neugieriger längst wieder gesammelt hatten, zündeten ihre Fackeln an. Der Wind schlug den Brand am Kienholz nieder, als müßte er ihn löschen, und was dem Wind nur halb gelang,

---

1) Gaden = Scheune.

vollendeten die Schauer, welche niederprasselten. Die Fackeln erwiesen sich als nutzlos.

„Mehr Laternen her!"

Das Rauschen des Wassers war zu sinnverwirrendem Brausen angewachsen. Der Sturm heulte darein und peitschte die unablässig fallenden Tropfen. Aber des Ammanns Ruf war doch vernehmbar in dem Kampfgetös.

Er selbst stand am äußersten Rand des neuen Dammes, eine Sturmlaterne in der Hand, einen groben grauen Mantel umgelegt, und trotzte dem Wetter. Seit dem Mittag hatte er die Wacht gehalten, und ab und zu waren seine Boten nach dem Dorf gegangen. — Zu seinen Füßen brandete der Bach und fraß an dem Erdreich des Dammes. Seit einer Stunde riß er Stück um Stück des Verbaues weg. —

Die Bauern arbeiteten mit Fieberhast. Der Ammann erschaute jede Bresche und suchte zu wehren, aber die Wucht des Wassers schwoll. Es gab kein Helfen! Vielleicht eine Stunde noch, vielleicht zwei — dann brach der Damm und das Verderben hatte seinen Gang.

„Die Mättelibauern sollen flüchten," scholl jetzt plötzlich schneidend der Befehl des Retters.

Eine bange Stille unter den schaffenden Männern folgte dem Ruf. Nur einer trat aus dem Haufen und eilte über die Hänge den vier Hütten zu.

Der Retter stieg vom Damm. Sein Gesicht war totenblaß; aber seine Augen glühten. Er wich schwer. Auf einmal traf sein Blick auf die Mauer drüben. Weiß schimmerte sie aus der

zunehmenden Finsternis. Da kam ihm ein Gedanke.

„Rudi!"

Der Tanner trat an die Seite des Ammanns.

„Wie lange brauchst du bis zum Dorf, wenn du laufst, was du kannst?" fragte er hastig.

„Zehn Minuten, wenn ich über den unteren Steg gehe!"

Sinnend sagte der andre:

„Zehn und fünfzehn — macht fünfundzwanzig! Das mag noch reichen! — Aber nicht länger, Bub," fuhr er lauter fort, „lauf', als ginge es um dein Leben — oder besser — lauf', als wäre es um die Beate!"

In den Worten lag ein Versprechen.

Der Tanner faßte nach des Ammanns Hand und preßte sie.

„Was soll ich?" stieß er hervor.

„Auf dem Schützenhaus holst die Kiste mit Pulver — und Zündschnur bringst mit!"

Der Rudi schien zu verstehen.

„Talammann, Ihr wollt — — —" wollte er stammeln.

Der Retter schnitt ihm das Wort ab.

„Lauf'!" schrie er.

Da stürmte der andre in die Nacht.

Der Ammann trat unter die Bauern.

„Schaffet," sagte er mit sonderbar verhaltener Stimme, „schaffet, was Ihr mögt und könnt, und haltet dem Wasser stand! — Wenn ich aber von da drüben — er zeigte auf das jenseitige Ufer — Halt! rufe, dann ist Gefahr, dann lauft dort

in die Hütte am Rain, daß Ihr sicher seid! — Du, Lori, kommst mit mir!"

Ein zustimmendes Gemurmel antwortete ihm. Er verschwand mit dem Lori in der Finsternis.

Nach einer Weile tauchte seine Gestalt auf dem jenseitigen Ufer auf. Er stand auf seiner Mauer und schien mit den Blicken das Dunkel der stürzenden Wasser durchdringen zu wollen.

„Schaffet weiter!" gellte sein ermutigender Ruf ein paarmal durch den Sturm. —

Jetzt war er von der Mauer gestiegen.

Rastlos arbeiteten die Bauern; aber die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Stück um Stück des Dammes sank in den Bach.

Da erschien drüben wieder der Ammann. Er hielt die Hände muschelförmig vor den Mund.

„Halt!" donnerte sein Schrei über die kochende Gischt.

Dann wachte er, wie die Bauern nach der Höhe stoben. Erst als er am Hang die Lichter verschwinden sah, verließ er seinen Standort.

Eine Weile ging. Das Zerschellen und Schäumen der Wogen schwoll unausgesetzt; in der Ferne heulte der Föhn, und der Regen ging nieder. Nur das Schlagen der schaffenden Eisen hatte aufgehört.

Dann plötzlich ein Knall, ein Steinebrechen, fliegende Mauertrümmer, ein Aufbrausen des Wassers! In der Schutzmauer des Mettergutes klafft eine mächtige Bresche, und hinein stürzen die Fluten in entfesselter Wut. Die Bresche weitet sich. Der Bach hat ein neues Bett gefunden, das ihn erst weiter unten ins tiefere, alte führt. Der

Weg geht durch das Eigen des Ammanns. — Das wird eine Wüste sein, wenn rings die Matten grünen, ein unfruchtbares Kiesfeld auf Jahre hinaus!

Aber der Retter hat seinem Dorfe das weite Armenland und den paar Bettelbauern drüben ihre Heimat gerettet!

Achtes Kapitel

Auf der Landstraße gegen das Dorf hin wanderte schweren, fast unsicheren Schrittes der Ammann. Die Nacht war verschlichen. Ueber den Nebeln, aus denen unablässig der Regen troff, dämmerte es. Fahler, grauer Schein hellte im Osten.

Der Metter kam erst jetzt von der Nachtarbeit am Wasser. Als der Bach sein neues Bett gefunden, hatte er die Bauern in seine eigne Matte geworfen, daß die Flut dort eingedämmt und ein Austreten derselben aus dem neuen Weg verhütet werde. Unter harter Arbeit waren die Stunden vergangen. Nun war die Gefahr vorüber, und vor kurzem hatte er die Bauern heimgeschickt. Er selber war trotzdem nicht mitgegangen. Er scheute den Dank und das Lob, das sie ihm in lauten Worten spendeten.

Jetzt kehrte auch er zurück. Er war todmüde; selbst sein eiserner Körper hatte unter den Anstrengungen der Nacht gelitten. Von seinen Kleidern lief das Wasser. Aber darauf hatte er nicht acht. Auch an den Kampf der vergangenen Nacht dachte er nicht mehr, die verlorene Matte kümmerte ihn in diesen Augenblicken kaum. Ein ganz andrer Streit war in seinem Innern. Der war nicht so leicht niedergezwungen.

Ein paar Schritte vor ihm stand die Hütte, wo die Sepha wohnte. Ein heißes Gelüsten überkam

ihn, hineinzugehen und sich mit dem Mädchen auszusprechen. Da, als er herankam, stand sie plötzlich vor der Tür. Sie lief auch nicht fort; wie ihn erwartend, lehnte sie am Türpfosten. Sie sah bleich und verkümmert aus; nur in den Augen flackerte es und verriet sich die leidenschaftliche Seele.

Der Metter wollte vorübergehen, aber als er sie ansah, mußte er hin zu ihr.

Sie grüßten einander, und die Sepha streckte ihm die Hand hin. Mit seiner kalten umschloß er dieselbe.

„Ich habe Euch auch einmal wollen Dank sagen," sagte sie stockend. „Ihr tut — so — so viel für uns!"

Sein Blick streifte scheu umher. Niemand war nah. — Keuchend ging sein Atem. Endlich sagte er rauh:

„Rede nicht davon! Ich bin dir mehr schuldig!"

„Mir?"

Sie suchte die Hand zu lösen; aber er hielt sie fest, und der Druck der seinen wurde fast schmerzhaft.

„Ja!" fuhr er auf. „Ich muß dir's doch einmal sagen, daß ich nicht ganz so schlecht bin, wie du meinst! Da drin brennt mich die Sünde, die ich an dir getan habe! Das läßt sich nicht abzahlen, Mädchen, durch das Gutsein, ich habe das lange gelernt!"

Sie zitterte.

„Das — das ist vorbei! — Mit der Sünde habt Ihr nichts zu tun, das beweist das ganze Dorf und die vergangene Nacht! — Ihr seid der ‚Guet'! Ich selber muß es sagen und Segen über Euch wünschen!"

Glaubte er einen Hohn in ihrer Stimme zu hören? Die Leidenschaft rüttelte ihn aus seiner Selbstbeherrschung.

„Hast mich so schnell vergessen, Mädchen? Denkst nimmer daran, wie lieb wir uns gehabt haben?“

Ihre Blicke trafen sich.

Das löschte alles aus. Er riß sie an sich, und sie hob das Gesicht. Dann küßten sie sich.

„Auf Leben und Tod,“ sagte er und preßte ihre Hände. „Jetzt weißt, daß ich dir gehöre, mag kommen, was will!“

Aber sie schüttelte den blonden Kopf.

„Nein, es kann nie sein!“ sagte sie traurig. „Du bist auf der Höhe, und ich bin ein armes Mädchen, von dem die Leute — Gott möge es ihnen verzeihen — Schlechtes reden, ohne zu fragen, ob ein Wort davon wahr ist! Glaubst, das Dorf würde dir das hingehen lassen, daß du die Fenner-Sepha heiraten würdest? — Oder deine Mutter, glaubst, die gäbe nach?“

„Gegen das Dorf und die Mutter und alles — von jetzt an mußt wissen, daß du mein bist! — Auf Leben und Tod, Mädchen, nimm es zu Herzen! Zum zweiten Male lade ich keine Schande auf mich!“

Der Zorn über das Unrecht, das er ihr einmal getan, bebte in seiner Stimme. Die Sepha wußte, daß diesmal sein Versprechen für alle Zeit sei; aber sie machte ihre Hände frei von den seinen.

„Ich danke dir!“ sagte sie. „Siehst, jetzt hast gutgemacht in dem Augenblick, was du mir einmal zuleid getan hast! Und jetzt wollen wir auseinander gehen — so in Frieden und unser Lebtag

an die Stunde denken, in der wir einander wieder gut geworden sind! Das wird ein schönes Gedenken sein und uns weiterhelfen, wenn — — — —"

Ihre Hände hatten sich gefaltet. Mit zuckenden Lippen stand sie da und konnte nicht weiterreden. Der Vetter faßte sie, wie man ein Kind an sich hält.

„Was redest, Sepha? — Du willst mich nicht mehr?"

„Wegen dir selber ist's besser, daß wir auseinander gehen!"

Da trat er zurück von ihr. Die Arme kreuzte er über die Brust und schaute sie mit leuchtenden Augen an.

„Hast mich gern, Sepha?" fragte er wie einer, der die frohe Antwort weiß.

Und die Antwort kam ihm, leis, fest:

„Ja!"

Er fuhr fort:

„So höre: Du wirst meine Frau — und wenn das ganze Tal nicht will, und wenn du selber nicht willst, ich sage es und ich zwinge es durch — der Herrgott hat es gehört!"

Er hatte die Hand wie zum Schwur erhoben. Jetzt wandte er sich.

„Ade, Mädchen," sagte er weich.

Und mit großen Schritten ging er davon, seinem Hause zu. Alle Ermüdung war von ihm gewichen.

Von der Stunde an wußte der „Guet" den Weg!

Neuntes Kapitel

Auf dem Staldengut herrschte schwüle Gewitterstimmung. Unfriede war zwischen der Bäuerin und ihrem Sohn; und der wortlose Groll, den die Metterin dem Ammann gegenüber zur Schau trug, fügte, daß es wie ein Druck auf dem Hause lag. Auf der Wirtschaft war ein scheues Hinundhergehen. Wenn die Bäuerin zornig war, war's nicht gut, ihren Tadel herauszufordern.

Der Ammann tat, als sähe er nichts. Eine innere Freude hob ihm den Kopf. Und doch sorgte er sich. Daß die Mutter der Sepha gut geworden wäre, das lag ihm am Herzen.

Daran sann er jetzt, da er in seiner Stube untätig saß. Und er nahm sich vor, mit der Mutter sich auszusprechen. Seit der Sturmnacht waren zwei Tage herum. Es war Zeit, daß er der Sepha das Wort einlöste und zu allererst mit der Mutter ins reine kam.

Draußen war noch immer Tauwetter. Die Firnen gleißten, und an den Steinwänden barst das Eis. Aber Lichtwellen fluteten talein. Ein paar Strahlen fielen in die Rathausstube. Auf dem Fußboden huschte das Gold.

Der Metter saß und sann. Da knarrte die Nebentür und schlug hart wieder ein ins Schloß. Die Bäuerin stand in der Stube. Sie war bleich, aber der starken Frau sah keiner an, daß sie sich

quälte. Sie trat hin zu dem Tisch, an dem der Ammann saß.

„Es ist wahrscheinlich besser, daß wir einmal reden miteinander!“ sagte sie.

Sie stemmte die Faust auf die Tischplatte und schaute ihn fast finster an.

Er setzte ihrer leisen Erregung heitere Ruhe entgegen.

„Hast recht, Mutter! Das Grollen ist nicht angenehm! Mich verlangt es, mit dir Frieden zu haben!“

Er streckte ihr die Hand hin; aber sie tat, als sähe sie das nicht.

„Der Frieden hängt von dir ab,“ sagte sie hart.

Dann schwiegen beide. Der Ammann sah, daß es ein schwerer Kampf werden würde. Er erhob sich.

Da sagte die Metterin ohne Umschweife:

„Marti, hast du im Sinn, das Fennermädchen zu heiraten?“

„Ja,“ sagte er klar und fest.

Sie fuhr zurück. Die Erklärung war deutlich. Das Blut schoß ihr in die Schläfen.

„Ich dulde es nicht,“ sagte sie schroff.

Nun hob der Ammann an zu sprechen. Fast bittend redete er zur Mutter. Er hatte sonst viel Macht in seiner Stimme.

„Versuch's mit dem Mädchen, Mutter! Du bist sonst gerecht gegen alle Leute; nur der einen, der Sepha, sprichst alles Gute ab und kennst sie doch kaum! Hast mich doch gern, Mutter! Seit ich ein Bub gewesen bin, klein und dumm, bist gut gewesen mit mir! Du hast mir viel zulieb getan,

nie etwas zuleid! Und jetzt — willst mir nein sagen und willst mir so ein Leid antun! Hast mich doch gern, Mutter, kannst denn nicht zu der ein wenig gut sein, die ich gern habe, weiß Gott wie gern? — Versuch's mit dem Mädchen, sie ist gut und brav und — — —"

Sie unterbrach ihn.

„Mag sie sein, was sie will — die laß ich nie ins Haus — oder ich gehe! Gib dir keine Müh'!" Wie der Vater, der im Grab liegt, denk' ich, und ich dulde es nicht, daß du das Mädchen nimmst!"

Er wußte, daß es kein Nachgeben bei ihr gab. Seine Stirne furchte sich. Zum erstenmal seit der Schulzeit wurde der Jähzorn Herr in ihm.

„So höre, Mutter, höre: Ich heirate die Sepha, und wenn ich streiten muß mit dir und allen! Und wahre dich, daß ich nicht zeigen muß, wer Meister ist im Haus!"

Wie klingendes Eisen scholl seine Rede.

Aber die Mutter zwang er nicht. Mit zurückgeworfenem Kopf stand sie vor ihm. Die Sonne spielte auf ihrem schneeweißen Scheitel, aber sie milderte das Schroffe der Erscheinung nicht.

„Gut, ich nehme den Streit mit dir auf, Bub! Ich sage es noch einmal: Ich dulde es nicht, daß du das Mädchen nimmst, und ich sorge dafür, daß du sie nicht bekommst!"

Sie schüttelte die Hand gegen ihn in hellem Zorn. Mit erhobener Stimme hatte sie ihm die letzten Worte zugerufen. Und er wollte antworten.

Da ging ein Klopfen an der Flurtür.

„Herein!" sagte die Metterin kurz und wendete

dem ungebetenen Gaste ein empörtes Gesicht zu. Aber als der eintrat, schwand der Zorn und machte einem höhnischen Ausdruck Platz.

„Der wird auch noch ein Wort zu reden haben," sagte sie mit seltsamer Betonung zu ihrem Sohne. Dann verließ sie die Stube.

Der eingetreten war, war der Reinhofbauer.

Der war ein hochgewachsener Mann von starken Gliedern, eine Erscheinung, wie sie alltäglich ist im Gebirge. Sein Haar war fast noch braun, kaum daß hier und da sich Grau einmischte. Sein rotes Gesicht trug den Stempel hellen Verstandes; aber der Starrsinn des Bergvolkes war um den Mund gezeichnet.

In Feiertagskleidern war der Bauer gekommen. Mit einem kurzen „Gut' Tag, Talammann!" hatte er seinen schwarzen Filz auf einen Stuhl geworfen. Die Metterin ließ er hinausgehen, ehe er redete. Dann tat er, als hätte er nichts gemerkt von dem Streit der beiden.

„Ich komme in einer ernsten Sache," sagte er und ließ sich nieder auf den Stuhl, den der Metter ihm hinschob. „Der Rudi, mein Bub — ist's erlaubt, geradeheraus zu reden?"

Verlegenheit überkam ihn. Ihm gegenüber lehnte der Ammann in seinem Lederstuhl, unbeweglich und wenig entgegenkommend. Den hatten die letzten Worte der Mutter gegen den Gast aufgebracht; er wußte selber nicht, warum.

„Nur zu," sagte er auf des andern Frage.

Der Reinhofer fuhr fort:

„Der Rudi möchte heiraten. Er — er mag die

Beate, Eure Schwester, und ich bin gekommen, um zu fragen, wie Ihr darüber denkt?"

Des Ammanns Miene hatte sich gehellt. Ein Lächeln ging um seinen Mund.

„Der Rudi ist brav — die Beate mag ihn wohl," sagte er nachdenklich.

„Ja, die hängen aneinander wie die Kletten," beeilte sich der andre zu bestätigen.

„Ich will mit dem Mädchen reden und — ich von mir aus habe nichts dagegen, daß die zwei einander nehmen, wenn er sie gut, so gut als nur einer kann, halten will! Sie ist eine liebe, die Beate; sie verdient, daß man Sorge zu ihr hat!"

Der Tanner schlug ein Bein über das andre. Der Mut kam ihm wieder und der Starrkopf.

„So — Ihr seid also zufrieden," sagte er gedehnt, „das freut mich! — Das wäre also richtig — bis — ich hätte halt noch etwas zu sagen!"

Ein paarmal fuhr er sich mit den Fingern ins Haar. Dann platzte er heraus:

„Der Rudi kann aber das Fennermädchen nicht zur Schwägerin brauchen!"

Des Ammanns Stuhl flog zurück. Mit einem Ruck war er auf, bleich bis an die Lippen.

„Soll das eine Bedingung sein?" fragte er drohend.

Der Tanner rieb die Hände. Er stotterte:

„Ja — ja — wisset Ihr — ich meine nur — ich sähe es gern, wenn der Rudi und die Beate ein Paar würden! Aber die Leute reden doch — und — Talammann, macht doch keinen dummen Streich — lasset doch die Sepha laufen! — Was findet Ihr denn an der?"

„Da drein hat keiner zu reden!“

So hielt der Metter seine Kühknechte im Zaum. Dem Tanner behagte der Ton nicht. Er warf den Kopf auch auf.

„So — ich denke doch, es darf sich jeder um seine künftige Verwandtschaft kümmern! — Ich meinerseits danke für die Sepha! — Eher soll der Rudi sich die Beate aus dem Kopf schlagen!“

Er griff nach seinem Hut und wandte sich zum Gehen.

„Es tut mir leid, Talammann! Es ist schade, daß die zwei einander nicht bekommen können, aber — —“

Seine Hand faßte die Türklinke.

Da quälte der Ammann ein paar Worte hervor.

„Gebt mir Zeit, daß ich die Sache überdenken kann!“

Des Reinhofbauern Miene wurde wieder freundlich. Er trat zurück in die Stube.

„Zeit? — Soviel Ihr wollt — die Woche? oder zwei Wochen? — redet nur!“

„Bis zum Sonntag,“ sagte tonlos der Metter.

Da streckte ihm der Tanner die Hand hin.

„Gut — es wird schon recht werden! — Ihr — Ihr — seid gescheit genug, daß Ihr einsehet, daß ich nichts Unbilliges verlangt habe!“

Er drückte des Ammanns Hand vertraulich und wie entschuldigend in der seinen. Dem seine Finger lagen reglos darin, und er sprach kein Wort weiter.

Da ging der Reinhofer.

Zehntes Kapitel

Eine Woche war verstrichen, seit der Talammann dem Dorf sein bestes Land geopfert hatte. Morgen wollte der Rat der drei Dörfer Sitzung halten, um zu beschließen, wie dem „Guet" gedankt werden könne. Ueber die Art und Weise, wie der Dank des Tales dem verdienten Manne könnte dargebracht werden, stritt sich Imboden. Die Weiber redeten herum, was die Zungen liefen.

Auf einmal drehte sich das Gespräch wie die Wetterfahne, wenn plötzlich der Föhn einsetzt. Die Fenner-Trini war in der Nacht durchgebrannt. Frisches Oel in die Klatschmühlen der Weiber!

Im Haus am Dorfende saß am Abend die Sepha mit rotgeweinten Augen. Auf dem Tisch drüben lag noch der Zettel, den die Trini zurückgelassen hatte. Und „sie habe es nicht ausgehalten und gehe in die Stadt zurück", stand darauf. Die Sepha wurde nicht Herr über den Groll und die Bitterkeit, die in ihr gegen die Schwester aufstiegen. Aber die war noch die einzige gewesen, die ihr nahestand! Wenn sie daran dachte, wurden ihr immer wieder die Augen heiß und feucht.

Auf einmal ging unten die Haustür. Wer mochte das sein? Die Nanny, die Witfrau, welche mit im Haus wohnte, war heute auf dem Taglohn beim Kreuzwirt. Die konnte noch nicht zurück sein. Wer kam denn zu Besuch?

Die Treppe und die Flurbretter knirschten unter den schweren Tritten, welche sich der Stube nahten. Dann trat die Staldenbäuerin ein. In der Stube herrschte ein einschläferndes Halbdunkel; aber die Sepha erkannte die Eintretende. Sie schnellte von ihrem Stuhle auf. Ein harter, feindseliger Zug legte sich um ihren Mund. Von der Metterin erwartete sie nichts Gutes.

Die trat ohne ein Wort an sie heran.

„Was habt Ihr wollen?" fragte die Sepha frostig.

„Bist allein?" fragte die andre dagegen.

„Ja," sagte das Mädchen.

„So mache Licht!"

Die Stimme der Metterin klang befehlend. Die Sepha maß sie mit einem unbeschreiblichen Blick. Dann ging sie und entzündete die kleine Lampe, die an der Decke hing. Und wieder wartete sie, daß die Bäuerin reden würde.

Die war mit den Augen den Bewegungen des Mädchens gefolgt.

„Du bist nicht schöner geworden," sagte sie plötzlich hämisch.

Die Sepha faßte nach der Lehne eines Stuhls. Ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe.

„Du willst hoch hinaus, Mädchen," begann die Bäuerin wieder.

Da brauste die Junge auf.

„Was wollt Ihr denn von mir?"

„Was ich will? — Dir sagen will ich, daß es mit deinen Hoffnungen nichts ist, daß du, solang ich lebe und mich wehren kann dagegen, nie dem

Marti seine Frau wirst, du Eingebildete, du! Zum Verstand will ich dich schon bringen, wenn du noch Verstand hast in deinem Muckenkopf, und will dir zeigen, wo du hingehörst und wo nicht, du — du — —"

Der Zorn übermannte die Frau, daß sie all ihrer Würde vergaß. Die Junge war ihr zehnmal über an Ruhe und Ueberlegung.

„Wer sagt, daß es mich verlangt, Staldenbäuerin zu werden?" sagte sie mit zuckendem Mund. „Wisset Ihr das so sicher?"

Der Ton der Frage hätte der Metterin beweisen sollen, daß sie nichts zu befürchten habe. Die aber verstand nichts.

„So — willst auch noch leugnen, du Schlechte, du? Hast nicht den Marti wieder eingezogen, kaum bist wieder im Ort gewesen?"

„Nein!"

Vor dem einen schneidenden Wort schwieg die Alte.

Nach einer Weile hob die Sepha still und langsam zu sprechen an.

„Ihr seid hergekommen, mich zu schimpfen und zu schmähen! Wenn Euer Sohn das wüßte, Frau, der ließe es nicht geschehen, weil er weiß, daß Ihr mir unrecht tut! Aber — ich weiß schon und verstehe es schon, daß der Gedanke, der Talammann könnte die Fenner-Sepha heiraten, Euch erzürnt, mehr jetzt noch als früher, und — und — ich kann Euch schon sagen — Ihr braucht nicht Angst zu haben! Ich weiß schon, daß er das nicht tun darf, und ich habe nie eine Hoffnung darauf gesetzt! Ich — ich — fragt ihn doch — ich habe ihm nein ge-

sagt, und ich werde ihm nein sagen, so oft er kommt! Ich" — ihre Augen füllten sich, aber sie drängte die Tränen zurück — „ich weiß schon, was ich ihm schuldig bin!"

Die Metterin konnte das Erstaunen nicht verbergen.

„Aber — du hast ihn doch gern?"

„Ja!"

„Und er dich?"

„Ich glaube!"

„Siehst! Siehst! — Was nützen mich da deine schönen Worte?"

Wieder packte der Groll die Alte. Aber tonlos redete die Sepha dazwischen.

„Habt doch keine Angst! — Ich gehe wieder fort — noch diese Woche, und dann — komme ich nicht mehr!"

Die Qual in den Worten hatte die Metterin doch erlauscht.

„Du bist besser, als ich gemeint habe," sagte sie seltsam. Dann fuhr sie, wie sich plötzlich besinnend, hastig fort: „Geh heut schon, Mädchen!"

„Heut? — In der Nacht?"

„Oder doch morgen zum frühesten!"

„Habt Ihr's so eilig? — Doch ja, vielleicht ist's besser so! — Gut, morgen, wenn der Tag auf ist, verlasse ich das Dorf! — Dann — dann könnt Ihr doch ruhig sein, gelt, Frau?"

Die ganze junge Gestalt zitterte wie im Fieber.

Die Metterin wurde freundlicher. Aus ihrer Tasche zog sie einen kleinen Beutel. Der klang an. Gold traf auf Gold darinnen.

„Sollst auch etwas haben, Mädchen, daß du so folgst! Da — nimm das auf den Weg!"

Sie bot der andern den Beutel. Die wurde kreideweiß. —

„Was seid Ihr für eine — Frau! — Seht Ihr, wenn Ihr nicht seine Mutter wäret, ich gäbe Euch den Schimpf zurück, den Ihr mir habt wollen antun! Ich zahlte Euch heim, Metterin, für das! — Aber jetzt — jetzt geht! Wir sind fertig miteinander! Und nie mehr in meinem Leben will ich Euch vergessen, was Ihr mir getan habt!"

Mit bebender Hand wies das Mädchen nach der Tür. Sie schien zu wachsen. Ihre Augen leuchteten in wildem Feuer.

Die stolze Staldenbäuerin verlor die Haltung. Verlegen steckte sie ihr Geld ein, und achselzuckend ging sie. Zu erwidern hatte sie nichts gewußt.

Hinter ihr schlug die Sepha am Tische in einen Stuhl wie vom Blitz getroffen. Auf das harte Holz legte sie den Kopf und schluchzte.

Ihr war ums Sterben!

Elftes Kapitel

Wie ein Lauffeuer war es durchs Dorf gegangen: Heute in der frühesten Frühe war die Sepha zu Berg gestiegen. Ein Geißbub hatte sie gesehen und sie um ihren Weg gefragt; sie hatte ihm gesagt, sie gehe in die Fremde — weit fort.

Das Dorf kam in einen Festtaumel. Nun stand der „Güet“ wieder so hoch da wie früher; das Mädchen war jetzt fort. Nun konnte das erregte Volk seiner Dankbarkeit Genüge tun. — — — —

Der Talrat hatte getagt. Stürmischer Jubel war im Volke über seinen Beschluß, den Metter zum Talammann auf Lebenszeit zu machen. Ein Gewalthaufe festlich gekleideter Talbewohner bewegte sich gegen das Rathaus.

Der Lärm der Nahenden drang zur Stube des Metterhauses.

Dort stand der Ammann mit verschränkten Armen wie einer, der Gericht hält. Lang wallte ihm der Bart und zitterte leicht, während er redete. Sein Gesicht war fahl; nur die Augen brannten darin wie die der Bäuerin. Diese lehnte an der Wand ihm gegenüber, den weißen Kopf aufgeworfen; und neben ihr saß der Reinhofbauer. Unter der Tür des Nebenzimmers aber standen der Rudi und die

Beate Hand in Hand, zwei, die sich Treu versprochen und sie zu halten gewillt sind gegen alle Welt.

Des Ammanns Stimme klang. Langsam, gewichtig fielen die Worte.

„Ihr seid gekommen, Eure Antwort zu holen, Tanner! Ich denke, es wird Euch genügen, was ich zu sagen habe! Der Rudi soll die Beate nehmen! Er soll sie halten als sein höchstes Gut und soll hier wohnen und wirtschaften und der Mutter zur Hand sein, daß sie Ruhe habe auf ihre alten Tage! Als Heiratsgut soll er von mir den ganzen Stalden, alles Metterland im Wildbachtal annehmen und darauf haushalten zu Nutz von Mutter und Schwester und zu Nutz und Ehr' vom Dorf!"

Er machte eine Pause. Dann wurde seine Stimme lauter.

„Was Eure Bedingung ist, die Ihr gemacht habt das letztemal, so sei's hier versprochen, daß von der Fenner-Sepha und mir keiner mehr etwas hören soll! — Seid Ihr's zufrieden so?"

Der alte Tanner stand auf und drehte verlegen den Hut in den Händen. Das mit dem Heiratsgut hatte ihn plötzlich um all seine Fassung und Würde gebracht.

„Ja, ja — freilich bin ich zufrieden," stotterte er. — „Aber, was habt Ihr denn im Sinn? — Was — —"

Der Metter antwortete nicht. Er war zu den beiden Jungen getreten.

„Ja — ihr habt einander schon gern, ich seh's, und" — seine Stimme klang halb erstickt — „seid halt glücklich zusammen!"

Er neigte sich über die Beate und küßte sie.

„Marti, was willst tun?" fragte sie ängstlich, mit nassen Augen.

„Was ich muß, Mädchen," sagte er hart und wandte sich.

Hut, Rock und Mantel lagen auf einem Stuhl in einer Ecke. Die nahm er auf. Aus seinem Schrank griff er einen Beutel.

„Das ist mein Erspartes, Mutter," sagte er, zum erstenmal sich zur Bäuerin wendend.

In der ihr Gesicht stahl sich plötzlich eine verzehrende Angst.

Von der Straße schollen die Hurrarufe der Bauern. Viele Schritte wurden laut im Flur. Dann trat eine Gruppe von Männern ein, den Pfarrer an der Spitze.

Mit dem Hut bedeckt und auf den Stock gestützt, stand der Ammann.

Der Pfarrer redete:

„Wir sind gekommen im Namen der Bürger und Niedergelassenen im ganzen Wildbachtal Dank zu sagen, Talammann! Ihr habt viel getan fürs Tal, so viel, daß das Volk meint, es könne Euch nicht genug ehren und Euch nie zeigen, wie lieb Ihr ihm seid! Zum Zeichen aber, daß es nicht will undankbar sein, wollen sich alle, alle zusammentun, Euer Land zu schönen, das Ihr dem Wasser preisgegeben habt dem Dorf zulieb; und die Mauer, die das Pulver gebrochen hat, soll wieder aufgebaut sein! — Der Talrat aber läßt Euch bitten, daß Ihr möchtet Euer Leben lang Ammann bleiben vom Tal, daß keiner mehr Euch wählen und keiner mehr

Euch abrufen kann! Daß Ihr sehet, wie alle im Tal Euch trauen für alle Zukunft, sollt Ihr Talammann sein auf Lebenszeit!"

Aufrecht hatte der Metter zugehört. Einmal war es wie ein Schluchzen durch seine mächtige Gestalt gegangen. Jetzt nahm er den Hut vom Kopfe und sagte:

„Ich sage Euch Dank, und Ihr könnt allen danken, die es so gut gemeint haben! Was ich getan habe fürs Dorf, habe ich gerne getan — aus Lust und Pflicht! Aber was Ihr mir anbietet, kann ich nicht annehmen! Ich habe einen weiten Gang vor mir!"

Auf einmal schien er sich auf die Zeit zu besinnen. Hast kam über ihn.

„Ja, es ist schon spät! — Ich muß fort!"

Er bedeckte den Kopf wieder und trat zur Nebentür. —

Mit einem Aufschrei warf sich die Bäuerin zwischen ihn und den Ausgang.

„Marti, wohin willst gehen?"

Er rang mit ihr und, der Stärkere, schob er sie beiseite. Einen Augenblick schien es, als wolle er im Zorn gehen. Dann küßte er der Frau das weiße Haar und — hatte die Stube verlassen.

*

Eine Weile später stieg er einsam auf verlorenem Fußpfad bergan in der Richtung nach dem Rotgletscher.

Im Dorf hatte er die Nebenwege gewählt, und

niemand hatte ihn zurückgehalten. Dem Rudi, der ihm gefolgt war, hatte er klargelegt, wohin er gehe, und daß er nimmer wiederkomme.

Aber eine mächtige Aufregung war in Imboden. Die legte sich lange nicht. Und vom „Guet“ wurde noch geredet — viele Jahre nachher.

Zwölftes Kapitel

Ein Saumpfad schlängelte sich der Höhe zu. Darauf lag noch fußhoher Schnee in blitzenden Körnern. Die Sonne hatte stundenlang auf den Weg gebrannt. Ein blasser Strahl fand noch jetzt Durchlaß zwischen den Bergkuppen im Westen. Die standen in roten Flammen. Bis auf den Rotgletscher reichte das Glühen. Der Widerschein lohte in den Fenstern des weltverlassenen Schirmhauses, das am Wege stand. Aber der Tag neigte sich rasch. Die Gluten verblaßten.

Unweit des Hauses auf ragendem, verschneitem Fels saß die Fenner-Sepha. In der Mönchsherberge wollte sie rasten für die Nacht.

Vom Felsvorsprung schaute sie hinab in die dunstüberspponnene Tiefe. Weit unten lag das Wildbachtal.

Dem Mädchen fraß das Leid am Herzen. Ausgestoßen schien sie sich und allen Lebenszweckes bar. Sie haderte mit dem Geschick und zwang das Schluchzen zornig nieder, das in ihre Kehle stieg.

Zu ihren Füßen aber, wohl noch eine Wegstunde tiefer, stieg einer bergan.

*

Und die Stunde war gegangen. Es nachtete. Mit bleischweren Füßen erhob sich das Mädchen. Sie fror, trotz dem Tuche, das sie umgeworfen hatte.

Da tauchte der späte Wanderer aus dem Schatten. Er trug Hut und Mantel. Eine mächtige Gestalt! Blond fiel ihm der Bart über die Brust.

„Heiliger Gott!"

Die Sepha stand mit weitaufgerissenen Augen und zitternden Leibes.

Dann riß der Metter sie an sich, hoch aufatmend, mächtig erregt.

„Küsse mich," sagte er leise.

Die wachsenden Nachtschatten verbargen das durstige Sichfinden der Lippen.

„Morgen, wenn die Sonne auf ist, steigen wir ins Tal, und du wirst meine Frau," sagte der Metter.

„Zurück nach Imboden?"

Ein heißer Schreck durchfuhr das Mädchen.

„Nein, vorwärts — in die Fremde, daß wir allein sind, du und ich!"

Sie gaben sich die Hände und gelobten sich einander an.

Um sie war Schweigen. Zu ihren Häupten erflammte ein Stern, silberig, mondhellen Scheines. Gewaltige Wächter standen die Berge. Von der Mönchsherberge rief eine Glocke zum „Ave".

Der folgten schweigend, in Andacht die beiden!



Ludwig Finckh

Rosen. Gedichte. 3. Auflage.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Fritz Marti in der **Neuen Zürcher Zeitung:** „Der Verse sind viele, der wahren Dichter wenige. Nur auf wenige Festtage im Jahr trifft es ein echtes Talent. Dieser seltene Tag ist dann aber für den Kritiker ein schöner und voller Fest- und Freudentag, und einen solchen bereiteten mir die ‚Rosen' von Ludwig Finckh."

Der Rosendoktor. Roman. 13. Auflage.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: „Die entzückendste Frucht vom Bücherherbst dieses Jahres. Finckhs Buch ‚Der Rosendoktor' ist wie Morgenröte. Nicht zuletzt haben die Frauen ihm dafür zu danken. Er stellt sie sehr hoch."

Biskra. Ein Oasenbuch. Mit 8 Bildern.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Literarisches Zentralblatt, Leipzig: „Kleine Kabinettstücke, die das, was die Kamera schaute, mit den Augen des Dichters wiedergeben, hingeworfen als Aphorismen und so manche Wahrheit enthaltend."

Rapunzel.
Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Basler Nachrichten: „Ein köstliches Buch. Es ist, als ob man durch verschwiegene grüne Waldtäler schritte und auf seiner Wanderung gute, einfache Menschen kennen lernte, denn es werden in dieser Erzählung keine großen Menschenschicksale entrollt; frisch und anmutig, naiv und derb zugleich erhebt sich vor uns die poetische Kleinwelt dieses ‚Rapunzel'-Idylls in unerschöpflichem Reichtum an Güte und Liebe. Und die Menschen, die darin herumgehen, sind zum Greifen deutlich gezeichnet."